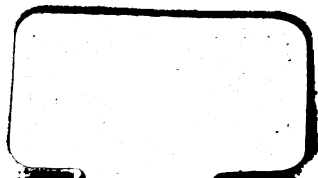


Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur.

herausgegeben
vom Verbande der Vereine für jüdische
Geschichte und Literatur in Deutschland.

Mit Beiträgen von U. Frank, H. Groß, M. Güdemann,
G. Karpeles, A. Kohut, M. Lazarus, B. v. Münchhausen,
R. Perles, M. Philippson, D. Simonsen.

Achter Band.

Berlin 1905.
Verlag von M. Poppelauer.

Druck von Rosenthal & Co., Berlin SO. 16
Rungestraße 20.

Inhalts-Verzeichnis.

Rückblick auf das Jahr 5664.

Von
Martin Philippson.

Die Bedeutung des vergangenen Jahres für uns deutsche Israeliten liegt in der großen und kräftigen Entwickelung, die unsere inneren Angelegenheiten während dieses Zeitraumes genommen haben. Es hat sich gezeigt, daß die große Mehrheit unserer deutschen Glaubensgenossen sich glücklich jeder Besorgnis entschlagen hat, mit dem Bekenntnisse ihrer Zusammengehörigkeit und mit der nachdrücklichen Forderung ihrer Rechte vor das volle Licht der Oeffentlichkeit zu treten; und daß sie gewillt ist, alle religionsparteilichen und lokalen Verschiedenheiten, die sie trennen, aufzugeben, um sich zu einer festen Einheit zusammenzuschließen. Darin liegt unseres Erachtens die hauptsächliche Wichtigkeit des im April dieses Jahres nach langen und schwierigen Verhandlungen endgiltig begründeten Verbandes der deutschen Juden. Zum ersten Male vereinigen sich die jüdischen Gemeinden Deutschlands als solche, um in fest und systematisch geregelter Vertretung nicht ihre inneren Angelegenheiten zu besorgen — das ist ja schon durch den „Gemeindebund" geschehen — sondern ihre bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte den Regierungen und den Parlamenten gegenüber zu verfechten. Dieser Entschluß beweist einen erfreulichen Fortschritt in der Festigkeit

und dem Mute der Gesinnung der deutschen Israeliten und wird sicher dazu dienen, ihre völlige Gleichstellung mit ihren christlichen Mitbürgern zu beschleunigen, die Achtung vor der jüdischen Gemeinschaft innerhalb wie außerhalb derselben zu stärken und dem Gefüge unserer Religions- und Stammesgemeinschaft diejenige Festigkeit zurückzugeben, die sich leider seit einigen Jahrzehnten allzusehr gelockert hatte. Solche allgemeine Wirkung möchte die wichtigste Folge der Gründung des Verbandes sein. Aber auch Einzelergebnisse müssen durch umsichtiges und tatkräftiges Wirken erlangt werden und werden schon tatsächlich angestrebt. Wir zweifeln nicht, daß die ehrlichen Zweifler an der Möglichkeit und Nützlichkeit des Verbandes, sei es daß sie von pessimistischem, partikularistischem oder orthodoxem Standpunkte ausgehen, durch dessen Arbeit von ihrer Skepsis allmählich bekehrt werden. Schon sind ja in seiner Leitung Juden aller deutschen Länder und aller religiösen Parteien zu einhelligem Tun vereinigt. Wie wenig der Verband aber einseitige „Reform"-Bestrebungen verfolgt, wird durch den Umstand bewiesen, daß seine erste Beschäftigung in umfassenden und noch nicht abgeschlossenen Bemühungen zum Schutze der Schächtfreiheit in den kommunalen Schlachthäusern bestand.

Aber nicht der Verband allein zeugt von der regen Schaffenskraft innerhalb des deutschen Judentums. Gemeindebund, Zentralverein, Literaturvereine, Bne-Brith-Logen, Hilfsverein, Rabbiner- und Lehrerverbände setzen ihre eifrige und segensreiche Tätigkeit fort, die Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums baut die Grundlagen für ihre umfassende Wirksamkeit aus und ruft mit dem „Grundriß für die Gesamtwissenschaft des Judentums" das monumentalste literarische Werk ins Leben, das unsere Glaubensgenossenschaft seit Jahrhunderten gekannt hat. Daneben ist der „Verein für Statistik der Juden" entstanden, der zugleich der Wissenschaft und dem Leben zu dienen hat, ist die Schaffung eines „Gesamtarchivs der deutschen Juden" gesichert, dessen Arbeiten wichtige geschichtliche, kulturgeschichtliche und rechtsgeschichtliche Ergebnisse liefern werden, und das zugleich einer konsequenten und gleichmäßigen Verwaltung der jüdischen Gemeinden unseres Vaterlandes dienen soll.

Alle diese Einrichtungen sind um so verdienstlicher, als sie mit der Geringfügigkeit unserer materiellen Mittel und mit dem Mangel an Männern zu kämpfen haben, die in einer so kleinen Minderheit, wie die jüdische ist, zugleich die Befähigung, das Interesse und den Opfermut besitzen, ihnen ihre Kraft zu widmen. Aber darin liegt auch eine der segensreichsten Wirkungen solcher Bestrebungen: es werden für das Judentum zahlreiche energische und geistig hervorragende Elemente wieder herangezogen und gewonnen, die sich ihm sonst mehr und mehr entfremdet hätten. Der „Assimilation" wird auf diese Weise die gefährliche Spitze abgebrochen. Freilich, die Schwierigkeiten, die solche Verhältnisse den Schöpfern und Leitern derartiger Veranstaltungen bereiten, sind ungeheuer und können von den Fernerstehenden gar nicht in ihrer Größe abgeschätzt werden.

Es ist die beständige Arbeit für Ausbau und Organisierung unserer Gemeinschaft um so nötiger, als bei dem Vorherrschen des konfessionellen und konservativ-agrarischen Geistes in Deutschland und zumal in Preußen wenig Erfreuliches für unsere Glaubensgenossenschaft aus der Heimat zur Erscheinung kam. Die preußischen Landtagswahlen im vergangenen Herbst änderten an der bestehenden Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses wenig. Die Konservativen besitzen beinahe die Mehrheit und können mit Hilfe des Zentrums jedenfalls die stärkere Betonung und Förderung des ohnehin schon übermäßigen Konfessionalismus in Verwaltungs- und Bildungsanstalten durchsetzen. Anstatt eines zählen die Antisemiten jetzt zwei Vertreter im Landtage. Dagegen sehen wir dort sechs jüdische Abgeordnete, von denen nur zu hoffen steht, daß sie in Zukunft auch tatkräftig gegen die Verletzung der Rechte ihrer Glaubensgenossenschaft eintreten werden.

An Gelegenheit dazu wird es ihnen nicht fehlen; die verfassungs- und gesetzwidrige Ausschließung der Juden aus der Verwaltung sowie von dem Offiziersstande in Preußen dauert noch fort; jetzt werden sie nicht einmal zu der hohen Würde des Unteroffizierberufes zugelassen. Sowohl im Reichstage, wie wiederholten Eingaben des Zentralvereins gegenüber hat der Kriegsminister erklärt, daß weder gesetzliche noch Verwaltungsbestimmungen vorhanden wären, die den

Juden den Zutritt zu den militärischen Befehlsstellen verschlössen. Aber merkwürdig, daß trotzdem kein Jude, auch nicht der tauglichste, mit den besten militärischen Zeugnissen versehene, zu solchen zugelassen wird. Hier eröffnet sich dem Verband der deutschen Juden eine weite Bahn der Tätigkeit.

Ebenso wenig werden Juden, trotz allgemein anerkannter wissenschaftlicher Begabung und langen Wartens, zu Professuren an den Universitäten befördert. Daß sie schwache Aussicht besitzen, eine ordentliche Professur zu erlangen, ist leider schon zur Gewohnheit geworden; neuerdings versagt die preußische Unterrichtsverwaltung den Juden selbst die außerordentliche. Man speist sie mit dem leeren Professortitel ab, der jetzt in so ungeheurer Fülle verteilt wird, daß er jedes Ansehen verloren hat. Eine Reihe angesehener jüdischer Gelehrter hat deshalb ihre Dozentur niedergelegt, aus Entrüstung und Scham über die Behandlung, die ihnen zuteil wird. Alle diese Vorgänge müssen einmal systematisch und in authentischer Form vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht werden.

Solche Beispiele von oben ermutigen selbstverständlich den Antisemitismus, den Juden überall, wo es angeht, Verdruß zu bereiten. Mehrere städtische Obrigkeiten haben unter dem unbegründeten Vorwande des Tierschutzes in ihren, mit lokalem Schlachtzwang ausgerüsteten Schlachthäusern das Schächten nach jüdischem Ritus untersagt. Der Verband deutscher Juden hat, wie erwähnt, eine umfassende Aktion begonnen, um durch gesetzgeberische Maßregeln solche Akte der Intoleranz für die Zukunft unmöglich zu machen.

Wenn auch den Radau-Antisemiten, wie dem wahnwitzigen Grafen Pückler-Kleintschirne, das Handwerk gelegt wird, so wirkt doch die von ihnen ausgestreute Saat des Hasses und der Verachtung nach. Ein schuldloser Jude aus Warschau, der Schriftsetzer Levi, ist in Stegers bei Konitz nur aus Bosheit einfach zu Tode geprügelt worden. Das Geschworenengericht hat den einen der beiden Haupttäter freigesprochen, den anderen zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. So billig wird in jenen Gegenden das Leben eines Juden eingeschätzt!

Im Königreich Sachsen hat ein neues Gesetz die Rechtsverhältnisse der jüdischen Gemeinden zwar nicht verbessert, aber doch gesichert und befestigt. Unsere sächsischen Glaubensgenossen sind mit dem Gesetze zufrieden, und da hat kein anderer hineinzusprechen.

Erfreulich ist die unbefangene Gesinnung im Herzogtum Sachsen-Meiningen; in den dortigen Landtag sind nicht weniger als drei Israeliten gewählt worden. Und wo die Bevölkerungen, wie dort und in vielen preußischen Provinzen, Juden derart das höchste Zeichen des Vertrauens und der Achtung geben, sollen unsere Glaubensgenossen nicht die nötige Autorität besitzen, um, geschützt von der eisernen militärischen Disziplin, das Amt als Offizier oder gar nur als Unteroffizier ausüben zu können!

Der greise Kaiser von Oesterreich ist anderer Ansicht. Unbekümmert um das Getobe „Alldeutscher" und Christlich-Sozialer, befördert er Juden zu den höchsten Stellen seines Heeres. Im vergangenen Jahre ist ein solcher General-Schiffbauingenieur, ein anderer geadelt, Generalmajor der Infanterie geworden. An jüdischen Obersten fehlt es nicht. So teilt nur Deutschland mit Rußland die Ehre, grundsätzlich Juden von dem Offiziersstande auszuschließen.

Auch in Frankreich beweisen die Juden hervorragende militärische Befähigung. Ein Jude wurde Divisionsgeneral (gleich unserem Generalleutnant) — der siebente Glaubensgenosse, der seit dem Bestehen der Republik diesen höchsten Rang in dem französischen Heere erlangt hat; denn die Marschallswürde ist abgeschafft. Zahlreiche andere israelitische Offiziere sind gleichfalls befördert worden, bis zum Oberstenrange. Neueste Erfahrungen — in Asien — haben nicht bewiesen, daß die Judenreinheit einem Offizierskorps eine erhöhte kriegerische Tüchtigkeit verleiht.

Solche Vorurteilslosigkeit in militärischen Dingen entspricht nur der Gesamthaltung der gegenwärtigen französischen Regierung, die keinen Unterschied unter ihren Staatsbürgern nach deren religiösen Anschauungen kennt und die lediglich eine Feindin bekämpft: die Partei der Unduldsamkeit. Glücklicherweise hat sie bisher allen Intriguen ihrer listigen und unbedenklichen Gegner zum Trotze ihren Platz behauptet.

Die städtischen Wahlen im vergangenen Frühjahr haben eine neue Niederlage der klerikal-nationalistischen Partei herbeigeführt, die vor allem die Munizipalverwaltung von Paris verloren hat und erleben mußte, daß an Stelle der ihr zugehörigen Stadträte vielfach Juden gewählt wurden. Der Antisemitismus hatte in so hohem Grade das Bewußtsein der Schwäche, daß er meist gar nicht unter eigener Flagge aufzutreten wagte. Das französische Volk hat sich auf sich selber besonnen und ist zu den hochherzigen Grundsätzen der Gleichheit und Vorurteilslosigkeit zurückgekehrt, die es seit mehr als einem Jahrhundert zum Lehrmeister und Vorbild der Nationen gemacht haben. Auch in Algerien ist der Antisemitismus, der noch vor fünf Jahren diese große Kolonie unbedingt beherrschte, gänzlich unterlegen. „Die Wahrheit dringt vor" — dieses herrliche Wort, das inmitten der traurigsten Umstände Emil Zola prophetisch verkündete, ist in vollem Umfange zur Wahrheit geworden, wenigstens in seinem schönen Vaterlande.

In dem benachbarten Belgien zeigt die dort herrschende katholische Partei, zu ihrem Ruhme sei es gesagt, den Juden gegenüber Gerechtigkeit und Wohlwollen, in höherem Grade vielleicht als die Radikalen und Sozialisten. Die Zahl der in dem kleinen freien Lande ansässigen Israeliten nimmt unausgesetzt zu. Die Gemeinde in Antwerpen hat sich derartig vergrößert, daß sie einen eigenen, teilweise vom Staate besoldeten Großrabbiner erhalten hat, neben dem Großrabbiner Belgiens, der in Brüssel residiert.

Auch in dem anderen niederländischen Staat, in Holland, erfreuen die Juden sich völliger Gleichstellung. Zum zweiten Male ist dort ein Israelit, Asser, Staatsminister geworden, während einer seiner Glaubensgenossen zum Vizepräsidenten des höchsten Gerichtshofes ernannt wurde. Es sind das Stellungen des allergrößten Vertrauens nicht nur auf das Wissen und Können, sondern auch auf den Charakter und das feine Taktgefühl der damit Beehrten.

Auch in Italien gelangen fortgesetzt Juden zu den höchsten Würden des Staates. In dem neuen Ministerium, das im vergangenen Herbst gebildet wurde, sitzt wieder ein Jude, Luigi Luzzati, der nunmehr zum fünften Male

Handelsminister geworden ist und übrigens bei jeder Gelegenheit seine tiefe Religiosität betont hat. Der bisherige — jüdische — Kriegsminister Ottolenghi wurde abermals mit dem Kommando des ersten Armeekorps, in Turin, betraut, ist aber leider vor kurzem verstorben. Der Baron Treves dei Bonfili in Mailand wurde vom Könige zum Senator ernannt, sodaß die erste italienische Kammer nunmehr neun israelitische Mitglieder zählt. Und dabei machen die Juden nur ein Dreizehntelprozent der italienischen Bevölkerung aus!

Mit Schrecken und Betrübnis glaubte man wahrnehmen zu müssen, daß in demjenigen Lande, das in dem seit drei Jahrzehnten tobenden Antisemitismus wahrlich ein Eiland der Gerechtigkeit und Freiheit gewesen war, daß in Großbritannien die Seuche gleichfalls einzuziehen begönne. Die Diskussion des Einwanderungsgesetzes sowie der beabsichtigten Einräumung eines ostafrikanischen Distriktes an die jüdische Kolonisation im Parlamente führte bei einzelnen Unterhausmitgliedern zur Aeußerung von Anschauungen, die mindestens nicht als judenfreundlich zu bezeichnen sind. Zu Grunde lag immer die Furcht vor dem jüdischen Mitbewerb im geschäftlichen Leben. Aehnliche Motive hatten auch volkstümliche Ausbrüche gegen die Juden zur Folge, wie sie in England seit anderthalb Jahrhunderten unbekannt waren. Aufgehetzt von einem katholischen Priester, namens Creagh, tumultierte der Pöbel der irischen Stadt Limerick gegen die dort erst seit zwei Dezennien wohnhaften Israeliten; über diese wurde förmlich der Boykott verhängt, und es dauerte lange, bis die Zureden Besonnener und die Einwirkung des katholischen Bischofs von Limerick die Ruhe wieder herstellten.

Und doch sind die Juden keineswegs die Feinde schwerer Arbeit, die „Aussauger", als die man sie hinzustellen liebt. Man gönnt ihnen aber auch diese Arbeit nicht. Die Unruhen der heimischen Werkleute gegen die in den walisischen Stahlwerken beschäftigten jüdischen Arbeiter haben sich erneuert. Ebenso sind in den schottischen Kohlengruben zwölfhundert jüdische Auswanderer aus Polen tätig. Ein Mitglied des englischen Unterhauses verlangte die Vertreibung dieser „Fremden" aus einem britischen Bergwerke, da sie eine „Gefahr" für dieses bildeten. Er erhielt aber von dem

Staatssekretär Akers-Douglas eine durchaus abweisende Antwort, die den armen jüdischen Arbeitern völlig gerecht wurde. Wie soll auch diese gedrückte Minderheit es einrichten, um den Angriffen zu entgehen? Beschäftigt sie sich in liberalen Berufen oder im Handel, so macht sie die „Drohnen", die „Blutsauger" aus; arbeitet sie schwer mit der Hand und im Schweiße des Angesichts, so nimmt sie den einheimischen Werkleuten das Brot vor dem Munde weg!

Aber in England, dem Lande der altüberlieferten Freiheit und Gerechtigkeit, können Vorurteil und Gehässigkeit auf die Länge den Sieg nicht davontragen. Die Leser erinnern sich, daß die Einwanderung jüdischer Emigranten aus Rußland und Rumänien, die sich übrigens alljährlich nur auf 2500 bis 3000 Köpfe beläuft, eine Bewegung zur Folge hatte, die auf gesetzliche Eindämmung der fremden Einwanderung hinzielte, vor allem aber die ausländischen Juden fernzuhalten bezweckte. Ein diesbezüglicher Gesetzesvorschlag wurde, nach langen Vorbereitungen, tatsächlich von der Regierung bei dem Unterhause eingebracht. Er ist aber über die zweite Lesung nicht hinausgekommen, und ein großer Teil der Volksvertreter hat ihm einen so entschlossenen Widerstand geleistet, daß er in der gleichen Form wohl nicht wieder erscheinen wird.

Wie fest die britische Regierung im Grunde an den Prinzipien der Gleichberechtigung hält, wird wiederum durch die Tatsache erwiesen, daß ein gläubiger Israelit, Sir Matthew Nathan, den wichtigen und ehrenvollen Posten eines Gouverneurs der Stadt und Kolonie Hongkong erhalten hat. Dieser selbe Sir Matthew Nathan war früher zum Militärattaché der englischen Botschaft in Berlin bestimmt, allein die deutsche Reichsregierung weigerte sich, einen Juden in dieser hohen Position zu empfangen. Solche Gegenüberstellung genügt, um die Kluft zu bezeichnen, die unsere deutschen Zustände von denjenigen aller übrigen Kulturländer trennt.

Die jüdische Einwanderung ist in Nordamerika viel stärker als in England. Die Zahl dieser Emigranten war im Jahre 1903/1904 (= 5664) größer als je: über 80000 Seelen nur in New-York, zwanzigtausend mehr als im Vorjahre; mit Einschluß der Häfen von Philadelphia und Baltimore muß die Gesamtzahl mindestens 95000 betragen. Und doch

werden die Einwanderer, mit Ausnahme der Schwerkranken und der offenkundigen Bettler, ohne jede Schwierigkeit auf dem Gebiete der Union aufgenommen. Im Gegenteil, das Abgeordnetenhaus in Washington hat wiederholt seine Sympathie für die verfolgten Israeliten in Rußland kräftig geäußert, ohne einen einzigen Widerspruch; und die Regierung der Vereinigten Staaten bemüht sich unausgesetzt, ihren Bürgern jüdischen Bekenntnisses dieselbe Bewegungsfreiheit, wie den christlichen, in dem Zarenreiche zu verschaffen.

Auch im eigenen Innern hat das nordamerikanische Volk das Vorurteil beseitigt. In dem Abgeordnetenhause der Union sitzen vier Israeliten, und im Senat ist der Staat Maryland durch einen ausgezeichneten jüdischen Rechtsanwalt vertreten.

Nicht minder erfreulich ist die geistige Bewegung unter den amerikanischen Israeliten. 81 Tages-, Wochen- und Monatsblätter, 13 Jahrbücher verfechten ihre Interessen und dienen ihrer Aufklärung und Unterhaltung. Ihre theologischen Lehranstalten sind mit finanziellen Mitteln ausgestattet, die uns in Deutschland geradezu fabelhaft erscheinen. Die große „Jüdische Encyklopädie" erscheint und gibt der ganzen jüdischen Welt ein Beispiel, was Beharrlichkeit, reiches Wissen, rühriges Zusammenarbeiten auf dem Gebiete der jüdischen Wissenschaft zu leisten vermögen. Andere große wissenschaftliche Unternehmungen sind in der Vorbereitung und versprechen günstigen Erfolg. Ueberall finden wir hier reges Schaffen und fröhliches Vorwärtsstreben, in dem beglückenden Bewußtsein, einer großen vordringenden Gemeinschaft anzugehören.

Ein Teil des jüdischen Auswandererstromes richtet sich in immer verstärktem Maße nach dem britischen Nordamerika, nach Kanada. Teils werden dort die Juden von der Jewish Colonization Association als Ackerbauer angesiedelt, teils — und das sind bei weitem die zahlreichsten — kommen sie auf eigene Faust ins Land, wo sie sich als Handwerker, als Händler beschäftigen oder von ihren schon angesessenen Glaubensgenossen als Arbeiter in den Fabriken untergebracht werden. Die Gemeinde von Montreal allein nimmt jährlich um mehr als tausend Seelen zu.

Wir stehen nicht an, diese außerordentliche Entwicklung des nordamerikanischen Judentums, wie sie sich seit den letzten

beiden Jahrzehnten vollzogen hat und in immer steigendem Maße vollzieht, für die bei weitem wichtigste Erscheinung in der neuesten jüdischen Geschichte zu bezeichnen. Hier, in Ländern vollkommener persönlicher, staatlicher und religiöser Freiheit, liegt die Zukunft unserer Glaubensgemeinschaft; hier, wo keine barbarischen Ueberlieferungen des Mittelalters sie beengen, kann sie sich unbehindert und groß entwickeln, im engsten Zusammenhange mit dem neuen Vaterlande, und doch in der ihr selbst eigentümlichen Weise, nach ihren besonderen Anlagen und Aufgaben.

Insofern können wir die Zurücksetzungen und Verfolgungen, welche die Juden nach dem Westen aus Rußland treiben, als eine Fügung der Vorsehung betrachten. In diesem letzteren Lande ist das Jahr etwas besser verlaufen, als sein Vorgänger. Ein gewisser Stillstand in den judenfeindlichen Maßregeln der Regierung scheint eingetreten zu sein. Freilich im Beginne herrschte noch der grundsätzliche und unversöhnliche Gegner der Israeliten, Plehwe, in unbegrenzter Machtvollkommenheit. Er erneuerte immer wieder seine Versuche, den Juden alle Schuld an den Uebelständen in Rußland in die Schuhe zu schieben. „Die Juden im allgemeinen sind nicht nur wütende Revolutionäre, sie sind alle Mörder,“ entblödete sich dieser Fanatiker nicht, den von ihm selbst zusammenberufenen jüdischen Notabeln zuzurufen. Der gerechtere und aufgeklärtere Unterrichtsminister Senger mußte aus seiner Stellung weichen, weil er es schüchtern gewagt hatte, für die Juden ein Wort einzulegen. Und so gingen denn die Verfolgungen ruckweise weiter. Bei Annäherung des Krieges mit Japan wurden alle Juden, die in der Nähe der sibirischen Bahn wohnten, ausgetrieben, und zwar zu Fuß. Zwei- bis dreitausend Unglückliche mußten einen Weg von drei- bis fünfhundert Meilen bei einer Kälte von zwanzig bis vierzig Grad durchwandern — ohne jede Verschuldung ihrerseits, nur aus beschimpfendem Verdacht des Generals Kuropatkin, der freilich gegen das japanische Heer viel weniger siegreich war, als gegen die wehrlosen Juden. Dem Benehmen und den Gesinnungen der Regierung entsprach es nur, wenn der Pöbel, besonders in betrunkenem Zustande, an verschiedenen polnischen und eigentlich russischen Orten

noch gegen die Juden Exzesse begangen hat, die von der Polizei gar nicht oder doch erst dann unterdrückt wurden, wenn die Juden sich gegen ihre Feinde mutig zur Wehr setzten. Wurden doch die Plünderer und Mörder durch den grotesken Ausgang des Kischinewer Prozesses ermutigt. Hier wurde die Oeffentlichkeit unterdrückt, die Sachwalter der Juden zur Niederlegung ihres Mandates gezwungen, die Zeugen eingeschüchtert — endlich kamen einige Sündenböcke mit milden Strafen davon, während die Mehrzahl der Verbrecher freigesprochen, die Zivilansprüche der geschädigten Juden abgewiesen wurden. Das hieß die Juden vogelfrei erklären — von russischen Rechts wegen.

Und so ging es weiter. Der Zugang zu der — übrigens China gehörigen — Mandschurei wurde von den russischen Behörden den Juden untersagt, mit Ausnahme der Armeelieferanten. Man hat augenscheinlich vergessen, unter den Ausnahmen auch die vielen Tausende jüdischer Soldaten und Aerzte zu erwähnen, denen gnädiglichst vergönnt wird, dort für Väterchen Zar ihr Blut zu vergießen oder in den Hospitälern zu verfaulen! Und während man die Juden zu eifriger Betätigung ihres Patriotismus aufforderte, verbot man ihren Kranken, die berühmten Spezialärzte in Moskau aufzusuchen, oder an der russischen Riviera, dem Südufer der Krim, Heilung für ihre Leiden zu finden. Auch die Sommerfrischen in Finnland wurden den Juden untersagt. Vergebens frägt man nach irgend wie vernünftigen Gründen für solche Scheußlichkeiten, die eben nur aus wahnsinnigem Judenhaß oder aus Lust an Grausamkeit zu erklären sind.

Wie künstlich das russische Volk von der Regierung für die Verfolgungen bearbeitet werden muß, erweist der Umstand, daß die sozialdemokratische christliche Arbeiterschaft dort einen massenhaft im Geheimen verbreiteten Aufruf zu Gunsten der Juden erließ, mit der Aufforderung an ihre Genossen, bei allen Krawallen für die Juden Partei zu nehmen.

Die Unglücksfälle, die Rußland wider dessen Verhoffen in dem Kriege gegen die bisher von ihm verachteten Japaner erlitten hat, haben einige Abschwächung der Verfolgungssucht bewirkt. Die Regierung hatte andere, schwerere Sorgen, als die um Bekämpfung einer wehrlosen Minderheit der eigenen

Untertanen. Sie mußte, um die ungeheuren Kriegskosten bestreiten zu können, wiederholt Anforderungen an die westeuropäische Finanzwelt stellen, und diese bestand nun einmal zum großen Teile aus Juden, die, trotz aller Lauheit ihrem Glauben und ihren Glaubensgenossen gegenüber, doch ihr Herz dem Mitleid und dem Zorn über deren schwere Bedrängnisse nicht ganz zu verschließen vermochten. Endli zeigten die russischen Juden einen Patriotismus, der um so rührender, um so edler, um so ethisch höher zu bewerten ist, je stiefmütterlicher das Vaterland sich ihnen gegenüber zeigte, je schändlicher Lüge und Bosheit auch die Niederlagen der Russen durch jüdische Machenschaften zu erklären und zu beschönigen suchten. Zwölftausend jüdische Soldaten, etwa der zehnte Teil des ganzen damaligen Feldheers, kämpften schon im Beginne des Krieges auf den Schneegefilden der Mandschurei gegen Japan, höchlichst belobt von der eigenen Obrigkeit; und seitdem sind unter den mehrfachen Truppennachschüben weitere Tausende jüdischer Streiter gewesen. Auch die Spenden an Geld, Verbandstücken, Liebesgaben hat die jüdische Mildtätigkeit in Menge für die Armee geliefert; in dem blutarmen Podolien allein wurden von ihr während der drei ersten Kriegsmonate lediglich an Bargeld 63 000 Rubel aufgebracht. Im großen haben die jüdischen Kapitalisten Rußlands auch finanziell die Regierung nach Kräften unterstützt, sodaß sie widerwillig deren Haltung lobend anerkennen mußte.

So zeigte Plehwe einige Milderung seines grausamen Hasses; Maßregeln zur Aufbesserung der Lage der Israeliten wurden in Aussicht gestellt. Eine Anzahl Dörfer, in denen, selbst innerhalb des Ansiedelungsrayons, den Juden der Aufenthalt verboten ist, wurde mit dem Namen „Flecken" geziert, damit es dort den Juden erlaubt sei sich niederzulassen. Weiter kam Plehwe nicht — da traf ihn die Hand des Mörders, nicht eines jüdischen, sondern eines christlich orthodoxen. Jeder Mord ist ein Frevel; allein das Verschwinden Plehwes wurde von allem, was nicht fanatisch ist, in der ganzen Welt als eine gerechte Strafe und als eine Erlösung betrachtet. Unter Wittes Vorsitz wurde nunmehr ein „Gnadenmanifest" für die Juden bei Gelegenheit der Geburt des Thronfolgers ausgearbeitet. Es fiel kläglichst

genug aus. Den reichen und gebildeten Juden wurden darin einige Erleichterungen inbezug auf Reisen und Aufenthalt gewährt, aber die traurige Lage der großen Masse des jüdischen Proletariats wird in nichts gebessert. Es ist nichts geschehen, um die bestehenden unhaltbaren Lebensbedingungen von 4½ Millionen russischer Untertanen wesentlich zu ändern. Eigentlich scheint das Manifest nur dazu bestimmt zu sein, dem Auslande und zumal der Bankwelt Sand in die Augen zu streuen.

An Plehwes Stelle ist endlich der Fürst Swiatopolsk-Mirski zum Minister des Innern ernannt worden. Es geht ihm der Ruf eines aufgeklärten und wohlwollenden Mannes voraus. Schon sein Vater hatte sich als Generalgouverneur von Charkow der Juden angenommen und für sie verhältnismäßige Gleichberechtigung gefordert. Der Sohn verkündet allenthalben, daß er kein Feind der Juden sei und sich zumal der im Elende schmachtenden unteren Klassen der Hebräer anzunehmen beabsichtige. Allein es klingt doch verdächtig, wenn der Fürst hinzusetzt: man könne den Juden unmöglich all die gleichen Freiheiten bewilligen wie den Christen — denn sonst würden sie sich durch ihren Fleiß, ihre Nüchternheit und Rührigkeit zu rasch entwickeln auf Kosten des nationalen Elementes. Das war ja stets die Entschuldigung der anscheinend wohlgesinnten Gegner der Judenemanzipation — in Deutschland wie in Rußland. Ignatiew und Plehwe selber haben im Beginn ihrer ministeriellen Laufbahn nicht anders gesprochen. Und dann, wie viel Macht wird die den Kaiser umgebende reaktionäre und kirchliche Clique dem neuen Minister belassen, und auf wie lange? Sollte er wirklich freisinnig auftreten wollen, wird seine Herrlichkeit nur kurze Zeit dauern. Wir Juden sind ja Gottlob Optimisten — nur dadurch haben wir die schrecklichen Jahrtausende ertragen können; aber den russischen Zuständen gegenüber hat auch der Optimismus seine Grenzen.

Rußlands geborener Gegner auf dem Felde der Politik ist Rumänien, aber in der Feindschaft gegen das israelitische Element ist es jenem ebenbürtig. Die Auswanderung der Juden aus Rumänien nimmt deshalb von Jahr zu Jahr zu; 1902/1903 betrug ihre Zahl nur nach den Vereinigten

Staaten 8011 und scheint sich 1903/1904 noch gesteigert zu haben. In den letzten sechs Jahren haben mindestens fünfzigtausend Juden das ungastliche Land der Bojaren verlassen, zur Sorge selbst vieler rumänischer Politiker, die einen wirtschaftlich tätigen Bestandteil ihrer Heimat entzogen sehen. Trotzdem ist eine grundsätzliche Aenderung in der Haltung der rumänischen Regierungskreise den Israeliten gegenüber nicht zu erwarten. Zwar hat der höchste Gerichtshof in Bukarest wiederholt das Urteil gefällt, daß alle in Rumänien geborenen Juden als rumänische Staatsbürger anzuerkennen seien. Allein es ist wenig Hoffnung vorhanden, daß dieser Ausspruch des Kassationshofes von Seiten der Lenker des rumänischen Staates Beachtung finde. Man kann und muß dem intelligenten und tatkräftigen Teile der rumänischen Judenheit nur den Rat geben: fort, auswandern!

An Judenfeindschaft und an gesetzloser Willkür den Juden gegenüber können wir mit Rumänien Marokko vergleichen. Seitdem in diesem unglücklichen Lande der Bürgerkrieg zwischen dem Sultan und dessen verschiedenen Nebenbuhlern wütet, ist es für die von allen gleich mißhandelten Israeliten zu einer wahren Hölle geworden. Die Verödung der Aecker und die allgemeine finanzielle Krise bedroht sie mit dem Hungertode. Die Aufständischen mißhandelten, plünderten und mordeten unter den fünfzehnhundert Juden in Stat bei Casablanca; nur die schnelle Unterstützung durch die Glaubensgenossen in Europa bewahrte die Unglücklichen vor gänzlichem Untergange. Die Truppen des Sultans dagegen ahmten in Tazza das Verfahren ihrer Gegner wider die Juden nach; und der Pöbel griff das Judenquartier in der Stadt Marokko selbst an. Eine Besserung wird erst wohl eintreten, wenn Frankreich und Spanien das barbarische und zerrüttete Land besetzt haben werden.

Den geknechteten und verfolgten Juden aller dieser Staaten ist ja die Sehnsucht nach einer wahren Heimat, nach einem wahren Vaterlande, nach einem ihnen selbst gehörigen, nach einem jüdischen Staate durchaus natürlich. Aus den Ländern des Ostens zieht der Zionismus seine Kraft, wenn auch seine geistigen Führer dem westlichen und mittleren Europa angehören. Der hervorragendste, der edelste und

allgemein anerkannteste unter ihnen, Theodor Herzl, ist durch einen vorzeitigen Tod hinweggerafft worden, zum lebhaften Schmerze nicht nur seiner engeren Anhänger, sondern aller, die seine opferfreudige Gesinnung, seine hohe Begabung und seine brennende Liebe für seine Stammes- und Glaubensgenossenschaft zu würdigen wußten. Aber welches auch die Bahnen sein mögen, auf denen nunmehr der Zionismus wandeln wird, Hoffnung und Zuversicht wird uns Israeliten alle nicht verlassen.

Während überall jenseits des atlantischen Ozeans die Judenheit in ungeahnt glänzender und versprechender Weise, der Zahl und der Qualität nach, sich entfaltet, faßt sie auch von neuem an den fernsten Gestaden des großen Ozeans Wurzel. Seit diesem Jahre erscheint in China das erste jüdische Blatt — in englischer Sprache — der „Bote Israels“ (Israels Messenger): wahrlich ein Bote, daß die Lehre des Ewigen von Land zu Land, von Meer zu Meere fliegt, und daß sie aller Gegnerschaft zum Trotz die ganze Erde bedeckt.

Literarische Jahresrevue.

Von

Gustav Karpeles.

Spätere Geschlechter werden es kaum begreiflich finden, daß im Jahre 1905 — 60 Jahre nach Zunz und 55 Jahre nach Steinschneider — über den Begriff „jüdische Literatur" sich eine Debatte entspinnen konnte, und zwar in demselben Blatte sich entspinnen konnte, in dem derselbe Moritz Steinschneider mit nie alternder Geistesfrische seine „Allgemeine Einleitung in die jüdische Literatur des Mittelalters", ein Werk, von dem man schon heute sagen kann, daß es bahnbrechend wirken wird, zu veröffentlichen begonnen hat.

Vor 60 Jahren hat Leopold Zunz in seinem Buche „Zur Geschichte und Literatur" ein Einleitungskapitel über die jüdische Literatur gegeben, welches grundlegend und maßgebend geblieben ist. In demselben Jahre schrieb er für die neunte Auflage von Brockhaus' Konversationslexikon den Artikel über die jüdische Literatur, von der er sagte, daß sie „auf der hebräischen wurzelnd und meist in der hebräischen Sprache fortschreitend, bald persische Religionsbegriffe, griechische Weisheit und römisches Recht wie später arabische Poesie und Philosophie und europäische Wissenschaft in sich aufnahm, was aber alles dem väterlichen Glauben sich unterordnen mußte. Seit jener Zeit tätig, hat die jüdische Literatur, welche man unpassend auch die rabbinische nennt, ohne

äußere Aufmunterung an der Ausbildung des menschlichen Geistes Anteil genommen und in den noch lange nicht gebührend erkannten Schätzen dieser Tätigkeit liegt ein Reichtum aller Jahrhunderte und ein Vorrat der mannigfaltigsten Erzeugnisse verborgen. Nationale und fremde Weisheit gehen in derselben einen Gang ununterbrochener Entwickelung und man kann sie in neun Perioden teilen."

Fünf Jahre später hat Moritz Steinschneider seinen weltberühmten Essay über jüdische Literatur in der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber veröffentlicht und dort eine scharf umrissene Definition des Begriffes gegeben, die so zutreffend ist, daß wohl kaum je eine bessere wird gegeben werden können. Es heißt dort im § 1: „Die Literatur der Juden im weitesten Sinne begreift eigentlich alles, was Juden von den ältesten Zeiten an bis auf die Gegenwart, ohne Rücksicht auf Inhalt, Sprache und Vaterland, geschrieben haben. Sie umfaßt demnach die hebräischen, chaldäischen und griechischen Schriften der Bibel und der Apokryphen, die neuhebräische (nachbiblisch-hebräische) Literatur durch zwei Jahrtausende, aber auch die Schriften der Juden in den Sprachen der alten Welt, welche in verschiedenen Perioden das Hebräische ersetzten oder gar verdrängten." Diese Definition ist klar und verständlich. Wenn sie nicht so präcis ist, wie man es wünschen möchte, so liegt die Schuld wahrlich nicht an dem, der sie gegeben, sondern an den eigentümlichen und unüberwindlichen Schwierigkeiten, die im Wesen der Sache liegen und die Steinschneider wieder sehr klar in demselben Paragraphen ausgesprochen hat: „In diesem Durchgang durch so viele Länder, Sprachen und Materien liegt eine, die Auffassung und Würdigung besonders erschwerende Eigentümlichkeit; gewiß bilden aber diese anscheinenden Aggregate von Schrifttum einen stetigen Organismus, insofern die Träger desselben ein eigentümliches Ganzes bilden, welches mit dem Namen: Religionsgenossenschaft nicht erschöpfend, mit dem der Nationalität nur annäherungsweise bezeichnet ist."

Wie war es nur möglich, so fragen wir noch einmal, daß fünfzig Jahre später sich eine Debatte über den Begriff entspinnt, die so gut wie gar keine Rücksicht nimmt auf die

vorhergehenden Fassungen, welche derselbe von Männern wie Zunz und Steinschneider erfahren hat? Ich glaube, daß die Antwort auf diese Frage in der kurzen, aber sehr klugen Bemerkung Steinschneiders liegt, die ich zuletzt citiert habe, und seine Andeutung, daß das Judentum ein Ganzes bilde, welches mit dem Namen Religionsgenossenschaft nicht erschöpfend, mit dem der Nationalität nur annäherungsweise bezeichnet werden kann, erklärt den Ursprung wie den Verlauf dieser Debatte in einer Zeit, in der auch im Judentume (nach berühmten Mustern) der Nationalismus seine üppigsten Blüten treibt.

Was ist nun aber die Frucht dieser Debatte? Die Frage ist für unsere literarische Jahresrevue ja von entscheidender Bedeutung und muß deshalb hier ausführlich besprochen werden. Nach meiner, und wie ich wohl annehmen darf, auch nach der Meinung der Meisten, die mit irgend welcher Sachkenntnis an die Prüfung dieser Frage herangetreten sind, ist Professor Wilhelm Bacher in diesem Kampfe der Sieger geblieben. Seine Antwort auf die Frage: „Was ist jüdische Literatur?" (die in der Jewish Quarterly Review Bd. XVI No. 62 aufgeworfen wurde) ist streng sachlich und erschöpfend. Mit scharfsinnigen Argumenten hatte es kurz vorher ein Anderer unternommen, den Begriff und Umfang der jüdischen Literatur näher zu bestimmen und war dabei zu Ergebnissen gelangt, die man sehr milde bezeichnet, wenn man sie paradox nennt. Darnach gehörten zur jüdischen Literatur nur solche Werke, die, sei es durch Juden oder durch Nichtjuden, in hebräischer Sprache über welchen Gegenstand immer geschrieben wurden. Was in anderen Sprachen von Juden und über Judentum geschrieben wurde und wird, dürfe zu dem unter dem Namen „jüdische Literatur" zusammengefaßten Literaturgebiete nicht gerechnet werden. Nur zwei Ausnahmen wurden gnädig zugelassen, welche diese von dem Merkmal der Sprache ausgehende Definition durchbrechen; die eine betrifft natürlich den jüdisch-deutschen Jargon, der von den Nationalisten in unserem Lager ja jetzt so stark protegiert wird. Die in diesem Dialekt verfaßten Schriften sollen, wenn sie in hebräischen Buchstaben geschrieben oder gedruckt sind, auch als jüdische Literatur gelten. Man scheint also diesen Jargon

nicht für einen deutschen, sondern gar für einen hebräischen Dialekt zu halten.

Mit Recht weist Bacher darauf hin, zu welchen Absurditäten diese Definition führen würde. Maimunis „Führer der Irrenden", Jehuda Halevis „Kusari", Bachjas „Herzenspflichten" wären also in ihren Originalen nicht jüdische Literatur. Die Septuaginta, die Bibelübersetzungen Saadias und Mendelssohns, ja noch mehr, die ganze Literatur des jüdischen Hellenismus, die arabischen Schriften der mittelalterlichen Philosophen, die Werke, in denen die moderne Wissenschaft des Judentums begründet und gelehrt wurde, das alles wäre nicht als jüdische Literatur zu betrachten, von den aramäisch geschriebenen Kapiteln der Bibel und von der ganzen Traditionsliteratur in Talmud und Midrasch gar nicht zu reden. Dagegen würde eine hebräische Uebersetzung aus Aristoteles oder Kant, aus Shakespeare oder Schiller und ebenso die hebräisch geschriebene Broschüre irgend eines christlichen Missionärs wohl unter den Begriff jüdische Literatur fallen.

Der verhängnisvolle Grundirrtum, welcher diese zu so merkwürdige Konsequenzen führende Definition veranlaßte, liegt eben in dem Umstande, daß man dabei von nationalen Gesichtspunkten ausging. Aber man vergißt, daß für die Juden, wenn sie sich auch als Einheit bis auf den heutigen Tag erhalten haben, die hebräische Sprache durchaus nicht in demselben Sinne nationale Sprache geblieben ist, wie die Sprachen anderer Kulturvölker, die man so gern zur Vergleichung heranzieht. Schon aus dem 13. Jahrhundert, wohl gemerkt aus dem 13. Jahrhundert, citiert Bacher das merkwürdige Wort eines berühmten orientalischen Forschers Tanchum Jeruschalmi, der in der Einleitung zu seinem arabisch geschriebenen hebräischen Wörterbuch ausdrücklich erklärt: „Wir sind eine Nation ohne eigene Sprache." Und nun sollten wir im 20. Jahrhundert plötzlich diese Spracheinheit erhalten haben, gerade in einem Zeitalter, wo, wie alle Kundigen wissen, die Kenntnis dieser Sprache leider immer mehr abnimmt?

Nein, Bacher hat Recht! Die jüdische Literatur ist nichts anderes als Literatur der Juden, insoweit in ihr die

geistigen Bestrebungen und geistigen Richtungen der Bekenner des Judentums als solcher und Angehöriger der jüdischen Gemeinschaft zum Ausdruck gelangen. „Die Sprachen, in denen die Werke der jüdischen Literatur verfaßt sind, sind eben die Sprachen, welche neben dem Hebräischen zum Vehikel des jüdischen Geistes geworden sind". Dabei bleibt es und daran wird keine Zeitströmung etwas ändern können.

In diesem Sinne hat auch Steinschneider, wie er ausdrücklich bemerkt, seine bereits oben erwähnte Einleitung in die jüdische Literatur des Mittelalters gehalten. Diese Einleitung ist aus Vorlesungen entstanden, die er in der ältesten jüdischen Lehranstalt, in der Veitel Heine Ephraim-Stiftung, in den Jahren 1859—1897 gehalten hat. Es war seine erste Vorlesung, die er 1895 so ausgearbeitet, wie sie jetzt der Oeffentlichkeit übergeben wird. Es kann für die Leser gewiß nur von hohem Interesse sein, den Spuren dieses Geistes zu folgen, und ich will deshalb ein kurzes Resumee der bis jetzt erschienenen Teile dieses Werkes hier geben. Steinschneider eröffnet dieses mit einigen orientierenden Bemerkungen. Er legt seiner Darstellung folgende allgemeine Gesichtspunkte zu Grunde. I. Nationalität oder Rassenverhältnis, II. Geographisches, III. Religiöse Entwickelung, IV. Politisches, V. Kultur, und zwar: Schönes, Gutes, Wahres. VI. Sprache, VII. Encyklopädische Entwickelung einzelner Fächer, Kampf um Wissenschaft und Haggada. Es ist interessant, daß auch er an die Spitze seiner Betrachtungen die Frage stellt: „Sind die Juden im Mittelalter als Nation zu betrachten?" Freilich darf die Beantwortung dieser Frage nicht von modernen Begriffen beeinflußt sein. Nach seiner richtigen Definition läßt sich die Nationalität auf drei Momente zurückführen. Erstens, auf die Abstammung, zweitens, auf Vaterland und Gesetz, drittens, auf die Sprache. Davon hat sich das erste Element gerade im Mittelalter reiner erhalten als in Palästina selbst zur Zeit des zweiten Tempels, wie uns das Buch Esra lehrt. Vaterland und Sprache waren nur ideell vertreten. Ersteres durch die Messias-Idee, letztere durch Ritus und Literatur. „So entsteht ein eigentümliches Zwitterwesen, eine Art Amphibienleben, woraus das Wesen und die Entwickelung abzuleiten sind." Sehr kurz

werden selbstverständlich die geographischen Bestimmungen abgetan. Viel ausführlicher dagegen wird die religiöse Entwickelung als der eigentliche Endzweck der jüdischen Geschichte behandelt. Auch die politischen Verhältnisse werden genau erwogen. Hier finden sich sehr feine, ja geradezu klassische Bemerkungen.

Zu den wichtigsten Kapiteln einer jeden derartigen Einleitung gehört natürlich der Abschnitt Kultur. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß diese nach Steinschneider in der harmonischen Bildung der drei Grundideen des Guten, des Wahren und des Schönen besteht. Das Gute findet in der jüdischen Literatur seine volle Ausprägung; das Schöne ist bei den Juden bekanntlich leider vielfach vernachlässigt worden. Der Begriff des Guten realisiert sich in folgenden Sphären: a) Recht und Gesetz, Verfassung und Freiheit; b) Politische und soziale Institutionen; c) Familienleben; d) Sitten und Gebräuche. Am ausführlichsten behandelt Steinschneider in seiner Einleitung die Punkte c und d.

Die Idee des Wahren in Beziehung auf die Kultur besteht nicht in der Erreichung, sondern in dem Streben nach derselben, in dem Range, den der Wissende behauptet, in der Macht, die dem Wissen selbst übertragen wird, also im Unterricht, in der Literatur und in der Wissenschaft. Steinschneider unterscheidet hier Literärgeschichte, also Biographien von Gelehrten, Berichte von ihren Bestrebungen und Leistungen, zweitens Geschichte der verschiedenen Wissenschaften, insbesondere der sogenannten „profanen“, drittens, Literaturgeschichte, das ist Geschichte der Bestrebungen, das Wissen zu fixieren, ihm eine literarische Form zu geben, viertens, eigentliche Geschichte der Erudition und der Bildung wie des Unterrichts überhaupt.

Sehr wichtige Bemerkungen macht Steinschneider in der dritten Abteilung über das Schöne, über die Kunst im Allgemeinen, über Musik, Plastik, Denkmäler, Münzen und Medaillen, Baukunst, Grabdenkmäler im besonderen. Die letztere Abteilung ist die ausführlichste.

Die sechste Hauptabteilung ist wie oben erwähnt der Sprache gewidmet. Hier ist die Einleitung sehr ausführlich und gerade für unsere Zeit von besonderem Interesse. Es

sind hier zwei Abteilungen zu sondern: Geschichte der hebräischen Sprache, die aber ausgeschlossen ist, weil sie der greise Forscher in einer besonderen Abteilung behandelt hat, und zweitens die Literatur der Juden in anderen Sprachen als der hebräischen und ihr Verhältnis zum Judentum. Aber Steinschneider zieht es vor, die Frage: „Gehören die Schriften der Juden in den verschiedenen Sprachen zur jüdischen Literatur?“ anstatt mit abstrakten Theorien indirekt durch einen Abriß der Literatur zu beantworten. Er behandelt zunächst das Aramäische, Chaldäische, Syrische und Samaritanische, zweitens, das Griechische, welches bekanntlich eine der schwierigsten Partien der jüdischen Literatur überhaupt ist, drittens das Persische, viertens das Lateinische, fünftens das Arabische. Dieses allerdings nur kurz, da Steinschneider inzwischen darüber ja eine erschöpfende Monographie hat erscheinen lassen, die ebenfalls aus Vorlesungen hervorgegangen ist. Wie wichtig gerade diese Sprache für die jüdische Literatur ist, erhellt aus der Mitteilung, daß in jener Monographie 250 Schriftsteller und 300 Buchtitel aufgeführt werden konnten. Und dieses ganze Schrifttum sollte von der jüdischen Literatur ausgeschlossen bleiben!

Von den übrigen orientalischen Sprachen ist wenig zu sagen, destomehr von den lebenden Sprachen. Ungewöhnlich interessant im Ganzen wie in den einzelnen illustrierenden Bemerkungen ist das, was uns Steinschneider über das Italienische, Spanische und Portugiesische, Französische und Deutsche mitzuteilen hat. Hier kommt er auch auf den Jargon zu sprechen und macht dabei folgende Bemerkung: Ein Jargon ist kein natürlich und lokal sich entwickelnder Dialekt, sondern ein trauriges Produkt von Ausschließung aus dem Kreise der Gebildeten. „Selbst der Ausdruck eines poetischen Gemütes kann im Jargon nur Mitleid, nicht Bewunderung erwecken.“ Jargon ist niemals „schön“.

Mit diesem Kapitel schließt die Einleitung ab, soweit sie bis jetzt vorliegt. Es folgt aber noch eine Hauptabteilung, nämlich die encyklopädische Entwickelung der einzelnen Fächer der jüdischen Literatur. Gerade hier schöpft ja der Altmeister aus dem Vollen.

Wir aber dürfen es als ein Glück betrachten, daß es

ein günstiges Geschick ihm beschieden hat, im hohen Alter mit unverminderter geistiger Frische die Schätze zu sammeln, die er während eines langen und arbeitsreichen Lebens sorgsam wie selten einer aufgespeichert hat. Wir haben hier ein Muster und Beispiel vor uns, wie aus mühsamer literarhistorischer Kleinarbeit große orientierende und zusammenfassende Werke von grundlegender Bedeutung erstehen können, wenn nur der Meister da ist, der aus Millionen kleiner Steine ein stattliches Haus aufzubauen im Stande ist.

* *
*

Gehen wir nun von diesen allgemeinen Betrachtungen zu den einzelnen Leistungen auf den verschiedenen Gebieten unserer Wissenschaft über, so haben wir in getreuer Chronistenpflicht vorerst des bedeutsamsten Ereignisses zu gedenken, das auch in diesem wie in dem Vorjahre die Gemüter noch immer lebhaft erregt hat. Es ist dies, wie sich Jeder denken kann, der Bibel-Babel-Streit, der noch immer nicht zur Ruhe kommen kann.

Scheinbar war ja allerdings schon im vorigen Jahre ein gewisser Friede zwischen den Parteien hergestellt. Da trat Professor Friedrich Delitzsch wiederum auf den Plan. Er hat das Bedürfnis gefühlt, einen „Rückblick und Ausblick auf Babel und Bibel“ zu werfen. Man würde dies Bedürfnis erklärlich gefunden haben, wenn er es in streng wissenschaftlicher Weise befriedigt hätte. Leider hat er auch nicht einmal den geringsten Anlauf dazu gemacht, die jüdischen und christlichen Theologen oder gar die Assyriologen zu widerlegen. Er begnügte sich vielmehr damit, über Forscher wie Oppert, Jensen, Gunkel, König u. a. die Schale seines Zorns auszugießen; er war empört über die Kritiker, die ihm vorwarfen, er habe den Monotheismus Mosis und der Propheten aus Babel hergeleitet, während seine Thesen „von Anfang an“ strikt gelautet haben: In Babylon drei Jahrtausende hindurch, seit der Zeit der ältesten Landesbewohner krasser Polytheismus, in der Bibel Monotheismus, der eben die weltgeschichtliche Bedeutung der Bibel ausmacht. Denn die babylonischen Tontafelfunde haben ja nicht gezeigt, daß der Monotheismus der Kinder Israel aus Babylonien stamme,

sondern erhärtet, daß die alttestamentliche Vorstellung durchaus korrekt sei, derzufolge der Kultus des „nachmaligen israelitischen Nationalgottes“ in eine Zeit lange vor Moses zurückgehe, also dieser der Stammesgott bereits der Urahnen Israels gewesen sei. Diese alttestamentliche Vorstellung, daß die Urgeschichte Israels mit Babylon, speziell mit Südbabylonien eng verknüpft gewesen sei, bewähre sich mehr und mehr. Delitzsch, der für Abram = Abraham und für Hammurabi den sprachlichen Nachweis bereits geführt haben will, erklärte in einer besonderen Abhandlung auch den Beweis babylonischer Analogien für den Namen Mose und für vieles andere anzutreten. Mit Eifer rief er seinen Gegnern zu:

„Statt sich der neuen, für die Geschichte des Jahve-Namens und Jahve-Kultus äußerst wertvollen Erkenntnisse zu freuen, imputierte man mir die Wahnvorstellung, als leite ich den Monotheismus Israels aus Babylonien ab. Diese Behauptung diente so recht als offene Tür, die man einrannte; sie ermöglichte einen wütenden Kampf mit lautem Kriegs- und Siegesgeschrei, ohne daß ein Feind da war. Da meine wirklichen Aufstellungen sehr schwer angreifbar waren, konstruierte man sich eine von niemandem aufgeworfene oder gar verteidigte feindliche Position: Eduard König an der Tête, Jules Oppert an der Queue, zogen die Helden alle aus, um unter Posaunenstößen eine Schanze zu stürmen, die nur in ihrem unklaren Hirn existierte. Und dieses ganze unaufrichtige Treiben gefiel christlichen und jüdischen Theologen so gut und war ihnen so willkommen, daß, als ich nach meiner Rückkehr aus Babylonien den Sachverhalt klarstellte, man es fertig brachte, dies als einen „Rückzug“ meinerseits auszulegen und öffentlich kundzutun.“

Man konnte schließlich damit einverstanden sein, daß diese Erklärung kein „Rückzug“ sei. Alles war nur „Mißverständnis“. Aber warum ereiferte sich dann „der gute Professor“ so gegen seine jüdischen Gegner, ohne auch sie nur mit einem Worte zu widerlegen? In seinen grundsätzlichen Forderungen sagte er dann weiter:

„Fort aus dem Alten Testament, das ein Religionsbuch ist, mit allen Bestandteilen, die nicht religiös-sittlicher Erziehung zu dienen geeignet sind! Was religiös-sittlichen Inhaltes und Wertes im althebräischen Schrifttum ist, des bleibe geschätzt, ja geliebt für ewige Zeiten! Aber ausgeschieden sei aus dem Kanon unserer

christlichen Religionsschriften, aus unserer Christenbibel alles, was selbst für das jüdische Volk niemals anderen als literarischen Wert besessen hat, und was selbst für das Judentum der christlichen Zeit nur noch geschichtlichen und archäologischen Wert besitzt! An echt goldenen Sprüchen voll religiöser Tiefe und sittlichen Ernstes und kostbarer Lebensweisheit verbleibt dem alttestamentlichen Schrifttum immer noch ein großer und wertvoller Schatz."

Und dabei verbat er es sich energisch, mit den Radikalen zusammen genannt zu werden, die gegen das Alte Testament anstürmen, um es aus seiner weltgeschichtlichen Position zu verdrängen. Und er verlangte von seinen jüdischen Gegnern, daß sie nur „auf Grund wirklicher Sachkenntnis" ihm in Zukunft entgegentreten. Nun, was das Verständnis der Bibelsprache und des Bibelgeistes anbelangt, so hätten seine jüdischen Gegner an ihn die gleiche Bitte — und vielleicht mit größerer Berechtigung — richten können.

Recht traurig war es aber, daß Delitzsch in seinem Zorn sich zu Aeußerungen hinreißen ließ, die kein objektiv Denkender billigen kann. Wenn er gegen die Theologen im allgemeinen wegen der „Verbalinspiration" ankämpfte, wenn er auf seine rationalistische Erklärung des Offenbarungsbegriffes zurückkam, ohne zu erwähnen, daß Andere schon vor mehr als 50 Jahren diesen Begriff genau in derselben Weise definiert haben, wenn er zu behaupten den Mut hatte, die jüdische Theologie halte den göttlichen Charakter der Thora „aus nationalen Gründen" fest, so hat er damit bewiesen, daß er die gesamte neuere Entwicklung des Judentums absolut nicht kennt, und daß er somit gar kein Recht hatte, darüber zu urteilen. Und dabei sprach er von „nationaler Voreingenommenheit" bei seinen jüdischen Kritikern. Mit der Erklärung, er habe über Bibel und Babel, nicht über Babel und Talmud gesprochen, hat Delitzsch übrigens wenig Glück gehabt. Ueberhaupt fand die Kritik, daß fast alle Vorwürfe, die er gegen seine Kritiker erhoben, gegen ihn selbst mehr als gegen jene zu erheben waren, am meisten der der Uebertreibung. Delitzsch wehrte sich schließlich auch gegen den Vorwurf des Antisemitismus. Wir haben allerdings gerade diesen Vorwurf gegen ihn nirgends gelesen. Indes, zu verwundern wäre es freilich nicht, wenn jemand, der ihn nicht kennt, aus der Lektüre

dieses Rückblicks den Verdacht schöpfte, Delitzsch sympathisiere mehr mit Israels Gegnern als mit dessen Freunden.

Nachdem Delitzsch den Juden den Vorwurf der Uebertreibung gemacht, sagte er: „Der Gipfel solcher Hyperbel würde es sein, wenn sich bestätigen sollte, was die amerikanischen Blätter übereinstimmend berichteten, daß der Großrabbi der Vereinigten Staaten sich an Seine Majestät unsern Kaiser gewendet habe, mit der Anklage, daß „Babel und Bibel die Schuld trage an dem Blutbade von Kischinew".

Man konnte nur annehmen, daß jemand Delitzsch zum besten gehabt hatte. Denn wie ein ernsthafter Forscher derartiges ernsthaft niederschreiben kann, ist geradezu unerfindlich. Abgesehen davon, daß die Behauptung „wie die amerikanischen Blätter übereinstimmend berichten" mit aller Entschiedenheit in Abrede gestellt wurde.

Delitzsch sagte endlich, daß ihn Chamberlain als „Semitomanen" angreife und die „jüdischen Organe" ihn „des Antisemitismus zeihen", daß die Wahrheit aber in der Mitte liege. Es ist allerdings zu befürchten, daß Delitzsch, wenn er sich in der bisherigen Weise weiter entwickelt, diese Mitte rasch verlassen und auf seinem Wege nach rechts gar bald mit Chamberlain zusammentreffen wird. Ja, es ist nicht unmöglich, daß als Dritter im Bunde Harnack sich auf diesem Wege mit den Beiden vereinigt. Denn ihr Ziel ist im Grunde das gleiche: Die Lostrennung des Christentums von seinem biblisch-jüdischen Untergrunde. Ob sie es erreichen werden, ist allerdings eine andere Frage.

Man kann sich nun wohl denken, welchen Sturm diese neue Schrift wieder entfesselt hat. Ich zähle in diesem einen Jahre nicht weniger als 30 Schriften auf, die gegen Delitzsch sprechen, während ich kaum 4 oder 5 kenne, die entschieden für ihn eintreten. Manche Autoren erscheinen bereits zum dritten, ja einzelne sogar zum vierten Mal mit Widerlegungen seiner Hypothesen. Ich nenne nur in bunter Reihe die Namen der einzelnen: Budde, Grimme, Sommer, Dietrich, Keil, Fuchs, Heyn, Gasser, Voelter, Giesebrecht, Schieler, Jeremias, Kittel, Homburg, Reimarus, Koeberle, Eibach, Schwarzkopf, Zimmern, König, Bevir, Wegener, Nickel, Weber, und von jüdischen Gelehrten, außer den bereits im vorigen Jahre

genannten: Jacob Horovitz mit einer trefflichen Gegenschrift, A. Tänzer, J. Hirsch, L. Mandel und D. Feuchtwang. Ja sogar eine Dame hat sich mitten unter die streitenden Parteien gewagt, Marta Howe-Peuschel, die in der Klärung des Babel- und Bibelstreites „einen bedeutungsvollen Faktor zur Frauenfrage" erkannt hat und uns die tiefsinnigsten Einblicke in das „Wesen des wahren Judentums, des Semitismus oder Sozialismus" gewährt! Auch einen Bibel- und Babel-Katechismus besitzen wir bereits in fünfhundert Fragen und Antworten für Bibelfreunde. Was will man mehr? Unter solchen Umständen ist der Wunsch eines dieser Autoren, der seiner Schrift den Titel gegeben hat „Friede für Babel und Bibel" wohl zu begreifen. Aber es ist kaum zu hoffen, daß er so rasch in Erfüllung gehen wird. Wie soll man nun aus diesem Chaos das Beste wählen, ohne Irrtümer, ohne Säumnis, ohne sich in das Chaos selbst zu vertiefen? Die Schrift von S. Ochser über die Bibel und die babylonischen Ausgrabungen empfiehlt sich vielleicht am ehesten noch als Handbuch zur biblisch-orientalischen Altertumskunde. Aber es wäre zu wünschen, daß einer unserer Gelehrten eine Uebersicht über die einzelnen Stadien des Kampfes und über die definitiven Resultate desselben geben wollte.

Denn es ist gar kein Zweifel, daß der Streit auch seine guten Seiten hatte und vielleicht einmal gar, was Delitzsch gewiß nicht geahnt hat, auch für uns Früchte tragen wird. Bei den Meisten ist ja nur die Ahnung zurückgeblieben, daß um etwas Großes gekämpft werde, aber das Interesse ist doch einmal angeregt und wird sobald nicht wieder erlahmen. So kann man es nur dankbar begrüßen, wenn Fachmänner weiteren Kreisen zeigen, wie viel gerade durch diese Ausgrabungen und Entdeckungen von dem Inhalt der Bibel bestätigt worden sei, und wie oft eine schnelle Kritik und ein voreiliges Urteil durch die historischen Tatsachen selbst zu nichte gemacht werden. Die protestantischen Theologen haben wie immer zuerst die Bedeutung dieses Faktors erkannt, und man kann jetzt schon in einem fort von Vorträgen lesen, die sie über dieses Thema halten.

Darüber hinaus hat aber auch die Frage für den Schulunterricht eine große prinzipielle Bedeutung. Gerade in

diesem Jahre ist ja unter unsern Schulmännern ein heißer Kampf darüber entbrannt, ob die sicheren Resultate der Bibelkritik nicht auch im Unterricht, wenigstens für die reiferen Schüler, verwendet werden dürfen. Andererseits haben unsere Gegner ihre Bemühungen fortgesetzt, das Alte Testament aus dem Religionsunterricht zu verdrängen. Ein sehr beachtenswertes Wort hat zu dieser Frage ein bekannter protestantischer Theologe Professor Baumgarten in Kiel, ausgesprochen. Seine Absicht ging dahin, „die uns entgegengetragene Unzufriedenheit und Unruhe in der Lehrerwelt nach Möglichkeit zu beseitigen". Nach seiner Ansicht muß das Alte Testament im Schulunterricht bleiben, weil es die notwendige und unentbehrliche Vorbereitung auf den neutestamentlichen Unterricht bilde. Diese Notwendigkeit kommt allerdings für uns ja nicht in Betracht, wohl aber der zweite Punkt, nämlich die Rücksicht auf die hohe religiös-ethische Bedeutung der Bibel, denn tatsächlich „kann ja das neue Testament, das im wesentlichen auf die Errettung der Einzelseele gestimmt ist, keinen Ersatz bieten für die Familien- und Volkserziehung, welche das Alte Testament in so wunderbarer Weise uns zeigt". Dazu kommt seine pädagogisch-poetische Bedeutung für die ersten Stufen des Kindesalters. Die derbe Natürlichkeit, die Goethe an dem Alten Testament rühmt, die unbefangene Religiosität, die naive Art, in der in ihm die Menschen mit Gott verkehren, sind von unschätzbarem Werte für das Kind. Mit Recht hat man auch die Kenntnis des Alten Testaments für die literarische und künstlerische Bildung hervorgehoben. Seine Plastik und Erhabenheit kommt der Kunst unmittelbar entgegen.

Darum darf nichts wesentlich gekürzt werden, sondern es kommt darauf an, die religiöse Betrachtung zu konzentrieren. Ein Widerspruch des Stoffes zur Geschichts- und Naturwissenschaft tritt erst auf den höheren Stufen des Kindesalters hervor. Wo der Wirklichkeitssinn leiden könnte, da muß man natürlich Aufklärung über die Wunderwelt der Bibel geben. Die historisch-kritischen Bedenken kämen erst auf der Oberstufe in Betracht und müssen im einzelnen gelöst werden. Auch hier müsse man das einzelne nicht besonders betonen. Die pädagogischen Bedenken gegen die

Verschleierung der Kritik beruhten zum großen Teil auf der Pedanterie der Lehrenden, die nicht mit den Kindern kindlich zu denken und zu fühlen vermögen. Takt und große Liebe zur Religion und zu den Kindern wird alle Schwierigkeiten überwinden. Bei der Behandlung der Wundergeschichten handle es sich darum, den poetischen Wert an Stelle des historischen recht zu erfassen und sie als die poetische Projektion auf religiöse und sittliche Wahrheiten zu lassen.

Man kann über diese Punkte im einzelnen streiten, unsere Stellung zur Bibel ist ja wesentlich eine andere, im großen und ganzen wird man ihre volle Berechtigung zugestehen müssen und aus dieser Art der Auffassung manches lernen können.

Unter den Kämpfern für und gegen Delitzsch steht aber so ziemlich die Tatsache fest, daß weder jetzt noch überhaupt die Auffassung von der Weltgeschichte durch die Erforschung Babylons von Grund aus verändert werde, und daß eigentlich die Windstöße, die von jener Seite gegen die Bibel heranbrausen, deren Stamm nicht zu knicken und deren Herzwurzel nicht los zu reißen vermögen. Es war ja von vornherein falsch, die Sache der Bibelkritik immer und immer wieder in die Frage der Babel-Bibel-Forschung hineinzumischen, da dies die Reinlichkeit der Untersuchung stören und deren Objektivität nicht günstig beeinflussen konnte. Nichtsdestoweniger steht die ganze Produktion dieses Jahres unter dem Bann jener Frage.

Von Einzelschriften auf diesem Gebiete verdienen besondere Erwähnung die Ausgaben der Genesis von Benett und von Driver, die neuen Ausgaben der Kommentare zu Numeri von Baentsch und Holzinger, der eine in Nowaks, der andere in Martis Handkommentar zum Alten Testament. Besonders reichhaltig ist in diesem Jahre die Literatur über den Psalter. Ich nenne in bunter Reihe die Schriften von J. Achelis: Der religionsgeschichtliche Gehalt der Psalmen, Thirtle über die Aufschriften der Psalmen, ferner Ausgabe und Uebersetzung von Cheyne, der gar einige Psalmen in die Zeit der nordarabischen Verfolgungen versetzt, von D'Eyragues, der den Psalter vom katholisch-christologischen Standpunkt betrachtet,

von Gunkel, der ausgewählte Psalmen, aber nicht sehr gut übersetzt und erklärt hat. Zu den Propheten ist ein nachgelassenes Werk von A. B. Davidson, die Ausgabe der kleinen Propheten von Horton, das Buch von Lincke, Samaria und seine Propheten, die Kommentare zu den 12 kleinen Propheten von Marti und Nowak, die Schrift von Kurtz über die Psychologie der vorexilischen Prophetie aufzuführen. Die Bücher Samuel hat Netteler, Hiob Bullinger, den Prediger Buchanan, die Klagelieder Kelso herausgegeben; außerdem dürfen nicht übergangen werden die Schriften von Bohn, Der Sabbat im alten Testament, von Guth über den Grundstock der Erzählungen von Saul und David, von Hora über die Bauweise im Alten Testament, von Greßmann Musik und Musikinstrumente im Alten Testament, von Jedlicska über den Turmbau zu Babel, von Kley über die Pentateuchfrage, von Lohmann Tharsis oder Ninive, von Meinhold über die Zeit des Exils, von Sayce über verschiedene Fragen der Bibelkritik, von Kautsch über die Aramaismen im Alten Testament, von Hoepel über die höhere Bibelkritik vom katholischen Standpunkt aus, das sehr instruktive Werk von Urquhart Die neueren Entdeckungen über die Bibel. Mit dem Hamurabi-Kodex beschäftigen sich Cook, Harper und der Jesuit Scheil; die sehr wertvolle Schrift von Pinches über das Alte Testament und die babylonischen Ausgrabungen ist in zweiter Auflage erschienen.

Daß auch die Sirach-Frage in diesem Jahr noch nicht zur Ruhe gekommen ist, kann man sich leicht denken. Ich erwähne nur die drei Schriften von Gaster, M. C. Neile und von Israel Levi, die letztere bis jetzt wohl die beste Ausgabe des hebräischen Textes. Auch die Geschichte des hebräischen Volkes von Kent und Riggs ist wieder in neuer Bearbeitung erschienen, und von dem sehr wertvollen Bibelwörterbuch von Hastings ist ein Ergänzungsband herausgegeben worden, der sehr wichtige Abhandlungen von Schechter, Kautsch, Schürer u. a. enthält.

Es ist erfreulich, daß auch in unseren Kreisen das Studium der Bibel immer entschiedener aufgenommen wird. Wir haben in diesem Jahre einige treffliche Arbeiten zu erwähnen. Ich stelle die bedeutendsten voran, nämlich den großen Kommentar zu Leviticus

und die Schrift von D. Hoffmann, Die wichtigsten Instanzen gegen die Graf-Wellhausen'sche Hypothese. Diese Hypothese hat bekanntlich die weiteste Verbreitung gefunden und ist unter den neueren Kritikern fast zur Alleinherrschaft gelangt. Mit einer stupenden Gelehrsamkeit, mit einer Besonnenheit, die den Gegnern zu wünschen wäre, und mit eindringendem Scharfsinn führt Hoffmann alle Gründe vor, die Wellhausen zumal für seine Hypothese der verschiedenen Schichten der Bibel aufführt: das Pesach-Opfer, Ezechiel und sein Verhältnis zum Pentateuch, der Ort des Gottesdienstes, die Opfer, die Feste, die Priester und Leviten, die Ausstattung des Klerus; überall sucht er den Gegner mit dessen eigenen Waffen zu schlagen. Er ist unter den Kämpfern gegen diese Hypothese einer der glücklichsten. Mit den Mitteln einer ungewöhnlichen Sachkenntnis ausgestattet, folgt er Wellhausen auf Schritt und Tritt und weist die Lücken und Schwächen seiner Hypothese an vielen Stellen in treffender Weise nach. In jedem Fall empfangen wir aus diesem gelehrten Werke von neuem die Erkenntnis, daß die Glaubwürdigkeit der althebräischen Geschichte auch durch die Hypothesen Wellhausen's keineswegs erschüttert sei. Das zweite Buch von nicht gewöhnlicher Bedeutung ist die Arbeit von Jacob, Im Namen Gottes, eine religionsgeschichtliche Untersuchung von großem Werte, in der man ebenso die besonnene Forschung wie das reife Urteil und nicht zuletzt auch die vornehme und würdige Art der Darstellung anerkennen muß, deren sich auch Hoffmann befleißigt und die sehr vorteilhaft absticht von der Art und Weise, mit der namentlich die evangelischen Theologen die einschlägigen Arbeiten von jüdischer Seite zu behandeln pflegen. Als das dritte Werk im Bunde nenne ich die umfangreiche Arbeit von Adolf Posnanski, Schiloh, ein Beitrag zur Geschichte der Mosis-Lehre, dessen erster 512 Seiten umfassender Teil sich mit der Auslegung von Genesis 49.10 im Altertum bis zu Ende des Mittelalters beschäftigt. Bekanntlich bildet die exegetische und historische Literatur zu jenem Vers im Segen Jakobs ein wichtiges und umfangreiches Kapitel in der Geschichte der Schriftauslegung und der Mosis-Lehre. Posnanski beginnt mit den Spuren der ältesten Auslegung und führt dann die alten Versionen vor: die jüdische Traditionsliteratur, die

Kirchenväter, die Exegeten der spanischen Glanzperiode, der nordfranzösischen und deutschen Exegetenschule, die späteren Bibel-Exegeten der Karäer und Samaritaner, sowie die christlichen Exegeten des Mittelalters bis auf die Reformationszeit. Es steckt eine große Gelehrsamkeit in diesem Werke, das sicher auch in nichtjüdischen Kreisen die gebührende Achtung sich erzwingen wird.

Von dem neuhebräischen Bibelkommentar, der vollständig auf den Grundlagen der modernen Bibelkritik beruht, ist die Genesis von Kahana erschienen. Mit einer vortrefflichen englischen Uebersetzung der Psalmen hat uns Kohler überrascht. Es sind ferner noch zu nennen die Pentateuchübersetzung von Onderwizzer, die homiletischen Erklärungen zu Genesis und Exodus von Ehrenfried und von Mises, zu den Psalmen von Kluger und G. Weiß, zum Buche Esther von A. Sulzbach und die neue populäre Ausgabe des Bibel-Kommentars von Samson Raphael Hirsch, endlich noch die Arbeiten von Gelbhaus über Esra, eine sehr wertvolle Untersuchung, von Jampel über die Wiederherstellung Israels und der Achämeniden und von M. Friedländer, Genealogische Studien zum Alten Testament. Man sieht, es regt sich auch bei uns auf diesem Gebiete und man will sich nicht länger im eigenen Hause von anderen, ja von Fremden über die Schulter ansehen lassen.

* * *

Die apokryphische und hellenistische Literatur ist in diesem Jahre eigentlich nur sehr wenig angebaut worden, nachdem sie im Vorjahre übereifrig behandelt wurde. Das wichtigste Werk ist auch diesmal das eines Juden, dem wir schon oft auf diesem Gebiete begegnet sind, nämlich M. Friedländer, dessen neuestes Werk: Griechische Philosophie im Alten Testament eben so viel Anerkennung wie Widerspruch finden dürfte. Friedländer scheint sich immer mehr in die Bewunderung der hellenistischen Literatur einzuleben und den Talmud wie das rabbinische Judentum zu unterschätzen. Das ist ein sehr gefährlicher Weg; wir hätten gewünscht, daß die Angriffe gegen die herrschende theologische Richtung im Vor-

wort aus dieser streng wissenschaftlichen Arbeit weg geblieben wäre, die eine vortreffliche Einleitung in die Psalmen, die Sprüche Hiob, Kohelet, Sirach und die Weisheitsliteratur gibt und dadurch eine Periode erhellt, die so lange in Dunkel gehüllt gewesen und aus der kein Lebenszeichen zu uns zu dringen schien, die aber gleichwohl Weltbewegendes geleistet hat, da in ihr eine Weltreligion aus der Vermählung des jüdischen mit dem christlichen Geiste später hervorgegangen ist.

Nicht minder wertvoll ist das Werk von W. Baldensperger, Die messianisch-apokalytischen Hoffnungen der Juden, in welchen er die Quelle der wichtigsten Elemente des Christentums findet. Baldensperger ist ein vorurteilsloser Mann, der auch über das talmudische Judentum anders urteilt als die meisten protestantischen Theologen. Seine vornehme Gesinnung, seine Ruhe und Klarheit wirken in einer erregten Zeit wahrhaft wohltuend. Die Hellenisierung des semitischen Monotheismus behandelt A. Deißmann in einer Schrift, die die Bedeutung der griechischen Bibel für die Mission des Judentums in der Welt erörtert. Von dem bereits erwähnten Buche von W. Dittmar, Vetus Testamentum in novo ist der zweite Teil erschienen. Hierher gehört auch die lesenswerte Schrift von P. Fiebig, Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu. Die alttestamentlichen Parallelen zu diesen werden in hebräischem Text und in der griechischen Version gegeben. Auch die Arbeit von R. T. Herford, Christianity in Talmud and Midrasch müssen wir hier einreihen. Einschneidende Probleme des apostolischen Zeitalters behandelt E. von Dobschütz in 5 Vorlesungen über jene Geschichtsperiode.

Ein weiteres Stadium der Entwickelung wird in den Schriften von J. Elbogen über die Religionsanschauung der Pharisäer und von J. Klausner, Die messianischen Vorstellungen des jüdischen Volkes im Zeitalter der Tanaiten behandelt. Die Arbeit von Elbogen wird ohne Zweifel dazu beitragen, viele veraltete Vorurteile, die sich mit unerhörter Hartnäckigkeit noch immer durch die einschlägigen theologischen Werke über jene Zeitperiode wie eine ewige Plage fort-

schleppen, gründlich zu beseitigen. Mehr populären Zwecken dient die kleine Schrift einer Jüdin, die wohl aus dem Englischen übersetzt ist, über Jesu wahres Christentum.

* * *

Und nun kommen wir erst recht eigentlich zur Wissenschaft des Judentums. Es ist interessant, daß auch hier zunächst das Bestreben auftritt, in Sammelwerken und Encyklopädien den ganzen Wissensschatz in seiner gegenwärtigen Gestaltung zu verarbeiten. Die „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums", die hiermit einen rühmenswerten Anfang gemacht, haben wir bereits im vorigen Jahr besprochen. Der Kernpunkt ihrer Tätigkeit wird wohl in dem großen Sammelwerk, dessen Herausgabe sie beschlossen hat, liegen, nämlich in dem Grundriß der Gesammtwissenschaft des Judentums. Schon die Titel der Werke beweisen, wie jedes einzelne Gebiet berücksichtigt worden. Der Grundriß soll aber nicht allein für die Fachgelehrten wichtig und wertvoll werden, sondern es sollen auch die Gebildeten die einzelnen Werke mit Verständnis und Genuß lesen können, es soll im großen und ganzen weniger auf die Masse des gebotenen Stoffes ankommen als auf dessen geistige Durchdringung, auf gesammelte und geordnete Darstellung.

Wie wir hören, sollen schon im nächsten Jahre zwei der wichtigsten Werke des Grundrisses das Tageslicht erblicken, nämlich die Apologetik von Güdemann und die Systematische Theologie von Kohler. Außerdem wird die Gesellschaft noch im Berichtsjahre eine Schrift von Leo Bäck über das Wesen des Judentums und als Komplement die von J. Eschelbacher über Harnacks Wesen des Christentums herausgeben. Endlich hat die Gesellschaft bereits eine ganze Anzahl streng wissenschaftlicher Werke subventioniert und dadurch deren Erscheinen ermöglicht. Schon jetzt ersieht man also, welch einem dringenden Bedürfnis die Begründung dieser Gesellschaft entgegengekommen ist und wie fruchtbar ihr Wirken für die Wissenschaft des Judentums werden muß.

Eine besondere Regsamkeit hat in diesem Jahre Amerika entfaltet. Auch dort beabsichtigt man ein großes Sammel-

werk herauszugeben, welches die altrenommierte Firma Witwe und Gebrüder Romm in Wilna, die in New-York neuerdings eine Filiale errichtet hat, ediert und welches aus 80 Bänden bestehen soll. Der Plan ist ein großer und kühner, und man darf darauf gespannt sein, wie dieser Plan zur Ausführung kommen wird.

Von den groß angelegten Unternehmen der Jewish Encyclopädia sind der 6. und 7. Band erschienen, der 8. Band ist in Vorbereitung. Das Unternehmen geht seiner Vollendung entgegen und die strengste Kritik muß zugestehen, daß dasselbe sich im Verlaufe seiner Entwickelung auf der Höhe hält, auf die es von vornherein gestellt wurde. An diesem Urteil ändert auch die Tatsache nichts, daß dem Werke wie allem Menschlichen mancherlei Mängel anhaften, die vielleicht vor allem darin liegen, daß die biographischen Artikel eine ungleiche Behandlung erfahren haben. Wichtige Namen sind ausgelassen und getaufte Juden werden oft ausführlicher behandelt als hervorragende jüdische Gelehrte. Indes waren solche Mängel kaum zu vermeiden, da die biographischen Arbeiten ja so vielen und verschiedenartigen Kräften anvertraut werden mußten. Erst in einer zweiten Auflage wird das Werk die Vervollkommnung erfahren können, deren es bedarf und die es vollauf verdient. Es ist schon jetzt ein Standard work der Wissenschaft des Judentums. Ein hebräisches Konversationslexikon ist von N. Sokolow, eine hebräische Encyklopädie der Wissenschaft des Judentums von den rührigen Verlag Achiassaf in Warschau angekündigt.

* * *

Die Rundreise durch die verschiedenen Gebiete unserer Wissenschaft beginnen wir, wie üblich, mit der talmudischen Periode. Von der Mischna-Ausgabe mit Uebersetzung, die seit einigen Jahren in Berlin erscheint, ist der Abschnitt Nedarim von M. Petuchowski, von der italienischen Uebersetzung Castiglionis der Traktat Ketubot erschienen. L. Goldschmidt fährt in seiner Talmud-Uebersetzung unermüdlich fort. Von W. Bachers großem Werke über die

3*

Agada der Tanaiten ist erfreulicherweise die zweite Auflage des ersten Bandes in diesem Jahr erschienen, die in vielen Einzelheiten berichtigt und ergänzt ist, ohne daß an dem Grundstock des Werkes irgend eine Aenderung vorgenommen wurde; von besonderem Interesse sind zwei Abhandlungen, die im Anhang gegeben werden, und von denen die eine sich über den Ursprung des Wortes Agada, und die zweite über die Agada als einen Zweig der altjüdischen Traditionswissenschaft verbreitet. Die Geschichte des Talmuds von seiner Entstehung bis auf die Gegenwart, die M. S. Rodkinson in zwei Bänden in Amerika herausgegeben, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Den Traktat der Sprüche der Väter hat L. Goldschmidt mit einer neuen Uebersetzung ediert. Seinen Studien über das talmudische Recht hat M. W. Rapaport einen neuen Beitrag über die unerlaubten Handlungen nach jüdischem Recht angefügt; über die Medizin im Talmud und im Neuen Testament hat Prof. Wilhelm Ebstein ein Buch geschrieben, das als eine Ergänzung seines im vorigen Jahre angezeigten Werkes über die Medicin im Alten Testament anzusehen ist.

Wenn man von der Midrasch-Literatur spricht, dann muß man seit Jahren immer zuerst den Namen Salomon Buber nennen. Auch in diesem Jahre hat er uns mit einer neuen Edition der Agadat Bereschit beschenkt auf Grundlage einer alten italienischen Ausgabe von 1618 mit Varianten aus Oxford und anderen Manuskripten. Von der Midrasch-Ausgabe J. Theodors ist die zweite Lieferung erschienen. Seiner wertvollen Ausgabe des Seder Eliahu hat jetzt M. Friedmann sein Pseudo-Seder Eliahu zuta folgen lassen.

* *
*

Die Geschichte der Juden erfreut sich seit einigen Jahren merkwürdigerweise in unseren Kreisen nicht mehr derselben Aufmerksamkeit wie in früheren Jahren. Es scheint fast, als scheute man die Vorwürfe, die man früher gegen unsere Wissenschaft erhoben, daß sie rein historischen Charakter trage und daß man sich zu viel, ja fast ausschließlich mit Geschichte beschäftige. Wie erfreulich es auch sein mag, daß unsere

Gelehrten sich jetzt anderen Gebieten mit Erfolg zuwenden, so darf doch die Beschäftigung mit unserer Geschichte niemals nachlassen oder gar aufhören. Es sind noch so viele Probleme zu lösen, so viele grundlegende Arbeiten zu liefern, daß diesem Wissensgebiete auch ferner die besondere Teilnahme und Aufmerksamkeit unserer Forscher zuwewendet bleiben muß. Am Ende werden auch hier die Sammelwerke alles andere in sich aufnehmen. Von den Transactions der Jüdisch-historischen Gesellschaft in England ist der vierte Band erschienen, der eine Reihe sehr interessanter Beiträge zur Geschichte der Juden in Albion enthält. Von den Publications der Jüdisch-historischen Gesellschaft in Amerika ist bereits der elfte Band ausgegeben worden mit Aufsätzen von Adler, Kohler, Jacobs, Kohut u. a. Auch in Deutschland ist der Anfang zu einem Gesamtarchiv der deutschen Juden gemacht worden, welches voraussichtlich für die Geschichte der Juden in unserem Vaterlande von großer Bedeutung werden wird. Von Einzelarbeiten sind zu nennen: M. Grunwald, Hamburgs deutsche Juden bis zur Auflösung der Dreigemeinden 1811, eine sehr fleißige Arbeit, L. Rothschild, die Judengemeinden zu Mainz, Speyer und Worms von 1349—1438, D. Weinbaum, Geschichte des jüdischen Friedhofs in Dyhrenfurt, Heppner und J. Herzberg, Aus Vergangenheit und Gegenwart der Juden in den Posener Landen, ein sehr dankenswertes Unternehmen, M. Brann, Geschichte des jüd.-theol. Seminars zu Breslau, B. Friedberg, Luchot Sikaron, Biographien der Rabbiner, Gelehrten und Vorsteher zu Krakau in zweiter und vermehrter Auflage, M. Balaban, Bibliographie zur Geschichte der Juden in Polen, A. Stein, Geschichte der Juden iu Böhmen.

Ein großes Unternehmen hat die ungarisch-israelitische Literaturgesellschaft begonnen. Diese Gesellschaft, welche bereits ein reiches Arbeitsprogramm aufgestellt hat, hat vor mehreren Jahren eine eigene Urkunden-Kommission eingesetzt, deren Aufgabe die Sammlung aller historischen Quellen bilden sollte, die sich auf die Geschichte der Juden in Ungarn beziehen. Ein namhafter ungarischer Historiker, J. Acsady leitete diese Arbeiten. Schon nach 4 Jahren ist die Gesellschaft in der Lage, den ersten Band ihrer Urkundensammlung

unter dem Titel Monumenta Hungariae judaica zu veröffentlichen. Derselbe ist von A. Friß redigiert, dem M. Weiß wahrscheinlich als Mitarbeiter für das Hebräische zur Seite stand. Der stattliche Band bildet insgesamt 358 Urkunden, von denen die erste aus dem Jahre 1092 und die letzte aus dem Jahre 1500 datiert ist. Es ist mehr als bedauerlich, daß die Arbeiten der Gesellschaft für die meisten nichtungarischen Forscher nicht lesbar sind.

Einer besonders liebevollen Behandlung hat sich auch in diesem Jahre die Geschichte der Chassidim zu erfreuen gehabt. Außer dem bekannten Essay von S. Schechter, der in deutscher Uebertragung erschienen ist, sind noch zu nennen die von dem alten Gegner dieser Richtung E. Deinard herausgegebene Kritik von J. Lebel über die Entstehung des Chassidismus, die interessante Arbeit von Albert Katz über den Chassidismus, eine alte Flugschrift gegen denselben von J. B. Lewinsohn und noch eine Sammlung von Schriften gegen die Chassidim und ihre Anhänger, die ebenfalls Ephraim Deinard zum Druck gefördert hat.

Auf biographischem Gebiete ist vor allem die dankenswerte neue Ausgabe der berühmten Biographien S. J. Rapoport's zu nennen. Diese Biographien, die ja in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts zuerst in der hebräischen Zeitschrift Bikure ha-Ittim erschienen und tatsächlich die Grundlage der jüdischen Geschichtsforschung geworden sind, waren, wie man sich denken kann, längst vergriffen. Es ist schade, daß diese neue Ausgabe nicht nach wissenschaftlichen Prinzipien angelegt und durch die neueren Forschungen ergänzt worden ist. Biographien hervorragender Männer in Israel hat auch J. Halpert ediert. Eine lesenswerte Biographie des Kabbalisten Menachem Asaraja di Fano hat L. Woydeslawsky und eine solche von Ezechiel Landau B. Kamelhaar verfaßt. Ueber den französischen Bearbeiter des talmudischen Rechts J. M. Rabbinowicz, hat Moise Schwab einen interessanten Vortrag veröffentlicht.

* * *

Die Literaturgeschichte findet noch immer eifrige und fleißige Bearbeiter. Es ist notwendig, dieses Gebiet scharf zu

umgrenzen, da ja im Grunde genommen alles zur Literaturgeschichte gehört. Deshalb muß man den Begriff genau fassen und allen dankbar sein, die für den Zusammenhang und die Entwickelung innerhalb unserer Literatur ein wachsames Auge haben. Es sind da noch so viele Fragen zu lösen, die von zähen Vorurteilen, von so vielen Widersprüchen umgeben sind, daß es immer und immer wieder notwendig ist, darauf zurückzukommen, wenn der Standpunkt, zu dem wir kommen müssen, in das rechte Licht treten soll, und wenn wir einmal dazu gelangen sollen, eine Gesamtbetrachtung der geistigen Entwickelung mit Erfolg in Angriff zu nehmen, denn an diese werden andere und gewichtige Forderungen gestellt werden müssen. Die Sammelschriften zu festlichen Anlässen bieten für diesen Zweig der Wissenschaft ein besonders ergiebiges Feld. Auch in diesem Jahre ist ein solcher Sammelband erschienen, herausgegeben von A. Freimann und M. Hildesheimer zu Ehren des 70. Geburtstages eines verdienten Veteranen auf dem Gebiete unserer Literaturforschung. Sein Name ist Prof. Dr. Abraham Berliner. Der Band enthält sehr lesenswerte Arbeiten über fast alle Zweige unserer Literaturgeschichte von Güdemann, Horowitz, Kohler, Krauß, Landauer, Löw, Margulies, Preuß, Salfeld, Simonsen, Steinschneider, Buber, Brody, Harkavy, Hoffmann, Posnanski, Schechter, Stern u. a. Es mag hier gleich ein Sammelband angeschlossen werden für einen verdienten hebräischen Publizisten N. Sokolow, der das 25jährige Jubiläum seiner ersprießlichen literarischen Wirksamkeit feierte. Aus diesem Anlaß ist auch noch ein Band seiner gesammelten hebräischen Abhandlungen erschienen. Ferner sind zu nennen das Hebrew Union Annual, das Jewish Litterary Annal, das Jahrbuch der Zentralkonferenz amerikanischer Rabbiner, das Palästina-Jahrbuch von A. M. Luncz und das Jahrbuch der jüdisch-literarischen Gesellschaft mit verschiedenen wertvollen Beiträgen, unter denen der über die Geschichte des Sulzbacher Buchdrucks von M. Weinberg der umfangreichste und auch wichtigste sein dürfte.

Unsere literarhistorische Uebersicht kann natürlich nur eine chronologische sein. Sie beginnt am besten mit einer

Abhandlung von E. N. Adler und M. Seligsohn über eine neue samaritanische Chronik. Erfreulicherweise ist auch die französische Uebersetzung hinzugefügt. Hieran schließt sich eine Studie von S. Hanover über das Festgesetz der Samaritaner nach Abraham ibn Jakob; über die Scholien des Bar Hebraeus in Bezug auf ihre jüdischen Quellen hat R. Glück eindringende Untersuchungen angestellt; über den Siddur des Gaon Saadia verdanken wir J. Bondy eine interessante Arbeit.

Von Editionen älterer Werke erwähnen wir in bunter Reihe zunächst die Fortsetzung der ausgezeichneten Ausgabe des Divan von Jehuda Halevi durch H. Brody, dann Israel Davidsons Edition dreier Satiren aus der neuhebräischen Poesie des Mittelalters nach einem Manuskript der Bodleiana, ferner den ersten Teil der Leket Joscher von Josef ben Mose durch J. Freimann, des Sefer Ha Michtom von David ben Levi durch M. Großberg; die Fragmente der Bibelkommentare von Jehuda ibn Balaam und von Menachem bar Chelbo durch S. Poznansky, endlich das Ritual-Compendium Sefer ha Ittim von Jehuda ibn Barzilai durch D. Fränkel. Besonderer Teilnahme erfreute sich auch in diesem Jahre der arabische Mischna-Kommentar Maimunis. S. und M. Frankfurter haben einzelne Partien des Traktats Ketubot, und B. Kohn einige des Traktats Sabbath herausgegeben und bearbeitet. Ueber die Veröffentlichungen aus dem Mischna-Kommentar des Maimuni hat S. Bamberger eine zusammenhängende Kritik veröffentlicht; über das Wörterbuch Tanchum Jeruschalmis hat uns mit gewohnter Akribie Wilhelm Bacher unterrichtet. Ausnahmsweise hat sich auch einmal ein Nichtjude auf dies Gebiet verirrt, nämlich H. Albrecht mit seinen beachtenswerten Studien über den Stil und den Wortschatz in den Dichtungen Abrahams ibn Esras. Möchte er viele Nachfolger finden! Noch bleibt zu erwähnen eine interessante Arbeit von J. Günzig über Abraham ben Abulafia, und die Ausgabe einer Religionsdisputation zwischen Israel Chamina und Manuel Montoni, die David Fränkel besorgt hat.

Eine der wertvollsten Publikationen des Jahres ist die Ausgabe der Reisebeschreibung des Benjamin von Tudela

durch L. Grünhut und M. N. Adler. Leider läßt nur die deutsche Uebersetzung viel zu wünschen übrig. Von großem Interesse ist eine Abhandlung von J. Trénel über den Einfluß der Bibelsprache auf das Französisch des Mittelalters bis zu Ende des 15. Jahrhunderts, und ebenso interessant sind die Studien des spanischen Senators Fernandez Poludo über das Ladino der spanischen Juden im Orient.

Ein deutsch-hebräisches Wörterbuch hat M. Margel begonnen und ein biblisches Wörterbuch, das uns aber noch nicht zu Gesicht gekommen, ist in Konstantinopel von Josef ben Chachim Schealtiel erschienen. Wertvolle Kataloge hebräischer Handschriften verdanken wir C. Brockelmann, der die Manuskripte der Breslauer Stadtbibliothek, und Hartwig Hirschfeld, der die hebräischen Manuskripte des Montefiore College beschrieben hat.

Eine Geschichte der Beschneidung hat S. Kahan in hebräischer Sprache geschrieben, und das Ritual der Pesach-Hagadah haben zwei angesehene talmudische Gelehrte J. Lewy und E. Baneth zu gleicher Zeit, aber von verschiedenem Standpunkt aus in sehr ansprechender Weise uns erklärt. Mit hebräischen Grabschriften aus Aden, die H. Chajes vorgeführt, sei diese Uebersicht geschlossen.

*　　*
*

Wenig ergiebig war in diesem Jahre die Arbeit auf dem Gebiete der Ethik und Religionsphilosophie. Wenn auch nicht spezifisch-jüdisch, so darf doch das Werk hier in keinem Fall übergangen werden, welches auch für uns von grundlegender Bedeutung bleiben wird, nämlich die Ethik des reinen Willens von Hermann Cohen, die den zweiten Teil seines großangelegten Systems seiner Philosophie bildet; ein überlegener und umfassender Denker spricht hier nicht nur zu seiner Glaubensgemeinde, sondern zur ganzen Menschheit wahrhaft goldene Worte, die wir uns alle einprägen sollten, um sie zu bewähren im Leben. Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens einen Satz aus diesem großen Werke, von dem man noch sprechen wird in späten Tagen, hier anzuführen, weil er nicht nur das Verhältnis des Philosophen

zum Judentum charakterisiert, sondern hauptsächlich darum, weil er unsere Stellung im modernen Leben, unsere Position gegenüber dem Staate und der Kulturwelt, vor allem aber unsere Kampfeshoffnungen in wahrhaft lapidaren Sätzen ausführt: „Unter allen Angriffen auf die Ehre dürfte kaum einer tiefer und innerlicher den Angegriffenen verletzen als der Judenhaß in seinen verschiedenen Formen und Nüancen. Shakespeare hat daher ja auch geglaubt, die Reaktion dagagen als einen weltgeschichtlichen Affekt verewigen zu dürfen. In der Tat, für einen Juden, der auf Grund geschichtlichen Verständnisses den Anteil kennt, und mit natürlicher Pietät würdigt, welchen der Gedanke des Prophetismus an der Erziehung des Menschengeschlechts hat und in alle Ewigkeit haben wird; für ihn, als Kulturmenschen, kann es keinen tieferen Schmerz geben, als der durch den Undank gegen den ewigen Juden verübt wird. Würde das Vaterland in ähnlicher Weise verleumdet, so würde dieser Schmerz der gleiche werden. Hier handelt es sich nicht um die Ehre einer atavistischen Gemeinschaft, sondern um eine solche, welche als eine echte Vertretung der sittlichen Allheit sich fühlt; freilich, in wie weit diese durch die Religion vertreten werden kann. Es tritt unvermeidlich auch hier der Konflikt zwischen Religion und Ethik ein, insofern der Staat allein die Allheit zu vertreten hat, während die Religion in Rücksicht auf ihre angebliche Wahrheit Allheit bedeuten will. Indessen vermag der Staat doch auch nur dadurch die Allheit zu bedeuten, daß er konzentrisch dem Staatenbunde der Menschheit eingeordnet ist. Das aber ist der Sinn der Religion der Propheten, und darauf beruht der Fortbestand des Judentums, daß es den Staatenbund der Menschheit verbreitet in der messianischen Idee der vereinigten Menschheit.

Es ist nicht die Anhänglichkeit an einen Stamm und an eine tausendjährige geschichtliche Besonderheit, welche das geschichtliche Rätsel von dem Fortbestande des Judentums zu erklären vermöchte, sondern es ist die Kraft der Ueberzeugung, daß eine Art von wahrhafter Allheit durch diese geschichtliche Idee vertreten wird. Aus dieser Allheit stammt die Ehre, die der Jude aus seiner Religion für sein Selbstbewußtsein

schöpft. Und nun wird diese Ehre, eine wahrhafte Ehre, von demselben Blute, wie die Ehre des Vaterlandes, mit allen Mitteln und in allen Formen der Verkennung und der Abneigung angegriffen. Das Selbstbewußtsein der Juden, diesen furchtbaren, unaufhörlichen, beinahe jeden Schritt seines bürgerlichen und geistigen Lebens begleitenden Angriffen gegenüber, so hat die wahrhafte Ehre als Affekt zu suchen und zu behaupten. Der Staat allein kann sich als die Erziehungsanstalt bewähren, um die sittliche Differenz auszugleichen, welche neuerdings in dem religiösen Bewußtsein zwischen Christentum und Judentum besteht, insofern das eine den Erfolg der Sittlichkeit von der Leitung und der Spendung Christi abhängig macht, das andere dagegen von dem einigen Gotte, der nicht zugleich Mensch ist. Der Staat allein kann für die sittliche gegenseitige Würdigung der Bekenner dieser beiden Religionen die Kenntnis, die Einsicht, die Unparteilichkeit, die Sympathie heranbilden, welche die Glieder des Staates in Eintracht verbinden muß.

Auf den Staat setzt der Jude daher auch seine Hoffnung, wo und wie immer er in seiner Ehre getroffen wird. In dem Staate erkennt er keinen Widerspruch gegen seine Religion, sondern vielmehr das Einvernehmen mit ihr. Denn seine Religion hat nicht blos den Staat verloren, sondern ihn aufgegeben; die Stifter seiner Religion, die Propheten, haben den Staat preisgegeben, um die Menschheit zu gewinnen. Der Staat aber, obgleich er des Vehikels der Nation sich bedienen darf und bedienen muß, um vermittelst der nationalen Einheit die Einheit des Staates zu begründen, der nationale Staat selbst darf keinen methodischen Widerspruch bilden gegen den Staatenbund der Menschheit. Hinter dem Recht der einzelnen Staaten steht das Völkerrecht, und wahrlich nicht etwa in nebelgrauer Ferne, sondern als das Ideal des Rechts.“

Eine ethische Weltanschauung, die von solchen Gesinnungen getragen ist, müßte, wenn es nach Recht und Billigkeit ginge, die Herzen der Menschen im Sturm erobern. Sie müßte auch auf uns selbst reinigend und läuternd wirken. Vor allem aber müßte sie unsere jungen Kräfte begeistern, der rein philosophischen Auffassung ihre Lebensarbeit zuzu-

wenden, denn nur aus ihrer inneren Wahrheit heraus können die Ueberlieferungen des Glaubens erklärt werden. Es verriete kurzsichtige Beschränktheit oder ein sehr kleinmütiges Vertrauen zu der unerschütterlichen Macht der Wahrheit des Judentums, wenn man befürchten müßte, daß die philosophische Auffassung desselben nicht auf ein tieferes und freieres Verständnis der Religion selbst, der Geschichte und Ueberlieferung in ihrem inneren Zusammenhang vorbereitete, und daß gerade von diesem fortschreitenden Verständnis die segensreichsten Resultate für Bildung und Leben, für die wissenschaftliche Schule und die religiöse Gemeinde zu erhoffen sind.

Hermann Cohen hat auf diesem Wege in seinem ausgezeichneten Vortrag über die Errichtung von Lehrstühlen für Ethik an unseren theologischen Lehranstalten, der weit höhere Perspektiven eröffnet als der Titel erwarten läßt, das Weitere treffend auseinandergesetzt. Bis jetzt bewegte sich ja die Forschung hauptsächlich auf geschichtsphilosophischem Gebiete. Die wichtigste Arbeit des Jahres ist die Spinoza-Biographie von J. Freudenthal, in der zum erstenmal in diesem Prozeße auch die Gegenpartei zu ihrem Rechte kommt. Bis jetzt war immer Spinoza allein der Glorifizierte. Freudenthal hat zuerst mit einer Objektivität, wie man sie heute selten findet, die Prozeßakten vorgeführt und sein durchaus unbeeinflußtes Urteil klar und entschieden ausgesprochen. Gegenüber anderen Philosophen hat er auch zuerst die von Joel und anderen dargelegten Einflüsse der jüdischen Religionsphilosophie auf Spinoza für seine Ausführungen verwendet. Sein Buch ist fortan nicht nur eine, sondern die Biographie Spinozas.

In eine spätere Periode der jüdischen Religionsphilosophie fällt der Essay von J. Landau, Nachman Krochmal. Einen Schritt auf dem Wege zur Erreichung des oben angedeuteten Zieles bilden schon die erfreulichen Versuche zu guten Textausgaben und Uebersetzungen unserer philosophischen Kritiker. Durch A. S. Yahuda werden wir in nächster Zeit den arabischen Text des Chobot ha-Lebabot von Bachja zum erstenmal erhalten; die bereits erschienenen Prologomena erwecken die besten Hoffnungen. Von demselben Werke hat E. Collins einige Kapitel in englischer Uebersetzung herausgegeben.

Einen Uebergang von der Ethik zur Homiletik macht ein Werk, welches trotz seines ausgeprägten Parteistandpunktes doch in allen Kreisen viele Leser finden wird, nämlich der zweite Band seiner gesammelten Schriften von Samson Raphael Hirsch. Es sind Betrachtungen zum jüdischen Kalenderjahr, eine Einleitung in die Welt des Jesaias und einige Streitartikel über Fragen aus dem jüdischen Gemeindeleben. S. R. Hirsch war ein streitbarer Mann und ein glänzender Polemiker. Er selbst vergleicht einmal seinen literarischen Kampf mit einem Sturmwind, der ja in der Literatur unentbehrlich sei, aber ohne Sturm gäbe es keine Reinigung in der Atmosphäre. Auch selbst da, wo man dem überzeugungstreuen Manne nicht folgen kann, wird man ihn gern hören und lesen, weil man die Ueberzeugung hat, das man einem Manne von felsenfestem religiösen Glauben und ungewöhnlichem genialen Geiste gegenübersteht.

Auch die Schrift von S. Mandl über das Wesen des Judentums in homiletischen Essays gehört in diese Reihe. Von demselben Autor ist eine Untersuchung über den Monotheismus als Weltprinzip erschienen. Daran schließen sich die Predigten von F. Coblenz, die durch ihre natürliche Einfachheit und Schlichtheit und ihren Freimut sehr ansprechen; ferner Reden aus dem Nachlaße des unvergeßlichen Nehemias Brüll und eine neue Sammlung der berühmten Siloah-Predigten von Ludwig Philippson, eine höchst willkommene Gabe, die M. Kayserling aus dem handschriftlichen Nachlaß des teuren Mannes herausgegeben hat.

Von der Synagoge zur Schule ist im Judentum nur ein kurzer Weg. Erfreulicherweise ist dieser Weg im Berichtsjahre öfter beschritten worden, als vorher. Wir haben eine ganze Reihe trefflicher Schulbücher zu verzeichnen. An ihrer Spitze steht das Lehrbuch für den jüdischen Religionsunterricht von dem gelehrten Heinrich Groß, das sicher bald Eingang in vielen Schulen aller Richtungen finden dürfte. Leider kann man dasselbe nicht von der Geschichte der Juden sagen, die L. Loewenstein für den Schulgebrauch verfaßt hat, da sie der Unparteilichkeit entbehrt. An die reifere Jugend dachte wohl M. H. Fried-

länder mit seinen Bildern aus der jüdischen Geschichte, die uns die hervorragendsten Religionsphilosophen und Dichter vorführen. Auch die biblische Geschichte von A. Weiß gehört in diesen Zusammenhang, ferner die biblische Geschichte und Religionslehre von J. Mauthner und S. Kohn und endlich zuletzt — doch nicht zuletzt — die neue Auflage des verwendbaren Buches von S. Bäck, die Erzählungen und Religionssätze der heiligen Schrift. Ein deutsches Gebetbuch für die israelitische Jugend hat O. Waldeck ediert; die hübschen biblischen Gedichte von Jacob Freund sind in neuer Auflage erschienen. Ein lesbares Chanukah-Büchlein für unsere liebe Jugend ist: Die drei Verbannten, ein Festspiel in Versen und mit Chor von S. Bachenheimer. Auch die neue Auflage eines alten und vielbeliebten Buches, der Parabeln und Legenden aus Talmud und Midrasch von G. Levi, dürfte vielleicht hier am passendsten sich einfügen lassen. Außerdem sind zu verzeichnen: Biblische Buchstabenbilder für das ganze Alphabet von N. Adler und die bewährte illustrierte hebräische Lesefibel von J. M. Japhet, von der Rosenthal eine neue Ausgabe veranstaltet hat. Für den Gebrauch höherer Lehranstalten hat H. L. Strack ein hebräisches Schreibheft und Vokabularium ediert.

Für die Geschichte unseres Schulwesens ist die Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum des Frankfurter Philantropins von hoher Bedeutung.

*　　*
*

Eine reiche Ernte ersprießt in diesem Jahre auf dem Felde der schönen Literatur. Der moderne Jude mit seinen Kämpfen und Ringen, mit seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, mit seinen Idealen und Irrtümern ist wieder einmal Mode geworden. In der neueren Literatur ist er ein beliebter Typus des sozialen Romans. Leider aber haben die meisten Gestalten, die uns dieser vorführt, nur die Manier des Juden, etwas Angenommenes und Nachgeahmtes. Diese Romane sind nicht Erzeugnisse eines warmen Herzens und einer lebendigen Phantasie, sondern einer anspruchsvollen Moderichtung, die die Wahrheit erkannt zu haben glaubt,

wenn sie ihre Aeußerlichkeiten mit der Korrektheit eines passionierten Sammlers sorgsam zusammengetragen und zu einem Ganzen vereinbart hat. Das heißt aber da aufhören, wo man eigentlich erst anfangen sollte, und ein weiteres Fortschreiten auf diesem Gebiete hieße sich in Fesseln begeben, die wir eben brechen wollen. Wir sollen den Wert des Menschen nicht nach Gesinnung und Stimmungen beurteilen, sondern nach seiner gesamten inneren Richtung und tatsächlichen Bewährung. Nach diesen kurzen einleitenden Bemerkungen können wir ohne jede Kritik die einzelnen Romane aneinander reihen. Besondere Aufmerksamkeit erregten die Schriften von Hermann Heijermanns: Diamantstadt und Sabbat, der mit einer unerbittlichen Objektivität die Schäden des Judentums darstellt, aber von den Lichtseiten desselben absolut nichts zu wissen scheint. Ferner der erste Band einer Romanfolge von Stilbauer, Götz Kraft, die Erzählung von R. Huldschiner, Eine stille Stadt, die Romane von F. Holländer, Thomas Truck, das Kreuz des Juden von H. Jaques, der Stern von Halalat von Martin Herlinden, das Rätsel Jude von A. Halbert, die Erzählungen aus dem Russischen von Eugen Tschirikow und die liebenswürdigen russischen Dorfgeschichten von J. Rabbinowitz. Eine sehr wertvolle Gabe sind die gesammelten Novellen von Heinrich York-Steiner: Der Talmudbauer u. a. Eine wahre poetische Erfrischung nach all den wertlosen Produkten, die wohl der Sturm des nächsten Herbstes wieder hinwegfegen wird. In unserer noch wenig angebauten Memoirenliteratur werden die hübschen und anspruchslosen Schilderungen aus halbvergangener Zeit, die Armin Schnitzer als „Jüdische Kulturbilder“ herausgegeben, bleibenden Wert behalten.

Die vielbeliebten Schilderungen aus dem Notizbuch des Onkel Jonas sind in einer illustrierten Ausgabe herausgegeben, die sicher ebenso viele Freunde finden wird, wie die früheren Ausgaben des jüdischen Fritz Reuter. Anspruchslose Skizzen, die den Humor aus dem jüdischen Leben darstellen sollen, hat S. J. Ruegenwald gegeben. Dagegen hat die Darstellung jüdischen Wesens, die ein berühmter Autor, Hermann Sudermann, in seinem Schauspiel: Der Sturm-

geselle Sokrates gegeben, allgemeinen Widerspruch hervorgerufen.

Eine große geistige Regsamkeit herrscht nach wie vor auf hebräisch-belletristischem Gebiete. Da ist zunächst die Ausgabe der gesammelten Erzählungen von M. Mocher-Seforim (Pseudonym für S. J. Abramowicz) zu erwähnen, eines Schriftstellers, der unter den Humoristen den ersten Rang einnehmen darf, ferner ein periodisches Unternehmen von J. L. Peretz, der sich diesem Genossen würdig an die Seite stellen kann. Sagen und Visionen hat F. S. Judson, eine Erzählung über den Geist der neuen Zeit J. J. Sirkis, ein Trauerspiel aus der biblischen Geschichte M. Foner, Erinnerungen aus der ersten Periode der Kolonisation in Palästina D. Paniz, Schilderungen aus dem Leben der Juden in Amerika H. Malachowski herausgegeben.

In den Blumengarten der Poesie führen uns die Lieder junger Dichter, die Berthold Feiwel unter dem Titel: Junge Harfen gesammelt hat; wenn auch nicht alle Klänge gleich auf uns wirken, so erfreuen wir uns doch an dem Gesamtton, der überall durchklingt und der nur aus inniger Liebe zum Judentum hervorgehen kann. Auf denselben Ton ist auch die Lyrik von S. Werner in seiner Sammlung Ruth u. a. Gedichte gestimmt. Die Gedichte der Bibel, die M. A. Klausner in vorzügliches Deutsch übertragen hat, sind in neuer und festlich geschmückter Auflage erschienen. Die Sammlung enthält Partien aus dem Pentateuch und den Propheten, aus den Psalmen, dem Hohenliede, Hiob, den Klageliedern, Esther, Ruth und Koheleth. Die Schönheit dieser Uebertragungen haben wir bereits wiederholt zu rühmen Gelegenheit gehabt.

Auch die jüdische Kunst hat bereits die Kinderschuhe ausgetreten. Man darf sogar schon eine Revue der Künstler zu veranstalten wagen. Und diese ist in der Sammlung: Jüdische Künstler stattlich genug ausgefallen. Wir lernen da die Werke von Israels, Ury, Lilien, Liebermann, Solomon und Epstein in vortrefflichen Reproduktionen kennen, die den Begriff einer jüdischen Kunst rechtfertigen sollen. Der Text stammt von anerkannten Autoren wie Servaes, Stahl u. a. Der Gesamteindruck der Persönlichkeit tritt überall in den

Vordergrund der Betrachtung; die Beziehungen zum Judentum bleiben aber deshalb nicht unbesprochen. Eine besonders eigenartige Individualität aus diesem Kreise, E. M. Lilien, hat durch St. Zweig eine interessante Darstellung seines Lebenswerks erhalten.

An dies Gebiet schließt sich das sehr interessante Reisewerk über Palästina von Adolf Friedemann durch die Nachbildung von Originalradierungen und Handzeichnungen Hermann Strucks würdig an. Im übrigen fällt uns gerade bei diesem hervorragenden Radierer die Tatsache ein, daß auch eine zweite Revue jüdischer Künstler nicht minder stattlich ausfallen würde als die erste. So reich ist die Arbeit der Juden bereits auf diesem ihnen erst erschlossenen Gebiete.

Der letzte Gang sei dem alten Prager Judenfriedhof gewidmet, der in den früheren Jahren wiederholt durch die Kunst verherrlicht wurde. Das Werk von Dr. L. Jeřabek schließt sich den bisherigen Editionen ebenbürtig an. Die Illustrationen sind sehr schön ausgeführt und teilweise außerordentlich wirksam. Auch das Buch ist gut geschrieben; es entbehrt nur der letzten Feile durch einen Fachgelehrten. Nichtsdestoweniger wird die Absicht, eine Quelle der Belehrung und zugleich der Erkenntnis allen jenen zu werden, die die Beurteilung dieses Denkmals „für unser schönes und uns allen so teures Mütterchen Prag" noch nicht voll zu würdigen verstanden, hoffentlich erreicht werden, was angesichts des Vandalismus, mit dem man dort an die Zerstörung dieses historischen Denkmals sich wagte, dringend zu wünschen wäre. Wir zweifeln sehr, ob man ein solches Wagnis unternommen hätte, wenn dieses Denkmal nicht gerade ein jüdisches wäre. Und darum tut die Objektivität wohl, mit der der nichtjüdische Historiker die alte Gräberstätte schildert. Sie ist leider in der Gegenwart nicht überall zu finden — weder in der wissenschaftlichen noch in der schönen Literatur.

* *
*

Erfährt aber der Jude im Roman nicht die Charakteristik und das Judentum in der Wissenschaft nicht die Würdigung, die ihm gebühren, so kann man es sehr wohl be-

greifen, daß die Juden auch in der politischen und sozialen Literatur noch immer nicht gut wegkommen. Indeß muß doch zugestanden werden, daß die Flut gegnerischer Schriften sich doch verlaufen hat und daß der Ton in den im abgelaufenen Jahre erschienenen wesentlich besser geworden ist. Etwas Erwähnenswertes ist übrigens aus der polemischen Literatur nicht zu vermerken. Die traurige Lage der Juden in Rußland fordert natürlich noch immer allgemeine Beachtung, die ihr auch in den Werken von L. Errera und H. Ganz in humanem Sinne zuteil wird. Die entsetzliche Katastrophe von Kischinew hat eine ganze Literatur gezeitigt, aus der nur die Schriften von Siegmund Bergel, Cyrus Adler und E. M. Lilien besondere Beachtung verdienen, weil sie eine über das Ereignis hinausreichende Bedeutung haben. Ein seltsames Unternehmen ist die hebräische Uebersetzung der norwegischen Konstitution von M. Aschkanaze. Mit der jüdischen Tauffrage beschäftigt sich eine Broschüre von F. Wittels. Der großen Sorge um die Zukunft des Judentums hat Fabius Schach eine von tiefem Studium zeugende sehr lesenswerte Arbeit gewidmet. Ueber die Streitfragen der religiösen Parteien haben Max Margolis in einer Schrift über die Reform des Judentums und A. Berliner in einer Broschüre über die Orgel in der Synagoge gehandelt. Die junge Wissenschaft der jüdischen Sozialistik und Statistik wird durch ein gründliches Werk von Arthur Ruppin über die Juden der Gegenwart wesentlich gefördert. Es ist dies eine grundlegende Arbeit für das ganze Gebiet, auf Grund deren erst ein fester Boden für die vielen schwebenden Probleme geschaffen wird. In acht Abschnitten bespricht der Verfasser in durchaus objektiver Weise und mit großer Sachkenntnis die Bevölkerungsstatistik, die biotischen Verhältnisse, das Geistesleben, die Erwerbs- und Berufsverhältnisse, die Moralität, die staatsbürgerliche und politische Stellung, endlich die Nationalitätsidee bei den Juden der Gegenwart. Die Resultate, zu denen er auf Grnnd seiner Forschungen gelangt, sind nicht unerfreulich. Es ist dies gegenüber Unkenrufen, die von Zeit zu Zeit aus dem eigenen Lager erschallen, eine tröstliche Erscheinung.

Weniger tröstlich sind die Beobachtungen, die S. Singer in seiner Krankheitslehre der Juden und C. H. Stratz in

einer ethnographisch-anthropologischen Studie: Was sind Juden? aufgestellt haben. Der letztere wendet sich gegen die abenteuerlichen Hypothesen der modernen Rassentheoretiker, die den ethnographischen und anthropologischen Standpunkt nicht genügend kennen und deshalb den Juden nicht gerecht werden. Er kommt zu dem beachtenswerten Ergebnis: „Die Juden sind die Nachkommen eines alten Kulturvolks, das dem südlichen Zweige der mittelländischen, weißen Rasse entstammt und in Kleinasien und Nordafrika seine Sitze hatte. Die dort lebenden Juden haben heute noch den ursprünglichen südmittelländischen Rassencharakter bewahrt, während diejenigen, die sich unter anderen Zweigen und Völkern ihre Rasse angesiedelt haben, entweder deren körperliche Eigenschaften mit den eigenen verschmolzen, oder sich durch starke Inzucht zu einem lebhaften individuell gefärbten Typus auf der Basis ihrer Stammesrasse ausgebildet haben.“ Lesenswert sind auch die kritischen Essays über moderne Rassentheorien von Friedrich Hertz, der zugleich eine Schrift über Antisemitismus und Wissenschaft publiziert hat.

* * *

Unsere Wanderung ist zu Ende. Aber wie der Wanderer noch einmal das Gebiet überschaut, das sein Fuß durchzogen, so wagen auch wir noch eine Rückschau auf das flüchtig durchmessene Gebiet, um einen Ueberblick gewinnen zu können. Mannigfache, oft wirr durcheinander fließende Strömungen begegnen uns in diesem Bilde, die die Uebersicht arg erschweren. Gleichwohl empfangen wir den durch nichts zu erschütternden Gesamteindruck, daß alle diese verschiedenartigen Strömungen denn doch einem Ziele zufließen. Das ist unser Trost in allem Ungemach, das ist unsere Hoffnung für die Zukunft. Denn von Zion geht die Lehre aus und das Wort Gottes von Jerusalem. Und dahin — gleichviel ob wir es bildlich oder leiblich auffassen — müssen beide immer wieder zurückkehren.

Hillel und seine Zeit.

Von

Heinrich Groß.

Selten hat ein Buch so viel Aufsehen erregt, wie seiner Zeit (1863) „Das Leben Jesu“ von Ernst Renan, der in blendendem Stile ein überaus anziehendes, farbenreiches Bild von dem Stifter des Christentums entworfen hat. Die einen waren von demselben entzückt, die anderen entsetzten sich wegen der rücksichtslosen Kritik, die er, in den Fußtapfen von David Friedrich Strauß wandelnd, an den Evangelien, die er zum Teile für Legenden hielt, geübt hat. Renan leugnet entschieden die Göttlichkeit Jesu, den er lediglich als gottbegnadeten Menschen im engsten Zusammenhange mit dem jüdischen Volke schildert, aus dem er hervorgegangen und aus dessen Gedankenkreise sein ganzes Wesen herausgewachsen ist. Als dessen wahren Lehrer bezeichnet er Hillel, der 50 Jahre vor ihm Aphorismen ausgesprochen hat, die mit den seinigen viel Aehnlichkeit hatten. Das ist ein großes Wort, das von geschichtlichem Standpunkte aus berechtigt ist, nach dem die bedeutendsten Erscheinungen des Menschengeistes nicht plötzlich hervortreten, wie die Minerva in der griechischen Sage dem Haupte des Zeus entsprungen ist, sondern sich allmälig aus den Ideen ihres Zeitalters entwickeln.

Wer war Hillel? Einige Jahre nach dem Antritte der Regierung des Königs Herodes (40 v. Chr.) kam, so erzählt der Talmud (Joma 35b) ein jüngerer Mann aus Baby-

lonien nach Jerusalem und besuchte das von den berühmten Gesetzeslehrern Schemaja und Abtalion geleitete Lehrhaus, in das man nur gegen Eintrittsgeld eingelassen wurde. Er war aber sehr arm und mußte sich als Tagelöhner verdingen. Sein täglicher Verdienst betrug ein Tropaikon (35 Pfg.), dessen Hälfte er zum Unterhalte seiner Familie und die andere zur Entrichtung des erwähnten Eintrittsgeldes verwandte. Als er aber eines Tages nichts verdient hatte und abends ins Lehrhaus nicht eingelassen wurde, kletterte er zum Fenster empor und legte sich in die Lucke desselben hinein, um dem Vortrage zu lauschen, ohne zu merken, was um ihn vorging. Es war Winter. Die Schneeflocken fielen dicht auf ihn nieder, hüllten ihn ein und er erstarrte vor Frost. Am folgenden Morgen, als das Fenster immer dunkel blieb, sah man an demselben nach, gewahrte den Erfrorenen, holte ihn herab und rief ihn durch angestrengte Bemühungen zum Leben zurück. Der Arme studierte weiter und erwarb sich durch seinen Eifer so reiche Kenntnisse und durch seinen edlen Charakter so viel Sympathie, daß er einer der gefeiertsten Lehrer in Israel wurde. Dieser Lehrer, der Präsident des Synhedrions in Jerusalem, der Sproß eines in Babylonien heimischen Geschlechtes, das seinen Stammbaum mütterlicherseits auf den König David zurückgeführt hat (Jer. Taanith 4, 2) und der Großvater des Synhedrialpräsidenten Gamaliel I., dessen Schüler der Apostel Paulus war (Ap. Gesch. 22, 3) ist der Mann, von dem Renan spricht, Hillel „der Alte".

Was die angeführte Erzählung über ihn berichtet, ist sagenhaft, enthält aber einige Züge, in denen sich die Geschichte des Judentums seiner Zeit wiederspiegelt. Dasselbe war damals in gewissem Sinne erstarrt und er hat es, wie der Talmud (Succa 20) sagt, wieder belebt. Die nationale Kraft des jüdischen Volkes, infolge der glänzenden Makkabäersiege erstarkt, war, seitdem Rom seine eiserne Faust auf Palästina gelegt hatte, gebrochen. An den Baum des Judentums hatte sich ein fremdes Reis angesetzt, das mächtig emporwuchernd später über ihn hinausgewachsen ist und ihn in Schatten gestellt hat: die griechische Kultur. Dieselbe hatte mit ihrer heitern Auffassung des Lebens und der freieren weltlichen Gesinnung in den aristokratischen Kreisen, zu denen die priesterlichen Adels-

geschlechter gehörten, zahlreiche Anhänger gefunden. Diese Kreise bildeten den Grundstock der Partei der Sadducäer, die sich durch die zeremoniellen Schranken der mündlichen oder überlieferten Lehre des Judentums, die sich seit Esra besonders herausgebildet hatte, beengt fühlten, dieselbe deshalb verwarfen und sich nur an die Bibel hielten, die sie in ihrer Weise auslegten. Dem vollen Lebensgenusse hingegeben, leugneten sie das Jenseits und vergaßen über die Erde den Himmel. Dieser Partei stand die der Essäer oder Essener gegenüber, welche in der Uebertreibung der levitischen Reinheitssatzungen auf rituelle Waschungen und Taufbäder, die späteren Taufen, einen allzugroßen Wert legten, abseits vom öffentlichen Leben sich in mönchischer Ordensgemeinschaft einander anschlossen und ein frommes, tugendhaftes, asketisches, mystisch beschauliches Leben führten, in dem sie in ihrer Schwärmerei über dem Himmel die Erde vergaßen. Die Pharisäer wiesen in ihrem starken nationalen Bewußtsein jeden Anschluß an die griechische Kultur mit ihrer fremdartigen religiösen Anschauung entschieden zurück und suchten die Wurzeln ihrer Kraft im eigenen Volkstum und in der treuen Pflege der schriftlichen und mündlichen Lehre, in deren Wahrung sie die Bürgschaft des Fortbestandes des Judentums erblickten.

Nach den Worten Jesu waren die Pharisäer die größten Heuchler, Buchstabenmenschen, die in den Geist der Bibel nicht eingedrungen sind, aber die Evangelien waren Parteischriften, nach denen man die Angegriffenen nicht beurteilen kann. Harnack sagt in seinem sensationellen Buche „Das Wesen des Christentums“ (66) von ihnen, „daß sie das Volk in Banden hielten und ihm die Seele mordeten“. Das ist schon deshalb eine Uebertreibung, weil die Masse des Volkes selbst zu den Pharisäern gehörte. Einzelne tadelnswerte Pharisäer kann es wohl gegeben haben. Der Talmud selbst (Sota 22) brandmarkt die Scheinheiligen unter ihnen, die mit ihrer Frömmigkeit prahlen, ihre Tugend zur Schautragen und aus purer Heiligkeit die Augen verdrehen, wenn ihnen ein schönes Weib begegnet.

Der Typus der echten Pharisäer war Hillel. Er hat zur Begründung der Traditionen im Schriftworte und behufs der Fortbildung des überlieferten Gesetzes in Bezug auf

unvorhergesehene Fälle sieben Regeln der Interpretation formulirt (Abot d. R. Nathan 24), wie sie zum Teile jetzt noch der Jurist in strittigen Entscheidungen anwendet. Dadurch legte er den Grund zu einer gesunden, vernünftigen Fortentwickelung der mündlichen Lehre, deren Notwendigkeit er einem Heiden, der Jude werden, sich aber nur zum Glauben an die Bibel verpflichten wollte, in folgender Weise beibrachte: Er unterrichtete ihn und lehrte ihn das hebräische Alphabet am ersten Tage in seiner gewöhnlichen, am folgenden aber in umgekehrter Reihenfolge. Als der Heide sein Befremden darüber äußerte, sagte er zu ihm: „Wenn du dich hierin auf mich verlässest, warum willst du dich nicht auf die Tradition verlassen?“ (Sabbat 31.) Letztere war bisher mehr Gedächtnissache. Hillel führte sie auf Prinzipien zurück und erhob sie zur Höhe der logischen Erkenntnis, die der Lebensnerv des Judentums ist, das, wie wir im Talmud sehen, selbst in minutiösen zeremoniellen Dingen auf die eingehendste Erforschung des Gegenstandes dringt. Hillel hat diesen charakteristischen Geist des Judentums geweckt und gezündet. Darin liegt seine Bedeutung.

Das Judentum enthält aber nicht bloß das trockene, starre Gesetz, sondern auch alles das, was die wahre Religion bietet, die das Gemüt in seiner tiefsten Tiefe ergreift, aus der die zartesten, weichsten, edelsten Empfindungen, die duftigen Blumen im Zaubergarten der Poesie des dürren Menschenlebens hervorsprossen. Hillel, der Pharisäer, war nicht nur der Mann des scharfen, nüchternen Verstandes, sondern auch des warmfühlenden Herzens, voller Milde, Sanftmut, Demut und der ihm sprichwörtlich nachgerühmten Geduld, mit der er das eigene Leid ertrug und gegen die Schwächen anderer Nachsicht übte. Einst, so wird erzählt (das.), wetteten zwei Männer um 400 Sus (260 Mk.), ob Hillel in Zorn geraten könne. Einer dieser Männer eilte zu Hillel, der, es war Freitag Nachmittag, gerade mit der Vorbereitung für den Sabbat beschäftigt war, rief ihn dreimal nach einander in der ungebührlichsten, polternden Weise aus seiner Wohnung heraus und richtete an ihn alberne Fragen, um ihn zu reizen. „Warum,“ fragte er, „haben die Babylonier kugelrunde Köpfe? warum die Palmyrener Schlitzaugen und die Afrikaner Platt-

füße?“ Hillel kam nicht außer Fassung, sondern erschien jedesmal an der Türe seines Hauses, sprach mit aller Seelenruhe: „Mein Sohn, was willst du?“ Die einzelnen Fragen beantwortete er, so gut er konnte, die erste damit, daß die babylonischen Mütter in der Pflege der Neugeborenen ungeschickt sind, die zweite und dritte damit, daß die Palmyrener in Sandsteppen und die Afrikaner in morastigen Gegenden wohnen. Der Polterer zog beschämt von dannen.

Hillel verstand es, auch in religiösen Controversen seiner Ueberzeugung durch die konziliante Form, in der er sie vortrug, zum Siege zu verhelfen (Jer. Pessachim 6, 1). In seiner Friedensliebe ging er mitunter zur Vermeidung eines nutzlosen Streites über die Wahrheit (Beza 20) und in seinem Wohltun über seine materiellen Mittel hinaus (Ketuboth 67). Seinen Schülern war er der sanftmütigste Lehrer (Aboth 2,6). Täglich verabschiedete er sich von ihnen mit den Worten: „Nun muß ich nach Hause eilen, um meinen Gast zu bewirten.“ Die Schüler kannten doch seine Dürftigkeit, die ihm nicht erlaubte, eine so ausgedehnte Gastfreundschaft zu üben. Sie fragten ihn eines Tages, wer denn dieser Gast sei, und erhielten die Antwort: „Dieser Gast ist unsere Seele, die heute in uns ist und morgen vielleicht uns schon verläßt“ (Wajikra Rabba 24). Das war also der Gast, dem er in seinem Lehrberufe seine ganze Kraft geweiht, den er über alles irdische Gut gestellt, mit dem er in seiner Not so gerne Zwiesprache gehalten, aus der er seinen vollen Frieden geschöpft hat. So redete der bedeutendste Repräsentant der Pharisäer, die „dem Volke die Seele mordeten.“

Hillels Aphorismen, von denen wir nur einige hervorheben, sind herrliche Aussprüche der jüdischen Moral, die der christlichen in keiner Weise nachsteht. Ihr oberster Grundsatz ist nach R. Akiba der biblische Satz: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ (3. M. 19, 18 Sifra z. St.). Jesus citirt diesen Satz an einer Stelle (Markus 12, 31) wörtlich, an einer anderen (Matt. 5, 43) aber mit dem unbegreiflichen und daher verdächtigen Zusatze: „und hasse deinen Feind“. Der „Nächste“, von dem die Bibel redet, ist, wie aus anderen Stellen hervorgeht, der Nebenmensch überhaupt ohne jeden Unterschied (3. M. 19, 13; 5. M. 24, 14, 10, 19). Hillel

sagte daher allgemein: „Sei von den Schülern Ahrons, liebe den Frieden, strebe nach ihm, liebe die Menschen und leite sie zur Gotteslehre hin" (Aboth 1, 12). Dieser Hinweis auf Ahron ist charakteristisch. Mose repräsentiert im Judentume das Gesetz, das er vermittelt, und den Glauben an Gott, den liebenden Vater aller Menschen, den er gelehrt hat, Ahron aber die in diesem Glauben wurzelnde Menschenliebe (Sanhedrin 8). So hat Hillel in der ihm eigenen Kürze in wenigen Worten alles das ausgedrückt, was Jesus (Markus u. n. A.) weiter ausgeführt hat. Hillel umschrieb die Nächstenliebe in folgendem Satze: Als ihm einst ein Heide das Verlangen vortrug, das Judentum anzunehmen, wenn ihm dessen Gehalt beigebracht würde, so lange er auf einem Fuße stehe, antwortete er ihm: „Was dir unlieb ist, das tue auch deinem Nächsten nicht. Das ist das ganze Gesetz und alles andere der Kommentar dazu, gehe hin und lerne dies" (Sabbat 31). Jesus führte denselben Satz in positiver Fassung an (Matt. 4, 12; Luc. 6, 31). Die negative Fassung hat sich in dem alten Reimspruch erhalten: „Was du nicht willst, das man dir tu', das füg' auch keinem andern zu." Der angeführte Satz, in dem etwas von dem Kant'schen kategorischen Imperativ steckt, trifft den Springquell der Moral, der in unserer Brust liegt, in dem Gewissen, das in unserer leiblichen Natur nicht begründet ist, sondern die Kundgebung einer höhern geistigen Macht ist, die es in dieselbe gepflanzt hat, in dem Bewußtsein des Sittengesetzes, in dem wir uns eins wissen mit der gesamten Menschheit, in der derselbe göttliche Geist lebt, oder wie die biblische Schöpfungsgeschichte darstellt, eine vollkommene Einheit bildet. Der Gedanke dieser Einheit, der im Monotheismus wurzelt und die Voraussetzung des Hillel'schen Ausspruches ist, schließt die Selbstsucht aus und erweckt die Demut. Hillel, der sie in seiner Person verkörperte (Sabbat 30 b) sagte daher: „Wenn ich nur für mich bin, was bin ich" (Aboth 1, 14). „Meine Erniedrigung ward meine Erhebung, aber meine Erhebung wäre meine Erniedrigung" (Wajikra Rabba 1). Glaubt man nicht Jesus zu hören? „Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht, wer sich aber selbst erhöht, wird erniedrigt werden" (Matt. 23, 12). Hillel war einerseits bedürfnislos und andererseits von dem festesten Gottvertrauen

beseelt. Er machte sich daher keine Sorgen darüber, woher er am nächsten Tage Brod nehmen werde. „Gott," sagte er mit den Psalmisten, „sorgt jeden Tag für uns" (Beza 16a). Jesus ermahnt seine Zuhörer, sich der Sorgen um das tägliche Brod zu entschlagen und Gott zu vertrauen, der die Vögel des Himmels nährt, die nicht säen und nicht ernten und nicht in Scheunen sammeln und die Lilien des Feldes kleidet, die nicht arbeiten und nicht spinnen (Matt. 6, 25—30). Dieses Bild aus dem Leben in der Natur, in dem die starre Notwendigkeit waltet, ist nicht gerade glücklich. Der Mensch bestimmt und betätigt sich bei all seiner Natürlichkeit und all seinem Gottvertrauen selbst in Bezug auf seine physische Erhaltung und intellektuelle Veredelung. Die Pflicht dieser Selbstbetätigung, eine der wichtigsten der Ethik, drückt Hillel in den Worten aus: „Wenn ich nicht für mich bin, wer ist denn für mich" (Aboth 1, 14). Zum Schlusse der Parallelen nur noch eine Stelle: Hillel warnt davor, sich durch den Erwerb vieler irdischer Güter, die man vor diebischen Dienern schützen muß, allzugroße Sorge aufzubürden und sich zu viel mit Weibern einzulassen, die Einen nur behexen, und empfiehlt den Erwerb jener Tugenden, die uns den Weg zum ewigen Leben bahnen (das. 2, 8). Nichts anderes sagt Jesus: „Sammelt nicht Schätze auf Erden, wo Rost und Motten zehren und Diebe nachgraben und stehlen, sondern sammelt Schätze im Himmel" (Matt. 6, 19—20).

Warum hat aber Jesus, wenn wir mit der modernen Kritik an seiner Göttlichkeit zweifeln, mit der Weisheit, die er nur aus dem Judentume geschöpft hat, da er doch nur dieses allein gekannt hat, größern Eindruck gemacht und weitere Volkskreise ergriffen, wie dessen berufenster Lehrer Hillel? Die Beantwortung dieser Frage soll mich nicht dazu führen, zu erzählen, wie das Christentum entstanden ist, das, aus verschiedenen Quellen entsprungen, die wir nicht überall mit voller Bestimmtheit erkennen, allmälig zum mächtigen weltumfassenden Geistesstrome sich herausgebildet hat. Ich will nur, um an einigen Beispielen den Einfluß des Judentums auf das Christentum zu zeigen, im engen Rahmen meines Themas in wenigen Strichen die Lehrweise Jesu schildern. Derselbe hat, wie es in den Evangelien heißt, „gewaltig, nicht

wie die Schriftgelehrten gepredigt" (Matt. 4, 9). Das findet in der Form seiner Reden und in der Beschaffenheit seiner Zuhörer seine Erklärung. Hillel zum Beispiele hat sich auf den Kreis seiner Schüler beschränkt, denen er vor allem das Gesetz erklärte, seine ethischen Lehren aber nur sporadisch in dem knappen Gepräge von Sentenzen vorgetragen. Letztere hat er ab und zu in Gesprächen mit Heiden ein wenig ausführlicher behandelt. Vor religiös unwissenden Menschen hat er eine förmliche Scheu gehabt. Er sprach ihnen die Fähigkeit wahrer Frömmigkeit ab (Aboth 2, 6). Diesen fragmentarischen Charakter hatte die Sittenlehre bei den meisten Pharisäern, welche sie in ihrer ganzen Tiefe erfaßten, aber deren Goldbarren, die in der Bibel ruhen, nicht in Münzen schlugen, die unter dem Volke kursieren.

Jesus von Nazareth, der die pharisäische Lehre in ihrer strengen kasuistischen Ausgestaltung nur unvollständig kannte, in der Bibel aber lebte und webte, trug deren religiöse und ethische Gedanken den in der Kenntnis derselben rückständigen Galiläern (Erubin 53a) vor, welche sie wie eine neue Offenbarung aufnahmen. Seine Reden haben durch die schönen volkstümlichen Gleichnisse, deren er sich in aggadischer, das heißt der freien, erbaulichen Auslegung der Bibel bediente, sowie durch den Enthusiasmus seiner Ueberzeugung und die anziehende Sanftmut seiner Persönlichkeit die Zuhörer hingerissen und bezaubert. Das vielbewunderte Meisterwerk seiner zündenden Beredsamkeit ist die Bergpredigt, die in ihrer gegenwärtigen Gestalt nach der modernen Kritik eine spätere, freie Komposition des Verfässers des Evangeliums Mattäi ist (5—7). Ich will nur eine kleine Blumenlese aus derselben mitteilen.

„Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Land besitzen" (Ps. 34, 11). „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit bei Gott finden" (Sabbat 151). Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden den Berg des Herrn besteigen" (Ps. 24, 4). „Ihr seid das Licht der Völker" (Jes. 42, 6). Das göttliche Gebot lautet: Du sollst nicht tödten. In Wahrheit wird es demjenigen, der seinen Nebenmenschen öffentlich beschämt, angerechnet, als hätte er dessen Blut vergossen (B. Mezia 58). Du sollst

nicht ehebrechen. In Wahrheit hat der Mann, der begehrlich den kleinen Finger eines Weibes ansieht, schon die Ehe im Herzen gebrochen“ (Berach. 24). „Wenn sich deine Hand zur Sünde regt, haue sie ab“ (Nidda 13). „Ihr sollt nicht leichtfertig schwören, euer Ja und Nein sei rechtlich“ (Baba Mezia 49). „Wer andere richtet, wird selbst gerichtet“ (Kidduschin 70). „Ziehe erst den Balken aus deinem eigenen Auge“ (Baba Batra 15). „Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiliget werde Dein Name, Dein Reich komme, Dein Wille geschehe im Himmel und dein Friede walte auf Erden. Gieb uns unser täglich Brod. Vergieb uns unsere Sünden, führe uns nicht in Versuchung und erlöse uns vom Uebel“ (Joma 8, 9. Ez. 26, 23. Sanhedrin 28. Berach. 16, 29, 60).

Diese Blumenlese stammt aber nicht aus der Bergpredigt, mit der sie fast wörtlich übereinstimmt, sondern aus der Bibel und dem Talmud, dessen religiös-sittlichen Gedanken von denen des vorchristlichen Judentums nicht wesentlich abweichen. Man kann danach den Zusammenhang des Urchristentums mit dem Judentum ermessen. Was hat Jesu Neues gelehrt? Er hat, sagt Harnack, Gott den Vater, den Adel der menschlichen, die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe gelehrt (33). Das ist viel, sehr viel, aber das haben lange vor ihm die Propheten in tausendfachem Echo verkündet, die in ihrer Universalität in den Herzen aller Menschen den Glauben an Gott den Vater zu erwecken sich bemühten, oft genug gegen Werkheiligkeit eiferten und das Wesen der Religion in der reinen, lautern Gesinnung und dem sittlichen gottgefälligen Wandel suchten. Man denke doch nur an den Ausspruch Micha's: Gott hat kein Gefallen an den Opfern. Es ist dir gesagt worden, o Mensch, was gut ist und was der Herr von dir verlangt, Recht tun, Liebe üben und in Demut wandeln vor Deinem Gotte“ (Micha 6, 4—8).

Die Propheten predigten den reinen Glauben und die echte Sittlichkeit, die sie höher anschlugen wie die äußere religiöse Form, aber sie rüttelten an derselben nicht, sondern hielten sie wie das biblische Gesetz für unentbehrlich sowohl für die religiöse Gemeinschaft als die bürgerliche Gesellschafts-

ordnung, die ja in Palästina mit der ersteren zusammenfiel. Jesus, und das ist das Neue seiner Lehre, achtete diese Notwendigkeit nicht, sondern hob das Gesetz, wenn er auch in denselben Worten, deren sich die Pharisäer bedienten (Schemoth Rabba 27) beteuerte, daß nicht ein Strichelchen desselben je vergehen wird, doch tatsächlich auf und sah dessen Erfüllung in der vollen Betätigung der Sittlichkeit. Die Kirche, die er gestiftet, hat später doch ihre Lehre und ihren Cultus in feste Formen und Gesetze gefaßt, und auch der christliche Staat baute sich nicht auf dem idealen Boden der Bruderliebe, sondern dem realen ganz bestimmter Gesetze auf.

Jesus wäre durch seine Lehre, die ein starker Nachhall der Propheten war, daß der Schwerpunkt der Religion in praktischer Beziehung in der Moral liegt, vielleicht ein Reformator des Judentums nach seiner ethischen Seite geworden, wie es Hillel nach seiner gesetzlich casuistischen gewesen ist. Was ihn über die Sphäre der natürlichen, geschichtlichen Entwickelung des Judentums hinausgehoben und zum völligen Bruch mit demselben geführt hat, betrifft sein besonderes Verhältnis zu Gott. Er fühlte sich nach der Taufe durch den Essäer Johannes der Täufer fortan als den Sohn Gottes, wenn er auch nach der modernen Kritik sich nicht dieser Bezeichnung ganz in dem Sinne, in dem sie ihm die Evangelien in den Mund legten, bedient hat. Die Menschwerdung Gottes in Jesu, die von dem, was die Bibel nach unserer israelitischen Auffassung über Gott lehrt, so weit absteht, ist nach dem christlichen Dogma ein Mysterium. Neben der erwähnten Bezeichnung wurde Jesus auch als Messias, das heißt der Gesalbte und darnach später allgemein in der griechischen Form Christus bezeichnet. Der Messiasgedanke war im Judentume nicht dogmatisch festgestellt. Er trat bald in nationaler, bald in allgemein menschlicher, bald in der einen und der andern Auffassung zugleich auf. Derselbe Prophet Jesajas, der die zukünftige Herrlichkeit Israels unter der weisen Regierung eines Sprossen aus dem Hause Davids schaute (11), entwarf das Zukunftsbild der ganzen Menschheit, die einmütig Gott den Allvater verehren und im ewigen Frieden glücklich leben werde (2). Diese Zeit der geläuterten religiösen und sittlichen Erkenntnis, der Wahrheit

und der Liebe gegen einander, in der alle nationalen Schranken fallen und alle Menschen einen einzigen Bruderbund bilden werden, heißt im Judentume das Reich des „Allmächtigen", das „Reich Gottes auf Erden" oder das „Himmelreich" zum Unterschiede von der jenseitigen Welt.

Unter dem schweren, fast unerträglichen Drucke der römischen Herrschaft kurz nach dem Beginn unserer Zeitrechnung lebte im Judentume die messianische Hoffnung in dieser oder jener Gestalt stärker denn je auf. Alle Gemüter waren verzagt, alle Augen richteten sich von dieser jammervollen Erde weg gen Himmel, alle erwarteten, daß Gott sie wie in der Zeit der Makkabäer erlösen werde. Damals hatte Daniel in seiner Apokalypse die Wiederaufrichtung des Gottesstaates durch den Messias geweissagt, der, ein Menschensohn in die Wolken des Himmels gehüllt, auf Erden erscheinen und die Herrschaft des Geistes über alle Menschen ausüben werde.

Zweihundert Jahre später hat Johannes der Täufer, der asketische Essäer, der sich, wie einst der Prophet Elia, für den er auch später gehalten wurde, mit einem rauhen Gewande aus Kameelhaaren kleidete und nur von Heuschrecken und wildem Honig nährte, gepredigt: „Tuet Buße, denn das Himmelreich ist nahe". Johannes galt als Elia und damit als Vorläufer des Messias. Nach seiner Begegnung mit ihm fühlte sich Jesus als diesen Messias, den Menschensohn der Daniel'schen Weissagung, verkündete, daß das Himmelreich schon gekommen sei, und entwarf in der Bergpredigt dessen Programm.

Das Himmelreich ist bei Jesus bald diesseitig, die irdische Welt, aus der alle Schlechtigkeit geschwunden ist und nur das Gute herrscht. Dann weicht es ja von dem Jesajanischen Idealbilde der Zukunft der Menschheit nicht wesentlich ab. Bald ist es jenseitig der Himmel, in dem alle der Seligkeit Teilhaftigen sich nach dem ihnen gebührenden Range um den Thron Gottes scharen. Dann stimmt es ja mit der Schilderung desselben in der Aggada überein (Bamidbar Rabba 21). Da wie dort ist das Paradies der Sitz der Frommen, mit seinen Wonnen, und die Hölle, der Sitz der Bösen, mit seinen nie endenden Qualen. Bald ist es mitten unter uns, wie Jesu sagt, das heißt, die stille, mächtige Gotteskraft in

den Herzen. Dann gedenke man der Worte des Jesajas: Gott wohnt in den Höhen und in den Herzen der Gebeugten, um sie wieder aufzurichten und ihnen in der Vergebung ihres Fehls den verlorenen Frieden wiederzugeben (Jes. 57). Gott ist in uns, und wir finden ihn zu jeder Zeit, ohne Tempel, ohne Priester, ohne jede Vermittlung und mit ihm unsere sittliche Stärke, unsere Freude und alle Seligkeit, deren wir fähig sind, wenn wir ihn iu uns selbst suchen.

Jesu Lehre, welche die modernen christlichen Theologen so viel als möglich vom alttestamentlichen Untergrunde ablösen möchten, war durch tausendfache Fäden mit dem Judentume verknüpft. Zahlreiche Judenchristen des ersten nachchristlichen Zeitalters beobachteten sicher noch das jüdische Gesetz.

Diese Fäden wurden vollständig zerrissen durch den Apostel Paulus, nach dessen Lehre, durch die er dem Christentume eine neue feste Grundlage gegeben hat, durch den Tod Jesus die vollkommene Erlösung der Menschheit stattgefunden hat, indem durch ihn die Erbsünde getilgt und eine neue Quelle der Rechtfertigung der Menschheit vor Gott erschlossen wurde, welche „die jüdische Gesetzesgerechtigkeit“ überflüssig machte. Paulus wurde der Apostel der Heiden, die er nur dadurch gewinnen konnte, daß er die für sie drückenden Fesseln des jüdischen Gesetzes löste. Als der Pharisäer Saulus bekämpfte er das Christentum aufs heftigste, nach seiner Bekehrung verteidigte er es aufs eifrigste, aber er verleugnete auch als Apostel in der scharfsinnigen Dialektik dieser Verteidigung und in der dabei angewandten aggadischen Auslegung der Bibel in formaler Beziehung die pharisäische Schulung nicht.

Er eiferte aber nur gegen das Judentum, nicht gegen die Juden. „Diesen,“ sagte er, „bin ich wie ein Jude geworden, um sie zu gewinnen“ (I. Kor. 9, 20). Das ist ein schönes Wort, wenn es nicht der Bekehrungssucht als Mittel dient. Schöner ist das Wort eines andern Apostels, dessen Evangelium der echten religiösen Duldung „Nathan der Weise“ heißt. Lessing läßt in dieser herrlichen Dichtung den Klosterbruder zu Nathan sprechen: „Ist denn nicht das ganze Christentum aufs Judentum gebaut? Es hat mich oft geärgert, hat mir Tränen g'nug gekostet, wenn Christen gar so oft vergessen konnten, daß unser Herr ja selbst ein Jude war.“

Der Gipfelpunkt der genannten Dichtung liegt in der bekannten Erzählung von den drei Ringen, die ein sterbender Vater seinen drei Söhnen übergeben hat. Einer dieser Ringe war echt und besaß die Wunderkraft, „beliebt zu machen vor Gott und Menschen angenehm". Die beiden anderen Ringe waren dem ersten nachgemacht. Jeder der drei Söhne behauptete den echten Ring zu besitzen und beanspruchte die mit diesem Besitze verknüpften Vorrechte.

Der Richter, an den sie sich nun wandten, beschied sie dahin, daß jeder der Brüder durch seine Betätigung der reinen Liebe und der rechten Menschlichkeit die Echtheit seines Ringes beweisen könne. Die drei Brüder sind in der Dichtung der Jude, der Christ und der Muselmann und die Ringe sind ihre Religionen, die jeder für die allein wahre hält. Das Kennzeichen der echten Religion ist die lautere Menschenliebe. Unsere Devise sei das Wort des griechischen Dichters Sophokles: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da" (Antigone).

Christus = Barabas.

Von

S. N. C.

Gelegentlich eines Aufsatzes, den ich in Band 6 des Jahrbuchs für jüdische Geschichte und Literatur zu dem Evangelienwort „sein Blut komme über uns" veröffentlichte, habe ich in einer Anmerkung die Vermutung geäußert, daß Christus und Barabas ursprünglich identisch waren.

Der damals geäußerten Vermutung bin ich weiter nachgegangen, und das Ergebnis meiner Forschung unterbreite ich hiermit den Lesern des Jahrbuches.

Bevor ich auf mein Thema eingehe, möchte ich zwei Bemerkungen vorausschicken. Man trägt auf jüdischer Seite naturgemäß Bedenken, sich mit der Evangeliengeschichte zu befassen. Diese Zurückhaltung, welche im allgemeinen durchaus am Platze ist, kann bei denjenigen Teilen der Evangelien nicht geübt werden, welche den angeblichen Anteil der Juden am Tode Christi betreffen; zu diesen gehört die Barabas-Episode.

Sodann möchte ich hervorheben, daß nicht etwa die Möglichkeit besteht, den geschichtlichen Sachverhalt festzustellen. Es gibt keine einzige Notiz über Christus, die nach den Grundsätzen kritischer Geschichtsschreibung als beglaubigt gelten könnte. Zwei Stellen in Flavius Josephus werden als späteres Einschiebsel allgemein anerkannt, eine Stelle bei

Tacitus gilt als verdächtig und gibt übrigens nur Auffassungen in Rom lebender Personen wieder. Es verbleiben somit nur die Evangelien. Diese sind aber nicht als eine Geschichtsquelle zu betrachten, sondern sind Erbauungsschriften. Man darf daher nicht hoffen, bei der Durchforschung der Evangelien die geschichtlichen Tatsachen zu ergründen und muß sich mit literarischer Kritik begnügen.

Man kann allenfalls nachweisen, wie der Text der Evangelien gelautet haben und verändert worden sein mag, keinesfalls aber hoffen, die Tatsachen wahrheitsgetreu zu ermitteln, welche den Erzählungen der Evangelien zugrunde gelegen haben mögen. Es sind in der Redaktion der Evangelien zwei Epochen zu unterscheiden. Auf eine Darstellung im jüdischen Sinne folgt eine andere, welche den Anteil der Römer an der Verurteilung und Hinrichtung Christi möglichst zu verdunkeln sucht und dafür die Mitschuld der Juden möglichst betont. Da indessen in den Evangelien die Reste der alten Darstellung vielfach nicht getilgt sind, ergeben über den Prozeß Christi die Evangelien viele Widersprüche und ein gänzlich unklares Bild. Wir wollen versuchen uns psychologisch vorzustellen, wie die Darstellung zunächst gelautet haben mag und welchen Veränderungen sie später vermutlich unterworfen wurde.

Nach der jüdischen Darstellung wurde Christus, möglicherweise auf Denunziation von Sadducäern, denen man als Freunden der Fremden moralisch etwas auswischen wollte, von Pilatus zum Tode verurteilt. Das Volk zieht vor den Palast des Pilatus und verlangt die Freigabe Christi, kann solche gegenüber den römischen Soldaten aber nicht durchsetzen, und Christus wird gekreuzigt, wobei durch die Inschrift: INRI (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum) die Juden, welche in Christus den Messias und König der Juden erblicken, verhöhnt werden sollen.

Die spätere Darstellung, welche in römerfreundlichem Sinne die Evangelien zu verbessern suchte, hat an Stelle des einen Christus zwei Personen, nämlich Christus und Barabas. Barabas ist derjenige, dessen Befreiung die Juden verlangen, während Pilatus Christus vor der Hinrichtung zu schützen sucht. Um diese Darstellung möglich zu machen, wird von

einem angeblichen Brauch berichtet, nach welchem Pilatus den Juden zum Feste einen Gefangenen freizugeben pflegte. Es handelt sich also hier um ein Begnadigungsrecht des jüdischen Volkes, zu dessen Ausübung es vor den Palast zieht, während nach der ursprünglichen Darstellung das Verlangen der Freigabe Christi als Aufruhr zu denken wäre. Während die Juden den Barabas freihaben wollen, sucht Pilatus Christus zu retten.

Wie in meinem Artikel über das Evangelienwort: „Sein Blut komme über uns“ im Anschluß an Ludwig Philippson, David Friedr. Strauß ꝛc. eingehend dargelegt wurde, ist der in den Evangelien berichtete Versuch des Pilatus, Jesus zu retten, weder mit dessen als rauh und hart geschichtlich bekanntem Charakter in Einklang zu bringen, noch psychologisch irgendwie wahrscheinlich. Im Einzelnen kann ich hier die „Unstimmigkeiten“, welche durch die Pilatusepisode in die Erzählung der Evangelien gekommen sind, nicht nochmals aufführen, ich verweise auf den erwähnten Artikel; hervorheben möchte ich hier, daß schon den Redakteuren der Evangelien wegen der Pilatus-Episode Bedenken gekommen sein müssen, wie aus den Worten hervorgeht: „Denn er hatte die Gewohnheit, ihnen einen frei zu geben zum Feste“. — Diese Worte gelten als später eingefügt, sie zeigen deutlich, daß die erzählten Ereignisse an sich nicht als genügend motiviert empfunden wurden und einer Erklärung bedurften. Die gegebene Erklärung ist stilistisch auffällig*), sie hat übrigens weder eine geschichtliche Grundlage, noch harmoniert sie psychologisch mit der Darstellung der Evangelien. Historisch ist die Ehrung des jüdischen Osterfestes, welche in dem behaupteten Gebrauch läge, nicht bekannt. Sie wäre höchst unwahrscheinlich und gerade auch von dem harten Pilatus nicht zu erwarten. Der Vorgang selbst aber, wie er in den Evangelien erzählt wird, paßt zu einem derartigen Brauch in keiner Weise. Daß das Volk vor den Palast zieht, um die Freigabe eines Gefangenen im Wege des Aufruhrs zu fordern, ist verständlich,

*) Der Redakteur nimmt jedenfalls an, daß seinen Lesern von diesem Brauch nichts bekannt ist, er steht hier reflektierend über seinem Stoff. Die Stelle harmoniert nicht mit der naiven Grundstimmung der Evangelien.

aber wenn die Juden bei Pilatus keinen Widerstand finden, vielmehr vertragsmäßig die Freigabe eines Gefangenen fordern durften, so bleibt der Zug vor den Palast des Pilatus ohne Motivierung.

Daß in eine judenchristliche Darstellung der Verurteilung Christi die Figur des Barabas nicht gepaßt haben würde, ist klar. Es wäre deshalb anzunehmen, daß diese Figur erst später geschaffen worden ist, so daß sich in der Antithese Christus — Barabas die Antithese Heidenchristen — Juden abspiegelt. Daß die Figur des Barabas als Antithese gegen Christus geschaffen wurde, ergibt sich indessen nicht nur aus dieser psychologischen Argumentation, eine Anzahl weiterer Momente ist geeignet, diese Vermutung zu stützen.

Professor Wendland in Bonn hat in einem Artikel*) „Jesus als Saturnalien-König" darauf hingewiesen, daß die Erzählung der Evangelien inbezug auf den Spott, den die Legionare mit Christus bei der Kreuzigung treiben, einem von Philo berichteten Vorgang beim Ausbruch der Judenverfolgung des Jahres 38 nach Christi Geb. in Alexandria auffallend ähnlich sei.

Aus der Erzählung geht hervor, daß ein gewisser Karabas ungefähr zur selben Zeit, in welche der Tod Christi verlegt wird, als König der Juden verspottet wird, und daß er hierbei in derselben Weise herausstaffiert wird, wie Christus nach der Erzählung der Evangelien. Auch die Inschrift: INRI, die Christus als König der Juden verspotten soll, findet eine Parallele in dem Vorgang, der sich in Alexandrien abgespielt hat. Notorisch war der geistige Zusammenhang der Juden zwischen Alexandrien und Jerusalem ein sehr reger, und es ist zweifellos, daß die Vorgänge, von denen Philo erzählt, nach Palästina berichtet worden sind, umsomehr als sie bei der Rückreise des Judenkönigs Agrippa nach Palästina sich abspielten. Die Ausführungen Wendlands sind so bedeutsam, daß wir sie im Auszug folgen lassen:

Diese Erzählung hat eine auffallende Aehnlichkeit mit einem von Philo**) berichteten Vorgange beim Ausbruch der Juden-

*) Hermes, Zeitschrift für klassische Philologie, 1898, Seite 175 ff.
**) In Flaccum 5, 6.

verfolgung des Jahres 38 n. Chr. in Alexandria. König Agrippa I. war auf seiner Reise von Rom nach Palästina nach Alexandria gekommen. Seine Ankunft war dem judenfeindlichen Pöbel der Stadt ein Aergernis. An Witzworten und Spottversen auf den jüdischen König fehlte es nicht. Auch durch eine Pantomime machte man ihn lächerlich. Einem unschädlichen Narren, namens Karabas, der das allgemeine Gespött der Jugend war, setzte man ein aus einer Papyrosstaude gefertigtes Diadem auf, hing ihm eine Decke statt der Chlamys (des Amtsgewandes) um, gab ihm statt des Szepters das Stück einer Papyrosstaude in die Hand. Eine Leibwache von Jünglingen trat ihm zur Seite, andere nahten sich ihm, um ihn zu begrüßen oder einen Rechtsspruch von ihm zu fordern oder Audienz über öffentliche Angelegenheiten zu erhalten. Ueberall lautes Geschrei derer, die ihn auf syrisch Μάριν Herr, anredeten.

Die Maskierung des fingierten βασιλεύς*) und die feierliche Huldigung stimmen völlig überein. Die Schilderung bei Philo ist farbenreicher und natürlich werden die durch ihre Spottsucht berüchtigten Alexandriner mehr Witz gezeigt haben als die römischen Legionare.

Aber die Tatsache, daß es das eine Mal galt, den wirklichen jüdischen König, das andere Mal den vermeintlichen und eben wegen seiner vermeintlichen Ansprüche zum Tode verurteilten zu verhöhnen, erklärt doch nicht genügend die Uebereinstimmung in der Idee und in der Ausführung der Maskerade. Man begreift sie erst, wenn man in den beiden Vorgängen die Nachbildung eines beim Feste der Saturnalien üblichen Brauches erkennt .... Aber eine genauere Kenntnis der Art dieser militärischen Feier verdanken wir erst den jüngst von Fr. Cumont veröffentlichten Märtyrerakten des heiligen Dasius, die auch auf bisher wenig beachtete Berichte ein ganz neues Licht geworfen haben .... Wenn die römischen Legionare Christus zu einem Saturnalien-Könige ausstaffierten, so lag ihnen jedenfalls auch der Gedanke nahe, daß er das Schicksal dieses Königs teilte; denn nach der Maskerade wird er sofort zur Kreuzigung abgeführt. Diese Auffassung der römischen Soldaten ist wichtig; denn sie bestätigt, was Matthäus und Markus ausdrücklich berichten, daß die Verurteilung erfolgt war. Der Rettungsversuch des Pilatus, den Johannes 19, 7—12 auf die Geißelung und Verspottung folgen läßt, ist also historisch unmöglich und auch

*) Auch der nur bei Matthäus erwähnte Zug, daß man Jesus ein Rohr in die Rechte gab, findet sich in Philos Schilderung wieder und paßt in die Pantomime.

innerlich unwahrscheinlich, weil Pilatus damit die Ungerechtigkeit seines Urteilsspruches offen dokumentiert hätte*). Wichtiger für uns ist, daß die gemeinsamen Züge in den Schilderungen des Saturnalien-Königs und in den Berichten der Evangelien und des Philo uns nun erst verständlich werden. Der jüdische König Agrippa und der jüdische König Jesus erscheint, der eine den Alexandrinern, der eine den Legionaren, gleich lächerlich. Darum fordern sie zum Vergleich mit dem allbekannten Karnevalskönige heraus und wecken die gewiß angenehme Erinnerung an das beliebte Volks- und Soldatenfest.

Zum Schluß noch ein Wort über Lukas. Er berichtet unsere Szene nicht. Mir scheint aber, als wenn 23, 11 nur ein Nachklang dieser Szene und darum historisch nicht zu verwerten ist. Denn so verständlich das Motiv der Maskerade bei den Soldaten war, so unglaublich scheint es, daß Herodes seiner Würde so vergessen haben sollte, daß er sich zu solchen Streichen hergab.

Wie Wendlands Ausführungen ergeben, ist die Darstellung im Matthäusevangelium am ausführlichsten, bei Markus fehlt ein Moment der Erzählung (daß man Christus ein Rohr in die Hand gibt). Bei Lukas fehlt die Erzählung ganz. Der Vorgang ist hier umgekehrt wie bei der Person des Barabas, die im Matthäusevangelium nur ein Name, in den anderen mehr und mehr eine konkrete Persönlichkeit wird.

Es heißt von ihm: Matth. 27, 16. „Einer sonderlich vor anderen, der hieß Barabas."

Markus 15, 17: „Barabas, gefangen mit den Aufrührerischen, die einen Mord begangen hatten."

Lukas 23, 19: „Welcher war um eines Aufruhrs, so in der Stadt geschehen war, und um eines Mordes willen ins Gefängnis geworfen."

Johannes 18, 40: „Barabas aber war ein Mörder."

Deutlich geht daraus hervor, daß gerade im Matthäusevangelium von Barabas nichts weiter bekannt ist, als daß er ein Gefangener des Pilatus sein soll, eine Tatsache, die

---

*) Wie frei Johannes seinen Stoff angeordnet und erweitert hat, geht besonders aus Spittas Untersuchungen: „Zur Geschichte und Literatur des Urchristentums I" hervor; nur daß sich die Anstöße durch mechanische Umstellungen doch nicht beseitigen lassen.

bloß mit dem Ruf der vor den Palast des Pilatus ziehenden Juden gegeben wäre: „Wir wollen den Barabas.“

Beides stellt im Sinne der Volksdichtung eine glückliche Aenderung dar. — Wenn die Juden den Barabas statt Christus frei haben wollen, so ist der Satz des Johannesevangeliums: „Barabas aber war ein Mörder“ in der Darstellung natürlich weitaus wirksamer als der Satz in Matth.: „einen sonderlich vor anderen, der hieß Barabas“. Umgekehrt paßt die Erzählung von der Verhöhnung Christi durch die Legionare nicht in eine römerfreundliche Version der Evangelien. Hier verliert der Vorgang daher allmählich an Bedeutung; im Lukasevangelium wird eine ähnliche Verhöhnung durch Herodes, also im Sinne einer antijüdischen Darstellung, berichtet. — Beides deutet darauf, daß wir im Matthäusevangelium die älteste Darstellung haben. Hier ist ein wirklicher Vorgang, der erzählt wird, mit den meisten Einzelheiten dargestellt, umgekehrt der zum Zwecke des Kontrastes geschaffene Barabas am farblosesten. Dem Matthäusevangelium sind aber noch zwei fernere zur Barabasepisode gehörende Momente eigentümlich, nämlich das schon erläuterte Wort: „Sein Blut komme über uns“ — und der Vorname Jesus vor Barabas.

In den ursprünglichen Handschriften des Matthäusevangeliums stand nicht Barabas sondern Jesus Barabas. Es geht dies aus Origenes hervor, der zur fraglichen Stelle die Bemerkung macht: „In vielen Exemplaren ist nicht enthalten, daß Barabas auch Jesus heißt und wahrscheinlich mit Recht, damit der Name Jesus nicht einem Missetäter beigelegt wird.“*) Also nicht nur, daß sich der Vorname Jesus bei dem Namen Barabas in alten Manuskripten findet, dieser Vorname muß im Anfang allgemein gewesen sein und wurde später absichtlich fortgelassen. Er bildet noch jetzt eine Verlegenheit für diejenigen Kommentatoren, welche mehr Theologen als Philologen sind. Beispielsweise schreibt Nebe: Leidensgeschichte Jesu Christi, Band II. S. 87:

*) In multis exemplaribus non continetur quod Barabas etiam Jesus et forsitan recte et ne nomen Jesu conveniat alicui iniquorum. In einigen Handschriften ist nachweislich der Vorname Jesus vor Barabas ausradiert.

„Ich finde keinen Anstoß daran, daß ein Mensch wie Barabas auch den Rufnamen Jesus führte, kann aber doch jenen Quellen zweiten und dritten Ranges nicht den Vorrang vor den hauptsächlichsten Handschriften einräumen. Es kommt dazu, daß die andern Evangelisten von diesem zweiten Namen garnichts wissen. Mir ist nicht unwahrscheinlich, daß die Hinzufügung des Namens Jesus zu Barabas der Fehler eines flüchtigen Abschreibers ist.“

Demgegenüber sagt im entgegengesetzten Sinn der Kommentar des Professor Zahn*) sehr richtig:

„. . . Das Zeugnis der Handschriften des 2. Jahrhunderts, denn diesem gehören die Handschriften an, welche Origenes ganz alt nannte, und der ältesten syrischen Version wiegt an sich ebenso schwer, wie das der großen Masse der heute vorhandenen Handschriften, und wie begreiflich es ist, daß der Anstoß, den Origenes an diesem Text nahm, nach seiner Zeit noch häufiger wie vor derselben die Tilgung des Ἰησοῦν zwischen λεγόμενον und Βαρ. vor 16 und nochmals τὸν Βαρ. vor 17 veranlaßt, so unbegreiflich wäre es, daß nachträglich christliche Abschreiber den geheiligten Namen Jesus dem Mörder gegeben haben sollten.“

Man sieht daraus recht deutlich, wie sehr Nebe's Blick durch sein religiöses Empfinden getrübt ist. Denn wenn schon Origenes schreibt, in vielen Manuskripten sei der Name Jesus nicht vorhanden und absichtlich fortgelassen, so bekundet er deutlich genug, daß die Lesart Jesus Barabas ursprünglicher war als der Name Barabas ohne Jesus.

Barabas bedeutet im Aramäischen = der Sohn des Vaters, also den Namen, unter welchem Christus dogmatisch der Stifter der christlichen Religion ist. Steht dann gar in den älteren Manuskripten Jesus Barabas, so ist das zweifellos für meine These ein äußerst starker Beweis. — Es ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Name Barabas im Talmud gelegentlich auch als Name vorkommt. Dies ist zutreffend. Der Name Jesus ist aber tausendfach häufiger gewesen, und man hat doch an ihm Anstoß genommen. Dazu kommt, daß schon den Kirchenvätern der Name Barabas nicht ein beliebiger Name war. Dem Theophylactus bedeutet Barabas auch = der Sohn des Vaters, das heißt des Vaters der Juden,

*) Th. Zahn: Kommentar zum neuen Testament. S. 700.

nämlich des Teufels (vergl. Rebe a. a. O.). Und auf die Familienbeziehungen zwischen dem Teufel und Barabas kommen wir auch bei einer anderen Auslegung, welche Barabas übersetzt als Sohn des Lehrers (der Juden), nämlich des Teufels.*)

Es gibt hier also die Antithese Jesus Barabas = Jesus, (Christus) der Sohn des Vaters im Himmel und Jesus Barabas = der Sohn des Vaters, nämlich der Juden = des Teufels. Eine Antithese, die sich natürlich nur dann erklärt, wenn man annimmt, daß der Jesus Barabas der ursprünglichen judenchristlichen Darstellung sich später in zwei Personen gespalten hat. Daher sind die Spuren der Identität um so deutlicher, je älter die Darstellung ist. Daraus, daß das Jesus vor Barabas nur im Matthäusevangelium steht und nicht in den anderen Evangelien, ist daher nicht mit Rebe im Sinne der Vermutung zu deuten, daß der Vorname Jesus nur durch Flüchtigkeit eines Abschreibers in die Erzählung hineingekommen ist. Im Gegenteil ergibt das Vorkommen des Namens Jesus in der (lokalen) syrischen Version und gerade im Matthäusevangelium, während er später absichtlich ausgelassen, in Manuskripten auch ausradiert wurde, den Vornamen Jesus als die ursprünglichere Lesart. —

Fassen wir zusammen: wir haben die Erzählung, wie Karabas als König der Juden verspottet wurde, die Um=

---

*) Zahn citiert a. a. O. aus Andreas Gallandi's Bibliotheca veterum patrum etc.: Origenes Adamantius: Commentarii in **Mathaeum:** *παλαιοῖς δὲ πάνυ ἀντιγράφοις ἐντυχὼν εὗρον καὶ αὐτὸν τὸν Βαραββᾶν Ἰησοῦν λεγόμενον. οὕτως γοῦν εἶχεν ἡ τοῦ Πιλάτου πεῦσις ἐκεῖ* (v. 17 vermischt mit v. 21): *„τίνα θέλετε ἀπὸ τῶν δύο ἀπολύσω ὑμῖν, Ἰησοῦν τὸν Βαραββᾶν ἢ Ἰησοῦν τὸν λεγόμενον Χριστόν“.* Vetustissima legens exemplaria inveni, ipsum quoque Barabam vocatum fuisse Jesum. Sic igitur se ibi habebat Pilati interrogatio: Quem vultis de his duobus dimittam vobis? Jesum Barabam, vel Jesum qui dicitur Christus? Ut enim videtur, latro patronymice vocabatur Barabas quod interpretatur Doctoris filius. Composisum igitur nomen Baramban indicat filius doctoris nostri. Ut cuiusnam alius doctoris filium oportet reputare latronem insignem quam viri sanguinum, quam eius qui ab initio est homicida: quem usque in hanc diem, qui ab ipso discunt facere homicidia praeferunt vivificatori hominum Domino nostro Jesu Christo?

wandlung des Karabas in Barabas liegt nahe. Die Einzelheiten der Verspottung finden sich am getreuesten im Matthäusevangelium, also demjenigen, welches in seinem ursprünglichen Text wohl am ältesten und am meisten im judenchristlichen Sinne verfaßt war. Diesem Evangelium ist auch eigentümlich, daß Barabas schattenhaft ist, daß der Vorname Jesus vor Barabas steht, und der Ausspruch „Sein Blut komme über uns", welcher, ursprünglich ein Protest gegen die Verurteilung Christi, später dahin gedeutet wurde, daß die Juden sich ihres Anteils an der Hinrichtung Christi berühmen wollen. In der anscheinend ältesten Darstellung finden sich also gerade diejenigen Momente, welche die Spuren der Identität von Christus und Barabas noch aufweisen.

Die ursprüngliche Darstellung bietet aber auch für die Person des Barabas keinen Raum, da sie judenchristlich war und deshalb den Römern, welche Christus verurteilen, die Juden gegenüberstellt, welche die Freigabe Christi verlangen.

Die Bedeutung dieser Beweisführung möchte ich an einem astronomischen Vorgang klar machen. Würde jemand auf Grund bestimmter Berechnungen vermuten, daß zu einer Zeit eine Ablenkung von Gestirnen durch einen Kometen stattgefunden habe, so würde diese Vermutung zweifellos zu einer Gewißheit, falls der Komet sich in einer Photographie oder Zeichnung des Sternenhimmels aus der betreffenden Zeit nachweisen ließe. Analog ist es mir ergangen. Ausgegangen bin ich davon, daß eine ursprünglich judenchristliche Darstellung den Barabas nicht gekannt haben kann, daß dieser erst durch eine Redaktion im heidenchristlichen Sinne in die Evangelien hineingekommen ist. — Und nachdem ich von der Formel ausging: Jesus=Barabas, fand ich in der ursprünglichen Darstellung den Jesus=Barabas neben vielen anderen Beweisen. Man wird zugeben müssen, wenn dies kein zwingender Beweis ist, so steht es einem solchen mindestens sehr nahe. Wie sich die Umwandlung der Erzählung im einzelnen vollzogen haben mag, ist natürlich hier nicht nachzuweisen.

Man braucht nicht einmal überall an absichtliche Änderungen zu denken. Ich halte es z. B. für höchst wahr-

scheinlich, daß der Ausspruch: „Sein Blut komme über uns" gelegentlich aus bloßem Mißverständnis umgedeutet worden ist. Das gleiche mag bei dem Barabas der Fall sein, wo gerade der Doppelsinn, daß Barabas einerseits gelegentlich als Name vorkommt, andererseits eine symbolische Bedeutung in dem Sinne von Sohn des Vaters hat, einer allmählichen Umwandlung des Textes Vorschub leisten müßte*). Dem modernen Leser der Evangelien ist Barabas ein konkreter Mensch; je näher man ihm kommt, um so schattenhafter wird er. Er ist das Ergebnis des dichtenden Volksgeistes, welcher mehr und mehr Barabas als Gegenart gegen Christus Gestalt gibt, bis in dem Worte des Johannes „Barabas aber war ein Mörder" die Gegenüberstellung ihren klassischen Ausdruck gefunden hat.

---

*) Hierbei ist namentlich auch die Wanderung der Evangelien nach Westen zu berücksichtigen, wo die aramäische Bedeutung des Namens Barabas doch immer nur wenigen bekannt war. Ein Gegenstück in umgekehrter Richtung bietet eine der wenigen Stellen des Talmud, an denen von Christus die Rede ist. Hier wird Christus als der Sohn des Pandera bezeichnet. Und wie kam man zu dieser Bezeichnung? Griechische Spötter machten aus dem Wort: „Geboren von der Jungfrau" (Parthena) durch Umstellung von zwei Buchstaben „geboren von der Panthera" (= dem Panther, dem Symbol des Dionysos). Die Juden aber, welche das nicht verstanden, faßten Panthera als Eigennamen auf und bezeichneten Pandera als Vater Jesu.

Ethisches Wissen und Leben im Judentum.

Ein Vortrag von

Moritz Lazarus.

Hochverehrte Anwesende!

Weite Gedankenwege müßten zurückgelegt werden, wenn die volle Betrachtung desjenigen Gegenstandes, den ich Ihnen angekündigt, wirklich erreicht werden sollte: Wege historischer Forschungen, psychologischer Erwägungen. Ich wähle für die flüchtige Stunde einige bescheidene, nicht allzu dornige Pfade, für welche ich Ihre freundliche und wohlwollende Begleitung erbitte.

Wenn wir die beiden großen und prachtvollen homerischen Gesänge, Ilias und Odyssee, aufmerksam durchlesen, dann drängt sich uns eine Betrachtung auf, im Grunde eine sehr einfache, die uns aber nichtsdestoweniger in Erstaunen setzt, uns, die Menschen heutiger Zeit, die wir dort etwas antreffen, das all unsern Erfahrungen absolut entgegensteht. Jene reiz- und wundervolle Dichtung entrollt uns ein vollständiges Bild des Lebens eines durch die Poesie so glänzend vor uns dastehenden Zeitalters. Wir sehen das äußere Treiben und innere Leben der Menschen vollständig. Unter allem aber, was ihr Gemüt bewegt, was sie streben und was sie leben, suchen wir Eines vergebens, was uns von den Kindesjahren her als selbstverständlich, für das Leben des Menschen, vollends für das Leben des edler gearteten, des Kulturmenschen, als notwendig erscheint.

Nirgends nämlich finden wir irgend eine Andeutung von einem Antrieb, einem Motiv, einem Ideal dessen, was wir kurzweg Wissen oder Erkenntnis nennen. Keiner der homerischen Menschen sucht es, in keinem der Züge, welche uns geschildert werden, kommt so etwas vor, uns zeigend, daß es die Aufgabe, daß es die Hoffnung, das Streben des Lebens wäre, etwas zu wissen, eine Erkenntnis zu suchen oder zu finden. Die homerischen Menschen sind Kriegführer, tapfere Kämpfer, sie sind Staatsmänner, sie sind Bildner, Dichter, Sänger; von einem Lehrer ist nirgends die Rede. Erkenntnis ist nicht die Aufgabe. Ganz anders, verehrte Anwesende, zeigt sich die Sache, wenn wir unsern Blick von Griechenland nach Palästina wenden. Ungefähr 200 Jahre vor der Zeit, in welcher die homerischen Gesänge gesungen wurden, erscheint dort bereits eine wahrscheinlich sehr ausgebreitete Schule von Lehrern, die wir unter dem Namen der Chachamim kennen, d. h. Lehrer der Chochma, der Weisheit, der Erkenntnis, der Einsicht. Ueberall sehen wir da, wie die Einsicht und Weisheit gepriesen wird. Sie bildet das eigentliche Ideal des Lebens, wie sie Bedingung bildet einer jeden Vollkommenheit in der Lebensführung. Die Weisheit besteht in einzelnen Sprüchen, kurz zusammengefaßten, scharf zugespitzten Gedanken, ganz von derselben Art, wie wir sie dann bei den Griechen etwa 300—350 Jahre später, bei den sogenannten Gnomikern, vielleicht stellenweise auch bei den Erotikern wiederfinden. Acusmata, wie sie genannt wurden, Hörworte, die leicht ins Ohr und ins Herz gehen, leicht behalten werden.

Von da an bis auf den heutigen Tag geht die Sehnsucht nach Weisheit und Erkenntnis nicht mehr aus dem jüdischen Sinne. Was als eigentliches Ziel dessen, was jeder einzelne für sich und die Gesamtheit als solche zu erreichen hat, gilt, ist, daß sie voll sei derjenigen Weisheit, deren der menschliche Geist auch fähig ist. — Der Prophet, in seinem Ausblick in ferne Zeitalter der Menschheit, in Zeitalter, von denen wir auch jetzt noch sagen können, sie liegen in einer uns fernen Zukunft, sie sind mit ihren Entfernungen so vor unserm Auge verhüllt, wie sie vor Jahrtausenden vor dessen Augen verhüllt gewesen sind — das eine hält er fest ins Auge, das eine gilt ihm als das Ideal jener

Zukunft der Menschheit: „Die Erde wird voll sein von Erkenntnis, wie das Meeresbett von Wasser bedeckt ist.“ Vergebens suchen Sie bei allen alten Völkern nach irgend einem solchen Ausblick in die Zukunft, welcher als das einzige Ideal der Menschheit die Fülle der Erkenntnis zeigt. Der zweite Zug, der bei allen Propheten, namentlich bei den spätern allgemein hervortritt, das ist die Forderung an den Priester, daß er die Erkenntnis bewahre: „Die Lippen des Priesters sollen die Erkenntnis bewahren.“ Priestertum hat es bei allen Kulturvölkern gegeben, aber die Aufgabe, daß der Priester auch Lehrer zu gleicher Zeit sei, hat es nirgends gegeben. Der Priester ist überall ein Opferer, ein Seher; er verkündet den Willen der Götter und das Schicksal der Menschen, zum Lehrer der Menschen ist keiner bestellt. Zum Lehrer der Menschen bestellt der Prophet erst den Priester. Ein seltsamer Widerspruch: Die Wissenschaft hat ihre Entwickelung nicht durch den jüdischen Stamm gefunden; er ist nicht die Schöpfer dessen, was wir heute Wissenschaft nennen. Dabei aber, nachdem die Wissenschaft in die Welt getreten, nachdem arische Stämme, und unter ihnen ganz besonders die Griechen methodisches, fortschreitendes Wissen gezeitigt haben, da sehen wir, daß von Zeit zu Zeit, je nach den Umständen, die Juden offenen Geistes wie offenen Herzens an der Entwickelung dieses menschlichen Erbteils ihren Anteil nehmen; aber geschaffen haben sie es nicht. Die Griechen schufen die Wissenschaft. Bei den semitischen Völkern aber und besonders bei den Juden, zeigt sich von der frühesten Zeit an das eine: Die Anerkennung des ersten und letzten Grundes aller Wissenschaft, nämlich der Weisheit desjenigen Wissens, welches wir als ethisches Wissen kennen, desjenigen Wissens, welches berufen ist, das Leben zu regeln, welches berufen ist als Führerin für die Gestaltung des menschlichen Daseins.

In der ganzen arischen Welt sehen wir, daß Helden emporkommen, Herrschaft gewinnen über die Menschen, das Leben ordnen und regieren. Alle diese Herrscher kommen empor durch Taten der Macht und der Gewalt ohne Ausnahme. Sie sind Helden des Kampfes, mindestens des politischen Kampfes. Meist sind sie Helden des Schlachtfeldes. Bei den semitischen Völkern aber, und wiederum vorzüglicherweise

bei den Juden, ist es nicht jene physische Gewalt und jene Kunst des Kampfes, jenes Heldentum des äußerlichen Daseins, welches die höchste Würde verleiht. Die geistige Kraft ist es, die Weisheit ist es, die sich die mächtigste Würde des Lebens erringt, und dies auch bei allen anderen semitischen Stämmen in ganz ähnlicher Weise. Die als Herrscher empor gekommenen sind Helden des Glaubens oder Helden der Weisheit.

Jene Erzählung von König Salomo, der von der Vorsehung auf die Aufforderung, daß er sich etwas erbitte, was ihm zumeist am Herzen liege, Weisheit verlangte, nicht Macht, nicht Reichtum, würde einem arischen Volke vollständig unverständlich, ein solcher König würde ihnen nicht als weise, sondern als ein Thor erschienen sein. König David war ein gewaltiger Held, ein Mehrer des Reiches. Er war seinem Volke sehr ins Herz gewachsen und er ist dies auch heute noch. Aber nicht, weil er ein Held ist, sondern weil er der königliche Sänger ist. Der Psalmist ist es, an dem sie alle hängen und noch lange hängen werden. Und dieser König David soll nach der Auffassung, die hier vorliegt, nicht den Tempel bauen, weil . . . er zu viel Menschen getötet hat. Im nationalen, wenn Sie wollen, im heiligen Kriege immerhin, durch die Ausbreitung irdischer Macht und Gewalt zu sehr geleitet, in jenen Taten, welche an die Rauhheit und Rohheit der Barbarei erinnern, war er nicht gewürdigt, den Tempel des Gottes zu erbauen; Salomo erst ward dazu erkoren. Es gibt einzelne kleine, flüchtige Züge, die uns in der Bibel gezeigt werden, es ist von dem Vielen, was erlebt worden ist, so wenig auf uns gekommen, wie durch eine Ritze lassen sie hineinsehen in ein Gemach, wo wir alles überblicken. Ziemlich aus fernem Lande, nach damaligem Begriffe, kommt zu König Salomo eine Fürstin zu Besuch, mit glänzendem Gefolge. Sie muß glänzend bewirtet werden. Was geschieht: Keine kriegerischen Spiele, keine militärischen Paraden, keine Hetzjagden, keine Rennbahnen. Was geschieht? Die Schätze der Weisheit werden ihr gezeigt, die Weisheit Salomos und seines Zeitalters. Was wir hier sehen, deutet in der Tat darauf hin, daß ein Zug zu tieferer Bildung, selbst für allgemeine Wissenschaften bereits im Stamme emporgekommen war. Es ist zweifellos,

innerlich unwahrscheinlich, weil Pilatus damit die Ungerechtigkeit seines Urteilsspruches offen dokumentiert hätte*). Wichtiger für uns ist, daß die gemeinsamen Züge in den Schilderungen des Saturnalien-Königs und in den Berichten der Evangelien und des Philo uns nun erst verständlich werden. Der jüdische König Agrippa und der jüdische König Jesus erscheint, der eine den Alexandrinern, der eine den Legionaren, gleich lächerlich. Darum fordern sie zum Vergleich mit dem allbekannten Karnevalskönige heraus und wecken die gewiß angenehme Erinnerung an das beliebte Volks- und Soldatenfest.

Zum Schluß noch ein Wort über Lukas. Er berichtet unsere Szene nicht. Mir scheint aber, als wenn 23, 11 nur ein Nachklang dieser Szene und darum historisch nicht zu verwerten ist. Denn so verständlich das Motiv der Maskerade bei den Soldaten war, so unglaublich scheint es, daß Herodes seiner Würde so vergessen haben sollte, daß er sich zu solchen Streichen hergab.

Wie Wendlands Ausführungen ergeben, ist die Darstellung im Matthäusevangelium am ausführlichsten, bei Markus fehlt ein Moment der Erzählung (daß man Christus ein Rohr in die Hand gibt). Bei Lukas fehlt die Erzählung ganz. Der Vorgang ist hier umgekehrt wie bei der Person des Barabas, die im Matthäusevangelium nur ein Name, in den anderen mehr und mehr eine konkrete Persönlichkeit wird.

Es heißt von ihm: Matth. 27, 16. „Einer sonderlich vor anderen, der hieß Barabas."

Markus 15, 17: „Barabas, gefangen mit den Aufrührerischen, die einen Mord begangen hatten."

Lukas 23, 19: „Welcher war um eines Aufruhrs, so in der Stadt geschehen war, und um eines Mordes willen ins Gefängnis geworfen."

Johannes 18, 40: „Barabas aber war ein Mörder."

Deutlich geht daraus hervor, daß gerade im Matthäusevangelium von Barabas nichts weiter bekannt ist, als daß er ein Gefangener des Pilatus sein soll, eine Tatsache, die

*) Wie frei Johannes seinen Stoff angeordnet und erweitert hat, geht besonders aus Spittas Untersuchungen: „Zur Geschichte und Literatur des Urchristentums I" hervor; nur daß sich die Anstöße durch mechanische Umstellungen doch nicht beseitigen lassen.

bloß mit dem Ruf der vor den Palast des Pilatus ziehenden Juden gegeben wäre: „Wir wollen den Barabas.“

Beides stellt im Sinne der Volksdichtung eine glückliche Aenderung dar. — Wenn die Juden den Barabas statt Christus frei haben wollen, so ist der Satz des Johannesevangeliums: „Barabas aber war ein Mörder“ in der Darstellung natürlich weitaus wirksamer als der Satz in Matth.: „einen sonderlich vor anderen, der hieß Barabas“. Umgekehrt paßt die Erzählung von der Verhöhnung Christi durch die Legionare nicht in eine römerfreundliche Version der Evangelien. Hier verliert der Vorgang daher allmählich an Bedeutung; im Lukasevangelium wird eine ähnliche Verhöhnung durch Herodes, also im Sinne einer antijüdischen Darstellung, berichtet. — Beides deutet darauf, daß wir im Matthäusevangelium die älteste Darstellung haben. Hier ist ein wirklicher Vorgang, der erzählt wird, mit den meisten Einzelheiten dargestellt, umgekehrt der zum Zwecke des Kontrastes geschaffene Barabas am farblosesten. Dem Matthäusevangelium sind aber noch zwei fernere zur Barabasepisode gehörende Momente eigentümlich, nämlich das schon erläuterte Wort: „Sein Blut komme über uns“ — und der Vorname Jesus vor Barabas.

In den ursprünglichen Handschriften des Matthäusevangeliums stand nicht Barabas sondern Jesus Barabas. Es geht dies aus Origenes hervor, der zur fraglichen Stelle die Bemerkung macht: „In vielen Exemplaren ist nicht enthalten, daß Barabas auch Jesus heißt und wahrscheinlich mit Recht, damit der Name Jesus nicht einem Missetäter beigelegt wird.“*) Also nicht nur, daß sich der Vorname Jesus bei dem Namen Barabas in alten Manuskripten findet, dieser Vorname muß im Anfang allgemein gewesen sein und wurde später absichtlich fortgelassen. Er bildet noch jetzt eine Verlegenheit für diejenigen Kommentatoren, welche mehr Theologen als Philologen sind. Beispielsweise schreibt Nebe: Leidensgeschichte Jesu Christi, Band II. S. 87:

---

*) In multis exemplaribus non continetur quod Barabas etiam Jesus et forsitan recte et ne nomen Jesu conveniat alicui iniquorum. In einigen Handschriften ist nachweislich der Vorname Jesus vor Barabas ausradiert.

„Ich finde keinen Anstoß daran, daß ein Mensch wie Barabas auch den Rufnamen Jesus führte, kann aber doch jenen Quellen zweiten und dritten Ranges nicht den Vorrang vor den hauptsächlichsten Handschriften einräumen. Es kommt dazu, daß die andern Evangelisten von diesem zweiten Namen garnichts wissen. Mir ist nicht unwahrscheinlich, daß die Hinzufügung des Namens Jesus zu Barabas der Fehler eines flüchtigen Abschreibers ist.“

Demgegenüber sagt im entgegengesetzten Sinn der Kommentar des Professor Zahn*) sehr richtig:

„. . . Das Zeugnis der Handschriften des 2. Jahrhunderts, denn diesem gehören die Handschriften an, welche Origenes ganz alt nannte, und der ältesten syrischen Version wiegt an sich ebenso schwer, wie das der großen Masse der heute vorhandenen Handschriften, und wie begreiflich es ist, daß der Anstoß, den Origenes an diesem Text nahm, nach seiner Zeit noch häufiger wie vor derselben die Tilgung des Ἰησοῦν zwischen λεγόμενον und Βαρ. vor 16 und nochmals τὸν Βαρ. vor 17 veranlaßt, so unbegreiflich wäre es, daß nachträglich christliche Abschreiber den geheiligten Namen Jesus dem Mörder gegeben haben sollten.“

Man sieht daraus recht deutlich, wie sehr Nebe's Blick durch sein religiöses Empfinden getrübt ist. Denn wenn schon Origenes schreibt, in vielen Manuskripten sei der Name Jesus nicht vorhanden und absichtlich fortgelassen, so bekundet er deutlich genug, daß die Lesart Jesus Barabas ursprünglicher war als der Name Barabas ohne Jesus.

Barabas bedeutet im Aramäischen = der Sohn des Vaters, also den Namen, unter welchem Christus dogmatisch der Stifter der christlichen Religion ist. Steht dann gar in den älteren Manuskripten Jesus Barabas, so ist das zweifellos für meine These ein äußerst starker Beweis. — Es ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Name Barabas im Talmud gelegentlich auch als Name vorkommt. Dies ist zutreffend. Der Name Jesus ist aber tausendfach häufiger gewesen, und man hat doch an ihm Anstoß genommen. Dazu kommt, daß schon den Kirchenvätern der Name Barabas nicht ein beliebiger Name war. Dem Theophylactus bedeutet Barabas auch = der Sohn des Vaters, das heißt des Vaters der Juden,

*) Th. Zahn: Kommentar zum neuen Testament. S. 700.

nämlich des Teufels (vergl. Rebe a. a. O.). Und auf die Familienbeziehungen zwischen dem Teufel und Barabas kommen wir auch bei einer anderen Auslegung, welche Barabas übersetzt als Sohn des Lehrers (der Juden), nämlich des Teufels.*)

Es gibt hier also die Antithese Jesus Barabas = Jesus, (Christus) der Sohn des Vaters im Himmel und Jesus Barabas = der Sohn des Vaters, nämlich der Juden = des Teufels. Eine Antithese, die sich natürlich nur dann erklärt, wenn man annimmt, daß der Jesus Barabas der ursprünglichen judenchristlichen Darstellung sich später in zwei Personen gespalten hat. Daher sind die Spuren der Identität um so deutlicher, je älter die Darstellung ist. Daraus, daß das Jesus vor Barabas nur im Matthäusevangelium steht und nicht in den anderen Evangelien, ist daher nicht mit Rebe im Sinne der Vermutung zu deuten, daß der Vorname Jesus nur durch Flüchtigkeit eines Abschreibers in die Erzählung hineingekommen ist. Im Gegenteil ergibt das Vorkommen des Namens Jesus in der (lokalen) syrischen Version und gerade im Matthäusevangelium, während er später absichtlich ausgelassen, in Manuskripten auch ausradiert wurde, den Vornamen Jesus als die ursprünglichere Lesart. —

Fassen wir zusammen: wir haben die Erzählung, wie Karabas als König der Juden verspottet wurde, die Um-

*) Zahn citiert a. a. O. aus Andreas Gallandi's Bibliotheca veterum patrum etc.: Origenes Adamantius: Commentarii in Mathaeum: *παλαιοῖς δὲ πάνυ ἀντιγράφοις ἐντυχὼν εὗρον καὶ αὐτὸν τὸν Βαραββᾶν Ἰησοῦν λεγόμενον. οὕτως γοῦν εἶχεν ἡ τοῦ Πιλάτου πεῦσις ἐκεῖ* (v. 17 vermischt mit v. 21): *„τίνα θέλετε ἀπὸ τῶν δύο ἀπολύσω ὑμῖν, Ἰησοῦν τὸν Βαραββᾶν ἢ Ἰησοῦν τὸν λεγόμενον Χριστόν“.* Vetustissima legens exemplaria inveni, ipsum quoque Barabam vocatum fuisse Jesum. Sic igitur se ibi habebat Pilati interrogatio: Quem vultis de his duobus dimittam vobis? Jesum Barabam, vel Jesum qui dicitur Christus? Ut enim videtur, latro patronymice vocabatur Barabas quod interpretatur Doctoris filius. Composisum igitur nomen Baramban indicat filius doctoris nostri. Ut cuiusnam alius doctoris filium oportet reputare latronem insignem quam viri sanguinum, quam eius qui ab initio est homicida: quem usque in hanc diem, qui ab ipso discunt facere homicidia praeferunt vivificatori hominum Domino nostro Jesu Christo?

wandlung des Karabas in Barabas liegt nahe. Die Einzelheiten der Verspottung finden sich am getreuesten im Matthäusevangelium, also demjenigen, welches in seinem ursprünglichen Text wohl am ältesten und am meisten im judenchristlichen Sinne verfaßt war. Diesem Evangelium ist auch eigentümlich, daß Barabas schattenhaft ist, daß der Vorname Jesus vor Barabas steht, und der Ausspruch „Sein Blut komme über uns“, welcher, ursprünglich ein Protest gegen die Verurteilung Christi, später dahin gedeutet wurde, daß die Juden sich ihres Anteils an der Hinrichtung Christi berühmen wollen. In der anscheinend ältesten Darstellung finden sich also gerade diejenigen Momente, welche die Spuren der Identität von Christus und Barabas noch aufweisen.

Die ursprüngliche Darstellung bietet aber auch für die Person des Barabas keinen Raum, da sie judenchristlich war und deshalb den Römern, welche Christus verurteilen, die Juden gegenüberstellt, welche die Freigabe Christi verlangen.

Die Bedeutung dieser Beweisführung möchte ich an einem astronomischen Vorgang klar machen. Würde jemand auf Grund bestimmter Berechnungen vermuten, daß zu einer Zeit eine Ablenkung von Gestirnen durch einen Kometen stattgefunden habe, so würde diese Vermutung zweifellos zu einer Gewißheit, falls der Komet sich in einer Photographie oder Zeichnung des Sternenhimmels aus der betreffenden Zeit nachweisen ließe. Analog ist es mir ergangen. Ausgegangen bin ich davon, daß eine ursprünglich judenchristliche Darstellung den Barabas nicht gekannt haben kann, daß dieser erst durch eine Redaktion im heidenchristlichen Sinne in die Evangelien hineingekommen ist. — Und nachdem ich von der Formel ausging: Jesus = Barabas, fand ich in der ursprünglichen Darstellung den Jesus = Barabas neben vielen anderen Beweisen. Man wird zugeben müssen, wenn dies kein zwingender Beweis ist, so steht es einem solchen mindestens sehr nahe. Wie sich die Umwandlung der Erzählung im einzelnen vollzogen haben mag, ist natürlich hier nicht nachzuweisen.

Man braucht nicht einmal überall an absichtliche Aenderungen zu denken. Ich halte es z. B. für höchst wahr-

scheinlich, daß der Ausspruch: „Sein Blut komme über uns“ gelegentlich aus bloßem Mißverständnis umgedeutet worden ist. Das gleiche mag bei dem Barabas der Fall sein, wo gerade der Doppelsinn, daß Barabas einerseits gelegentlich als Name vorkommt, andererseits eine symbolische Bedeutung in dem Sinne von Sohn des Vaters hat, einer allmählichen Umwandlung des Textes Vorschub leisten müßte*). Dem modernen Leser der Evangelien ist Barabas ein konkreter Mensch; je näher man ihm kommt, um so schattenhafter wird er. Er ist das Ergebnis des dichtenden Volksgeistes, welcher mehr und mehr Barabas als Gegenart gegen Christus Gestalt gibt, bis in dem Worte des Johannes „Barabas aber war ein Mörder“ die Gegenüberstellung ihren klassischen Ausdruck gefunden hat.

---

*) Hierbei ist namentlich auch die Wanderung der Evangelien nach Westen zu berücksichtigen, wo die aramäische Bedeutung des Namens Barabas doch immer nur wenigen bekannt war. Ein Gegenstück in umgekehrter Richtung bietet eine der wenigen Stellen des Talmud, an denen von Christus die Rede ist. Hier wird Christus als der Sohn des Pandera bezeichnet. Und wie kam man zu dieser Bezeichnung? Griechische Spötter machten aus dem Wort: „Geboren von der Jungfrau“ (Parthena) durch Umstellung von zwei Buchstaben „geboren von der Panthera“ (= dem Panther, dem Symbol des Dionysos). Die Juden aber, welche das nicht verstanden, faßten Panthera als Eigennamen auf und bezeichneten Pandera als Vater Jesu.

Ethisches Wissen und Leben im Judentum.

Ein Vortrag von

Moritz Lazarus.

Hochverehrte Anwesende!

Weite Gedankenwege müßten zurückgelegt werden, wenn die volle Betrachtung desjenigen Gegenstandes, den ich Ihnen angekündigt, wirklich erreicht werden sollte: Wege historischer Forschungen, psychologischer Erwägungen. Ich wähle für die flüchtige Stunde einige bescheidene, nicht allzu dornige Pfade, für welche ich Ihre freundliche und wohlwollende Begleitung erbitte.

Wenn wir die beiden großen und prachtvollen homerischen Gesänge, Ilias und Odyssee, aufmerksam durchlesen, dann drängt sich uns eine Betrachtung auf, im Grunde eine sehr einfache, die uns aber nichtsdestoweniger in Erstaunen setzt, uns, die Menschen heutiger Zeit, die wir dort etwas antreffen, das all unsern Erfahrungen absolut entgegensteht. Jene reiz- und wundervolle Dichtung entrollt uns ein vollständiges Bild des Lebens eines durch die Poesie so glänzend vor uns dastehenden Zeitalters. Wir sehen das äußere Treiben und innere Leben der Menschen vollständig. Unter allem aber, was ihr Gemüt bewegt, was sie streben und was sie leben, suchen wir Eines vergebens, was uns von den Kindesjahren her als selbstverständlich, für das Leben des Menschen, vollends für das Leben des edler gearteten, des Kulturmenschen, als notwendig erscheint.

Nirgends nämlich finden wir irgend eine Andeutung von einem Antrieb, einem Motiv, einem Ideal dessen, was wir kurzweg Wissen oder Erkenntnis nennen. Keiner der homerischen Menschen sucht es, in keinem der Züge, welche uns geschildert werden, kommt so etwas vor, uns zeigend, daß es die Aufgabe, daß es die Hoffnung, das Streben des Lebens wäre, etwas zu wissen, eine Erkenntnis zu suchen oder zu finden. Die homerischen Menschen sind Kriegführer, tapfere Kämpfer, sie sind Staatsmänner, sie sind Bildner, Dichter, Sänger; von einem Lehrer ist nirgends die Rede. Erkenntnis ist nicht die Aufgabe. Ganz anders, verehrte Anwesende, zeigt sich die Sache, wenn wir unsern Blick von Griechenland nach Palästina wenden. Ungefähr 200 Jahre vor der Zeit, in welcher die homerischen Gesänge gesungen wurden, erscheint dort bereits eine wahrscheinlich sehr ausgebreitete Schule von Lehrern, die wir unter dem Namen der Chachamim kennen, d. h. Lehrer der Chochma, der Weisheit, der Erkenntnis, der Einsicht. Ueberall sehen wir da, wie die Einsicht und Weisheit gepriesen wird. Sie bildet das eigentliche Ideal des Lebens, wie sie Bedingung bildet einer jeden Vollkommenheit in der Lebensführung. Die Weisheit besteht in einzelnen Sprüchen, kurz zusammengefaßten, scharf zugespitzten Gedanken, ganz von derselben Art, wie wir sie dann bei den Griechen etwa 300—350 Jahre später, bei den sogenannten Gnomikern, vielleicht stellenweise auch bei den Erotikern wiederfinden. Acusmata, wie sie genannt wurden, Hörworte, die leicht ins Ohr und ins Herz gehen, leicht behalten werden.

Von da an bis auf den heutigen Tag geht die Sehnsucht nach Weisheit und Erkenntnis nicht mehr aus dem jüdischen Sinne. Was als eigentliches Ziel dessen, was jeder einzelne für sich und die Gesamtheit als solche zu erreichen hat, gilt, ist, daß sie voll sei derjenigen Weisheit, deren der menschliche Geist auch fähig ist. — Der Prophet, in seinem Ausblick in ferne Zeitalter der Menschheit, in Zeitalter, von denen wir auch jetzt noch sagen können, sie liegen in einer uns fernen Zukunft, sie sind mit ihren Entfernungen so vor unserm Auge verhüllt, wie sie vor Jahrtausenden vor dessen Augen verhüllt gewesen sind — das eine hält er fest ins Auge, das eine gilt ihm als das Ideal jener

Zukunft der Menschheit: „Die Erde wird voll sein von Erkenntnis, wie das Meeresbett von Wasser bedeckt ist.“ Vergebens suchen Sie bei allen alten Völkern nach irgend einem solchen Ausblick in die Zukunft, welcher als das einzige Ideal der Menschheit die Fülle der Erkenntnis zeigt. Der zweite Zug, der bei allen Propheten, namentlich bei den spätern allgemein hervortritt, das ist die Forderung an den Priester, daß er die Erkenntnis bewahre: „Die Lippen des Priesters sollen die Erkenntnis bewahren.“ Priestertum hat es bei allen Kulturvölkern gegeben, aber die Aufgabe, daß der Priester auch Lehrer zu gleicher Zeit sei, hat es nirgends gegeben. Der Priester ist überall ein Opferer, ein Seher; er verkündet den Willen der Götter und das Schicksal der Menschen, zum Lehrer der Menschen ist keiner bestellt. Zum Lehrer der Menschen bestellt der Prophet erst den Priester. Ein seltsamer Widerspruch: Die Wissenschaft hat ihre Entwickelung nicht durch den jüdischen Stamm gefunden; er ist nicht die Schöpfer dessen, was wir heute Wissenschaft nennen. Dabei aber, nachdem die Wissenschaft in die Welt getreten, nachdem arische Stämme, und unter ihnen ganz besonders die Griechen methodisches, fortschreitendes Wissen gezeitigt haben, da sehen wir, daß von Zeit zu Zeit, je nach den Umständen, die Juden offenen Geistes wie offenen Herzens an der Entwickelung dieses menschlichen Erbteils ihren Anteil nehmen; aber geschaffen haben sie es nicht. Die Griechen schufen die Wissenschaft. Bei den semitischen Völkern aber und besonders bei den Juden, zeigt sich von der frühesten Zeit an das eine: Die Anerkennung des ersten und letzten Grundes aller Wissenschaft, nämlich der Weisheit desjenigen Wissens, welches wir als ethisches Wissen kennen, desjenigen Wissens, welches berufen ist, das Leben zu regeln, welches berufen ist als Führerin für die Gestaltung des menschlichen Daseins.

In der ganzen arischen Welt sehen wir, daß Helden emporkommen, Herrschaft gewinnen über die Menschen, das Leben ordnen und regieren. Alle diese Herrscher kommen empor durch Taten der Macht und der Gewalt ohne Ausnahme. Sie sind Helden des Kampfes, mindestens des politischen Kampfes. Meist sind sie Helden des Schlachtfeldes. Bei den semitischen Völkern aber, und wiederum vorzüglicherweise

bei den Juden, ist es nicht jene physische Gewalt und jene Kunst des Kampfes, jenes Heldentum des äußerlichen Daseins, welches die höchste Würde verleiht. Die geistige Kraft ist es, die Weisheit ist es, die sich die mächtigste Würde des Lebens erringt, und dies auch bei allen anderen semitischen Stämmen in ganz ähnlicher Weise. Die als Herrscher empor gekommenen sind Helden des Glaubens oder Helden der Weisheit.

Jene Erzählung von König Salomo, der von der Vorsehung auf die Aufforderung, daß er sich etwas erbitte, was ihm zumeist am Herzen liege, Weisheit verlangte, nicht Macht, nicht Reichtum, würde einem arischen Volke vollständig unverständlich, ein solcher König würde ihnen nicht als weise, sondern als ein Thor erschienen sein. König David war ein gewaltiger Held, ein Mehrer des Reiches. Er war seinem Volke sehr ins Herz gewachsen und er ist dies auch heute noch. Aber nicht, weil er ein Held ist, sondern weil er der königliche Sänger ist. Der Psalmist ist es, an dem sie alle hängen und noch lange hängen werden. Und dieser König David soll nach der Auffassung, die hier vorliegt, nicht den Tempel bauen, weil . . . er zu viel Menschen getötet hat. Im nationalen, wenn Sie wollen, im heiligen Kriege immerhin, durch die Ausbreitung irdischer Macht und Gewalt zu sehr geleitet, in jenen Taten, welche an die Rauhheit und Rohheit der Barbarei erinnern, war er nicht gewürdigt, den Tempel des Gottes zu erbauen; Salomo erst ward dazu erkoren. Es gibt einzelne kleine, flüchtige Züge, die uns in der Bibel gezeigt werden, es ist von dem Vielen, was erlebt worden ist, so wenig auf uns gekommen, wie durch eine Ritze lassen sie hineinsehen in ein Gemach, wo wir alles überblicken. Ziemlich aus fernem Lande, nach damaligem Begriffe, kommt zu König Salomo eine Fürstin zu Besuch, mit glänzendem Gefolge. Sie muß glänzend bewirtet werden. Was geschieht: Keine kriegerischen Spiele, keine militärischen Paraden, keine Hetzjagden, keine Rennbahnen. Was geschieht? Die Schätze der Weisheit werden ihr gezeigt, die Weisheit Salomos und seines Zeitalters. Was wir hier sehen, deutet in der Tat darauf hin, daß ein Zug zu tieferer Bildung, selbst für allgemeine Wissenschaften bereits im Stamme emporgekommen war. Es ist zweifellos,

daß ihr, was bis damals ebenfalls unerhört gewesen, die naturwissenschaftlichen Sammlungen im königlichen Palaste gezeigt worden sind.

Es fehlte nicht an gymnastischen Spielen, die man ihr hätte zeigen können; es muß dergleichen gegeben haben, sonst könnte der Psalmist nicht als Gleichnis gebrauchen, wenn er von der Sonne sagt: „Sie geht hinaus wie ein Held zu durchlaufen die Rennbahn,“ das ist ein Beweis, daß die Rennbahn ein übliches gymnastisches Spiel gewesen ist.

Von allem, womit Sokrates in seinen Gedanken sich beschäftigt hat, liegt ihm am meisten am Herzen und läßt ihn genau genommen sein ganzes Leben nicht los, die eine Frage: Ist die Tugend eine Erkenntnis, ein Wissen, kann man den Menschen durch Weisheit gut machen, ist es Intelligenz, auf welche es ankommt bei unserem ethischen Leben? Und die positive Antwort welche er gefunden hat, ist genau genommen dieselbe Ansicht, wie wir sie bei jenem Chachamim ausgebildet finden. Vor allem wird immer nur auf den einen Gedanken gesehen: Das Wissen, welches wir suchen, muß das Wissen von dem Recht und der Wahrheit des Lebens sein. Also Lebensweisheit ist alle Weisheit. Der Spruch: „das Eine was not tut zu suchen“ ist ein echt jüdischer Spruch.

Durch Jahrhunderte, man kann sagen ein volles Jahrtausend hindurch liegt diesem nach Lebensweisheit strebenden Volke, also ein Streben, was von Intelligenz zeugt, jede mystische Spekulation, alles philosophische Nachdenken über die letzten Dinge, soweit es nicht die edle Gestaltung des wirklichen Lebens betrifft, durchaus fern.

Da wo das allerletzte dem Volke verkündet wird, die Eigenschaften Gottes, da ist es eigentlich der Name Gottes selbst, der auf den Inhalt des Daseins hindeutet; alle angeführten dreizehn Eigenschaften sind ethische Eigenschaften. — Das wäre ein Anblick für Sokrates gewesen, ein Volk zu sehen, welches nichts weiter sucht, als was er für das eine und allein wahre hält. Für ihn, der alle Philosopheme der Griechen, die ihm vorangegangen waren, verspottet, weil sie das vernachlässigen, worauf es vor allem ankommt.

In der Theorie wie in der Praxis hat sich infolge dessen die Weisheit bei dem jüdischen Volke durchaus eigentümlich gestaltet. Zwar der Abstand zwischen sokratischer Reinheit oder platonischer Hoheit der Gesinnung und dem gemeineren Athenienser wird nicht größer und markanter sein, als der Abstand zwischen einem prophetischen Lehrer oder späterhin einem rabbinischen und einem gewöhnlichen Juden. Die Theorie ist immer so viel reiner, so viel edler, so viel höher, als die Wirklichkeit des Lebens sie gestalten wird. Insofern wird ein sonderlicher Unterschied zwischen den Völkern kaum entdeckt werden können, und es ist nichts weiter als eine gewisse Ueberhebung dieses oder jenes Volkes, wenn es sich ganz besonders für das tugendhafte hält.

Allein etwas finden wir in der Entwickelung des ethischen Wissens und seinem Einflusse auf das Leben bei dem jüdischen Stamme, was in der Tat einen tief einschneidenden Unterschied gegen alle übrigen Völker darbietet; zunächst und am wichtigsten gegen die Griechen, welche ja die klassischen Repräsentanten für alle arischen Völker gewesen sind. — Durch Jahrhunderte handelt sich ihre Betrachtung um die Weisheit der Lebensführung. Auch in Griechenland kommt sie, wenn auch viel später, etwa im 5. Jahrhundert empor; am meisten gefördert durch die Sophisten und Sokrates. Das charakteristische der Untersuchung, wie sie in Griechenland beginnt, und deshalb so wertvoll ist für die weitere Verbreitung der Wissenschaft, ist, daß man dahin gelangt, die Tugend für etwas Subjektives zu halten; sie ist das Erzeugnis des menschlichen Geistes, von seiner besonderen Neigung, von seiner Individualität abhängig.

Bei den Hebräern steht ein für alle mal für alle fest: Die Thora. Hier ist ein positives Gesetz, das enthält die Weisheit, und du hast nur dahin zu gelangen, diese Weisheit zu der deinigen zu machen.

Wie weit von einander verschieden in den zweieinhalbtausend Jahren der geistigen Forschung die Autoren auch sein mögen, in einem Sinne sind sie sich alle gleich. Nie hat es einen jüdisch-ethischen Schriftsteller gegeben, welcher gelehrt hätte, das ethische Wirken sei subjektiv, nie hat es einen gegeben,

der gesagt hätte, vom Belieben des Menschen hänge es ab, wie das Leben sich zu gestalten hat.

Die Griechen suchten nach einem festen Grundsatz für das sittliche Leben, sie wollten alle dahinter kommen, was ist eigentlich das Ziel des sittlichen Lebens, was sollen, was können wir damit erreichen? — So haben sie mit sehr wenigen Ausnahmen, erhabene Geister wie Plato immer ausgeschlossen, so haben sie in der großen Zahl der Forschenden den einen Gedanken immer nicht los werden können, es handle sich darum, daß man glücklich werde, also das was die Wissenschaft schlechtweg Eudaemonismus nennt; alles Sittliche hat ein außer ihm gelegenes Ziel. Dagegen hatte der jüdische Stamm auch lange und schwer zu kämpfen. Immer und immer wieder tritt der naturgemäße Gedanke auf beim Haufen, und immer und immer wieder wird er bekämpft und siegreich bekämpft.

In einem einzigen kurzen Spruche, in einem bildlichen Spruche ist die ganze Weisheit mit dem absolutesten Sieg gegen den Eudaemonismus zum Ausdruck gekommen: Schöner ist eine einzige Stunde des Beglücktseins im künftigen Leben als alle Freuden dieses Lebens, aber schöner ist eine einzige Stunde der Wohltätigkeit in diesem Leben, als alle Freuden des zukünftigen Lebens.

Mit einer Kühnheit ist das Bild gefaßt, mit einer Klarheit und Festigkeit ist es ausgeführt, daß unser großer Kämpfer gegen den Eudaemonismus, Kant, es zu einer größeren Vollkommenheit im Ausdruck nicht hätte bringen können.

Die Fassung, die wundervolle Fassung dieses Spruches zeigt uns zugleich, daß der Verfasser desselben griechische Studien gemacht hat. An dieser Stelle heißt es: Schön ist der Genuß im künftigen Leben, und schöner ist die Stunde des Wohltuens in diesem Leben. Schön, das ist griechisch gesagt. Sie suchen vergeblich in der ganzen Bibel eine solche Bezeichnung, daß das edle, ideale in dem menschlichen Leben, daß edlere Intelligenz der Gesinnung durch Schönheit ausgedrückt wird. Wir sehen hier, daß in den Hütten des Sem sich griechische Schönheit einfindet.

Das dritte, was ebenfalls an der jüdischen Fassung sittlicher Erkenntnis, wie an der Ausführung derselben sich als spezifisch erweist, ist die Gemeinsamkeit des sittlichen Lebens, das sittliche Gemeingefühl.

Bei allen übrigen Völkern finden wir zwar, daß der Staat das Individuum absorbiert, daß er dessen Kraft in Anspruch nimmt, es in den allgemeinen Dienst stellt, aber insofern es die sittliche Gesinnung betrifft, bleibt jeder individualisiert. Hier bei den Juden ist es zwar niemals gelungen, sie zu einer wesentlichen Einheit zu bringen. Was aber in ihnen doch wiederum als Gemeinsamkeit durchschlägt, das ist das sittliche Gemeingefühl, das Bewußtsein: jede Handlung, welche du vollbringst, vollbringst du zwar als einzelner, aber du bist nicht blos ein einzelner, sondern ein Glied der Gesamtheit. In der ältern Zeit galt es für die Juden als das Ideal des Lebens, daß jeder einzelne auf seinem Hofe und seiner Hufe sitze, jeglicher unter seinem Feigenbaum und jeglicher unter seinem Weinstock. Als dann aber das Land verwüstet und seine Bewohner hinausgetrieben waren unter die anderen Völker, als durch Jahrhunderte keiner auf seinem Hofe und keiner auf seiner Hufe saß, da lernten sie den Individualismus, der ihnen, wenn ich sagen darf, gleichsam im Blute liegt, überwinden; sie lernten sich zusammenschließen, sie lernten, sie, die am meisten aus der Geschichte gelernt haben, sie, die allerdings die Zuchtrute der Geschichte am härtesten und am schwersten und längsten gefühlt haben von allen Völkern, sie lernten, daß der Individualismus überwunden werden muß, daß Gemeinsamkeit zur Gesinnung selbst gehört, daß die Gesinnung des einzelnen als solcher nicht die wahrhaft sittliche Gesinnung ist. Erinnern Sie sich, namentlich die älteren unter Ihnen werden es dem Worte nach noch gehört haben, wenn irgend ein Leid über die Juden gekommen war, über irgend eine Gemeinde, und man danach forschte, wo liegt der Grund, da nahm man an: es muß ein Chet in der Gemeinde sein.

Man nahm dies an, gleichviel wo, in welcher Weise, gleichviel welches Gebot verletzt war, das Schicksal der Gesamtheit galt auch als Schicksal der Gesamtheit, weil auch für die Gesinnungen die ganze Gesamtheit einzig verantwortlich

sein muß. Und so bildete sich denn im Laufe der Zeit ein höchst seltsamer und merkwürdiger Gegensatz, welcher noch lange das Studium des Historikers und Psychologen in Anspruch nehmen wird, wenn man erst soweit gekommen sein wird, auch die Geschichte der Juden frei, unabhängig und tief genug zu erforschen. Durch zwei Jahrtausende hindurch ziehen sich fortwährend einander widerstreitende Gesetze, und nur diese Gesetze allein, verehrte Anwesende, sind es, unter denen die Schicksale der Juden sich vollziehen. Auf der einen Seite bilden sich mehr und mehr die sogenannten Mizwohs, die Erfüllung des Zeremonial-Gesetzes, heraus, die sittliche Weisheit tritt zurück, die Erforschung derselben wird matt; sind ja doch glänzende Lehren überliefert worden, man begnügt sich damit. Dahingegen aber wird das Ziel jedes einzelnen fortwährend darauf gestellt, daß er die Gebote erfülle. Von der ethischen Zucht, welche die Erfüllung aller jener Zeremonialgesetze auf das Volk ausgeübt hat, hat man lange noch keine richtige Vorstellung.

Man sieht fast immer nur die Schattenseite der Aeußerlichkeit einer solchen Gesetzeserfüllung, man sieht aber nicht die Lichtseite der Sittigung, welche über den Menschen gekommen ist, der immer den ganzen Tag hindurch, ohne egoistische Hintergedanken, unter Abwendung von dem persönlichen Eigeninteresse handelt zugunsten einer allgemeinen ideellen Vorschrift, an die alle ohne Ausnahme gebunden sind, und die er zu erfüllen hat. Aber zu einer sehr nachteiligen Seite derselben wird die Isolierung. Das konnte jeder für sich allein, das erheischt wenig gemeinsames Handeln; dieses sich Bornieren darauf, daß jeder für sich allein, wie man es nannte, ein frommer Mann sei, dies zerbröckelte die Gesamtheit.

Wir finden dann auch einen großen Hang, sich zu beugen vor der Autorität. Nirgends sehen wir mit einer solchen Macht und Gewalt die Autorität des Geistes herrschen, wie es bei den Juden gerade während der ganzen Zeit der Zerstreuung der Fall ist. Ich verweise Sie auf eine kleine Schrift des Professors Nippold und ich wünschte, daß sie weitere Verbreitung fände; der Mann ist evangelischer Theolog, der Mann hat als Professor der Universität in Bern seine

Antrittsrede gehalten über das Verhältnis von Staat und Kirche zu einander, da kommt er auch auf die Juden zu sprechen. Ich verweise Sie darauf, daß Sie es selbst lesen, es würde uns abführen von dem Gedankengang, der uns beschäftigt. Nur das eine habe ich anzudeuten, daß er darauf hinweist, die Juden hatten gar keine solche Autorität, keine wesentliche Macht, die sie zusammengehalten hätte und gleichwohl ist ihre Kirche die besterhaltene, die am festesten gegründete von allen Kirchen, welche während zweieinhalbtausend Jahren auf der Welt erschienen, blos wegen ihrer Hochachtung und Anerkennung der wahrhaften Autorität geistiger Ueberlegenheit. Und daneben bei dem Judentum ein Widerstreit gegen die Autorität, wie er sich nirgends findet, daneben eine Ueberhebung des Einzelnen, der durchaus meint, daß jeder für sich allein sei, jeder mit dem absolutesten und allerextremsten demokratischen Sinn, als ob es gar keine Autorität gäbe; ich sehe, daß das Judentum sich durch Jahrtausende erhält ohne verschiedene Sekten, und auf der anderen Seite so viele Spaltung unter den Juden, wie in keiner anderen Religion. Jeder hat seine eigene Religion, wofür es einen sprichwörtlichen Ausdruck gibt. — Ungeschrieben freilich. — Schließlich sehen Sie den jüdischen Stamm zusammengehalten, horizontal in seiner Ausbreitung über die Erde, vertikal in seinem ganzen Verlauf in der Geschichte. Sie sehen ihn als historische Einheit, zusammengehalten durch einen Zug, mit welchem er alle übrigen Völker, zunächst des Altertums, übertroffen hat, durch die Treue gegen seine Religion, mit einem Worte: durch die Treue gegen seinen Gott.

Und Sie sehen wiederum so viele Verwilderung, so häufigen Abfall, so häufigen, so krassen und widerwärtigen Indifferentismus gegen denselben Gegenstand der Treue, welche das Volk durch Jahrtausende zusammenhält, wiederum wie bei keinem andern Volke.

Sie werden, verehrte Anwesende, im Laufe der Zeit, daß Sie jetzt Vorlesungen über die Wissenschaft des Judentums hier halten lassen, viel aus dieser Wissenschaft und über den Charakter sowohl ihrer selbst, als auch der Träger derselben gehört haben. Gestatten Sie mir über diesen Punkt einige allgemeine Bemerkungen dazwischen zu schieben.

Das was in der letzten Zeit unser Wissen vom Judentum und von den Juden ausmacht, das ist, daß von den Feinden fälschliche Angriffe kommen, und daß infolge dessen alle unsere Reden, unsere der Freunde Reden von Juden und Judentum einen apologetischen Charakter haben. Ueberall sprechen wir im Sinne der Verteidigung. Nun, meine verehrte Anwesende, die Einseitigkeit der Verteidigung ist gerade so schlimm wie die Verblendung und Verlogenheit der Fanatiker, eines wie das andere.

Man weiche nie von der wirklichen Wahrheit, ab und wir, wir Juden sollten uns am allerwenigsten von der Erforschung der Wahrheit, auch da wo sie gegen uns zeugt, abhalten lassen. Die Juden waren im Altertum und bis auf die neueste Zeit das eigentliche klassische Volk der Selbsterkenntnis; bei den Juden treten Propheten auf, eine geistige Tätigkeit, eine Form der Einwirkung auf die Gesamtheit, wie wir sie bei andern Völkern nicht finden. Es treten Männer auf, welche mit der Macht und Wucht ihrer Worte die Gemüter des Volkes erschüttern, ihm den Spiegel ihres eigenen Lebens vorhalten, nicht blos dem Volke, auch den Priestern, auch den Königen, um zu geißeln, was Arges und Schlimmes bei ihnen angetroffen wird. Keine Literatur der Erde zeigt uns einen so heftigen, einen so eminenten Appell, an das Gewissen eines Volkes, als gerade die prophetische Rede ist. — Und in späteren Zeiten, wenn irgend schweres oder hartes über Israel gekommen war, so war der allgemeine Ausdruck: Awonossenu. Sofort hat man den Grund in sich selbst gesucht. Wenn wir jetzt angegriffen werden, da tritt kein Mensch an sich heran, wir finden nur das Unrecht auf der anderen Seite. Wir haben aufgehört, das klassische Volk der Selbsterkenntnis zu sein. Wir sind viel zu tief, in viel zu ausschließliche Apologetik gelangt, und das ist eigentlich der schwerste Schaden, welche jene Angriffe uns zufügen, nach meiner Auffassung und nach meiner Ueberzeugung. Daß wir den Mut der vollen Wahrheit nicht mehr haben, daß wir aufhören an der Vollkommenheit zu arbeiten dadurch, daß wir strenge und offenbare Kritik üben, das ist der größte Schaden.

In der Tat, in einer solchen Zeit, wo aus jedem Worte das gesprochen wird, eine Waffe gegen uns geschmiedet und

gegen uns gerichtet wird, wäre eher ein Zurückhalten desselben zu wünschen; was aber am wünschenswertesten für uns ist, daß wiederhergestellt werde der Mut der Selbstbetrachtung.

Und nun lassen Sie uns zurückkehren zu einem andern heiterern Thema.

Von der Verschiedenheit des Wissens und dem Charakter des Wissens bei den alten Völkern habe ich gesprochen. Ich habe zunächst auf einen Punkt noch besonders hinzuweisen, und das ist: Die Verbreitung dieses Wissens, die Verbreitung sittlichen Wissens. Im Jahre 444 vor der christlichen Zeitrechnung ereignet sich eine einfache Tatsache, welche absolut neu in der Geschichte der Menschheit gewesen ist.

Auf dem Platze vor dem Wassertor zu Jerusalem ist eine Bühne aufgeschlagen, und auf der Bühne erscheinen Esra und Nehemia, umgeben von den großen und edlen Männern des Volkes, und versammelt um sie sind alle, Männer, Frauen und Jeglicher. Das Gesetz wird verlesen, das Gesetz der Sitte, nach welchem das Volk zu leben hat. Niemals in der Tat war es bis dahin vorgekommen, keine Literatur der Inder, Perser, Griechen oder Römer erzählt uns davon, daß es ein Volk gegeben, dem man sein Gesetz vorgelesen hat.

Nicht viel später als Esra, wahrscheinlich zur Zeit Esras ist es geschehen, daß man diese Vorlesungen dergestalt wiederholt hat, daß man einen Abschnitt des Gesetzes an allen Ruhetagen, an denen das Volk zusammenzukommen pflegte, an Sabbath- und Festtagen, verlas. Nun sehen Sie, verehrte Anwesende, wenn man in einer spätern Zeit, unter historischen Ueberlieferungen, wie wir, aufwächst, so erscheint dergleichen als ganz selbstverständlich. Natürlich ist es nur: die Juden kommen am Sonnabend im Tempel zusammen, ein Teil des Gesetzes wird vorgelesen; machens die Christen doch ebenso; sie kommen am Sonntag in der Kirche zusammen, und es werden Predigten gehalten. Das ist alles ganz selbstverständlich. Wenn man sich aber sagt, daß die andern Völker, so hoch sie auch gestiegen waren, Inder, Perser, Griechen oder Römer, daß bei denen so etwas wie eine öffentliche Belehrung, eine öffentliche Ablesung eines Gesetzes niemals stattgefunden hat, daß wir auch nicht eine Spur davon finden, so sieht man, daß hier eine neue Form der Verbreitung der

Erkenntnis zustande gekommen ist, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

In späterer Zeit zeigt sich uns ferner, daß die Autorität der Gelehrten ungemein anerkannt wird. Es bildet sich eine Verehrung der Weisen, der Gelehrten, der Rabbinen aus, wie sie kaum ihres Gleichen hat. Es gibt Aussprüche darüber, die sprechen von einer Gleichsetzung des Lehrers mit dem Vater, Gleichsetzung des Lehrers mit Gott; sie sind die Boten Gottes. Sie machen das Dunkle klar, das von oben her kommende, das Erleuchtende teilen sie dem Menschen mit. Es wird zur Volkssitte.

Auch wenn die Weisheit des einzelnen dadurch nicht wächst, wenn immer und immer wieder dieselben Gedanken einem vorgeführt werden, so ist der Einfluß einer solchen allgemeinen ethischen Beschäftigung außerordentlich tief. Nicht nur daß der Mensch immer wieder zur Frage zurückkehrt, was ist denn eigentlich nun der Zweck des Daseins, sondern auch, was ist es denn, was dir als Norm des Lebens, als Ziel desselben vorschwebt? Daher denn auch der außerordentliche Widerwille gegen den völlig Unwissenden, bis zum Extrem, eine Art von Verachtung des Amhaareẓ wie sie auch sonst wohl so leicht nicht wiederkehrt. — Seltsam. — In unserm Jahrhundert war es, daß man in einer deutschen Stadt den Juden die deutschen Predigten verbieten wollte, weil sie eine christliche Einrichtung wären, die Predigt, die an die Verkündigung des Gesetzstückes sich anknüpfende Betrachtung, das älteste Erbstück des spezifisch jüdischen geistigen Lebens. Dahin kommts, wenn die historischen Tatsachen nicht anerkannt werden. Also auch dafür hatte man gesorgt, daß im Volke die historischen Tatsachen vergessen werden, während man in den ältesten Zeiten fortwährend bestrebt war, dieselben im Gedächnis zu erhalten.

Deshalb muß ich darauf hinweisen: kein Volk hat so viel, keine Religion so viel Ursache, historische Kenntnisse zu erwerben als wir, denn für uns liegen die erhabensten Gedanken, die erhabenste Schöpfung der Intelligenz in unserer Vergangenheit.

Wissenschaft des Judentums zu treiben, Vorlesungen über dieselbe zu hören, ist deshalb ein so notwendiges Geschäft

gerade für uns, weil wir unser geistiges Besitztum erst wieder ausgraben müssen, um es kennen zu lernen.

Zur Verbreitung des Wissens gehört vor allem, daß die Kinder unterrichtet werden. Nun, m. v. A., keine Literatur der Erde zeigt uns eine solche Glut der Begeisterung für Kinderunterricht, für Schulunterricht, wie gerade die jüdische Literatur. Mit einer Glorie umgeben sie Alles, was auf Kinder-Erziehung sich bezieht. Wir finden, daß eine Zeit lang, nahe zwei Jahrtausende vor unserem Jahrhundert, obligatorischer Schulunterricht eingeführt war. Und dann, als davon nicht mehr die Rede sein konnte, da finden wir, daß man alles, was Glänzendes und Großes der Mensch hervorbringen kann, mit dem vergleicht: die Kinder in die Schule zu schicken. Ein Zug für alle: die Frauen waren frei gesprochen von der ganzen Last des Gesetzes. Von den 613 Geboten der Männer haben sie nur eine ganz kleine Zahl zu erfüllen, von allen übrigen waren sie freigesprochen. Dafür, sagen die Rabbinen, halten sie die Kinder an, in die Schule zu gehen.

Dies allein genügte, um sie als edel in diesem Leben und als selig für das zukünftige Leben hinzustellen. Im Talmud, im Tractat Sabbath, finden wir folgenden Ausspruch. An den Psalmvers: „Rührt nicht an meine Gesalbten und beleidigt nicht meinen Propheten“, wird die Erklärung geknüpft: Beleidigt nicht meine Propheten, das sind die Gelehrten, rührt nicht an meine Gesalbten, das sind die Schulkinder, sie gelten als die Gesalbten des Herrn. Und wie sehr eine spätere Zeit unfähig war, das poetische und erhabene dieses Gedankens zu fassen, das sehen wir daraus, daß selbst ein so hervorragender Geist wie Raschi die Stelle nicht verstanden hat. — Er wundert sich darüber in seinem Herzen, daß Kinder Gesalbte genannt werden, und meinte, es sei Sitte gewesen, die Kinder mit Oel zu salben. Hier haben wir ein Beispiel des tiefsten Mißverständnisses erhabener Gedanken.

Hier haben Sie auch den Grund, weshalb wir trachten müßten, zurückzukehren auf jene Höhe poetischer Lebensauffassung und philosophischer Tiefe jener Zeit.

Und viel weiter noch als bei den Schulkindern hat der jüdische Stamm in den Kindern selbst, bei denen die Sittlichkeit neu entstehen muß, den Quellpunkt derselben gesehen.

Der Psalmist singt bereits: Aus dem Munde der Säuglinge und der jungen Kinder hast du eine Macht zugerichtet gegen die Feinde, um zum Schweigen zu bringen den Feind und den Lacher.

Aus dem Munde der Säuglinge eine Macht zugerichtet, das heißt nach den Erklärern, daß diese Kinder bereits Psalmen singen, Loblieder auf Gott. Das ist die flache und glatte Auffassung. Ein Säugling singt keine Loblieder und Loblieder richten noch keine Macht zu gegen den Dränger und den Feind. Das was der Psalmist aber gesehen, ist das eine: Die tiefste Wurzel der Sittlichkeit empfängt bereits der Säugling; noch lange bevor er selbst sprechen kann, oder bevor man zu ihm gesprochen, hat der Blick der Liebe der Mutter sein Echo im Auge des Kindes gefunden, und die Sympathie zwischen Mutter und Kind hat es dahin gebracht, daß das Kind, bevor es sich selbst als sein eigen kennt, bereits den Zusammenhang mit seiner Mutter kennt. Bevor es die richtige Wurzel alles Unsittlichen, die Trennung des Menschen, gefaßt hat, hat es vielmehr die Wurzel alles Sittlichen gefunden: die Einheit der verschiedenen Personen.

Nicht blos was das Kind von der Mutter empfängt, sondern was die Mutter vom Kinde empfängt, das auch richtet die sittliche Macht in der Welt zu; dieser Vers, verehrte Anwesende, von der stetigen sittlichen Macht des Säuglings konnte bei keinem Stamm der Erde gedichtet werden als bei den Juden. In allen andern Literaturen würde man in einem solchen Vers nichts weiter als eine thörichte Uebertreibung gefunden haben.

Hier war aus der Innigkeit des Familienlebens, welche als die Basis aller ethischer Erziehung angesehen wurde, die Zuspitzung, die Zusammenfassung des Grundgedankens von diesem tiefen Weben und Wesen des idealen Geistes in den allerersten Anfängen, wie er in dem Lächeln des Kindes und dem Blick der Mutter sich kund gibt, zum Ausdruck gekommen.

Ebenso beim Schulkinde. Wir gehen in die Irre, wenn wir dabei allein daran denken, daß dem Kinde die Wohltat der Kultur erwiesen wird. Wenn wir weitere Kreise betrachten, wenn wir diejenigen Kreise betrachten, welche den Tag über mit schwerer Arbeit belastet sind, dann hat die Arbeit des Kindes ihre hohe Bedeutung auch in

Rückwirkung auf die Eltern. Das Licht, bei welchem das Kind seine Schularbeiten des abends macht, leuchtet durch das ganze Haus. Der Unterricht allein aber genügt nicht. Es bedarf, damit die Menschen edel werden, noch anderer ethischer Bildungsmittel. Bei diesem Volke hat man mit großem Fleiße danach gesucht, und gefunden hat man sie vor allem darin, daß ein Gedanke, den ich vorhin bereits berührt habe, zum öffentlichen Bewußtsein gebracht wurde, daß das Vorbild wichtig ist für die ethische Erziehung des Menschen. Das ist anerkannt. Und das überall anerkannteste ist, daß das Vorbild nicht blos im Leben eines einzelnen oder einzigen besteht, sondern daß das Vorbild ganz besonders in der Lebensführung der Gesamtheit zu bestehen hat. Nicht blos wie der einzelne hervorleuchtet, denn neben dem einzeln hervorleuchtenden Guten gibt es hervorstechendes Schlechte, und das eine Beispiel kann von dem andern aufgewogen werden. Das aber, was mit Sicherheit wirkt, das ist, wenn der Gesamtzustand ein vorbildlicher ist, und darauf wurde am meisten gesehen, gedrungen und gehalten. Das ist das ihnen Eigentümliche: das Verhältnis zwischen dem einzelnen und der Gesamtheit. Der einzelne sage ich, ist abhängig in seiner Gemütsbildung und seinen Gesinnungen vom Zustande der Gesamtheit. Aber die Gesamtheit besteht aus lauter einzelnen. Die Gesamtheit ist wiederum abhängig von jedem einzelnen.

Nur in fortwährendem gegenseitigen Ergänzen löst sich dieses Problem. Und die alten Juden damals wußten sehr wohl, was sie anzuschärfen hatten, damit der Gesamtzustand auf der Höhe bleibe. Jene wohltuenden und ergreifenden Worte: Chatossenu und Awonossenu, welche wesentlich darauf hinausgingen: die Sittlichkeit des einzelnen gilt nicht als seine eigene blos, sondern sein Leben, wenn es zu Ehren der Gesamtheit geschieht oder zum Gegenteil geschieht, wird als ein Erfolg oder Mißerfolg für die Gesamtheit betrachtet, weil eben aus dem Leben aller, aus der Gesamtheit, aus der Anschauung dessen, was erlebt worden, die folgende Generation ihre Wurzel zieht, diese Erwägung, sage ich, war übergegangen in das öffentliche Bewußtsein, und nichts so sehr ist zu beklagen, als wenn eine Lockerung inbezug auf diese

Anschauung stattfindet. Das, wodurch überhaupt jede Minorität, jede gedrückte Klasse sich auszeichnet, nicht die Juden allein, besteht eben wesentlich darin, daß sie ihre Würde und ihren Wert fortwährend dokumentieren muß; fehlt ihnen die äußere Macht, so müssen sie fortwährend den inneren Wert und die innere Würde zur Darstellung bringen. Dieser Gedanke, den die Minorität erheischt, hat bei den Juden glänzende Früchte getragen, und es wäre schlimm, wenn er den Juden abhanden käme. — Namentlich aber ist es eine Gedankenreihe, auf welche ich am Schluß wenigstens noch einen ganz flüchtigen Blick werfen muß.

Heutzutage weiß man sich etwas besonderes damit, wenn nicht blos bei theoretischen, sondern auch bei menschlichen Dingen von der Vererbung die Rede ist. Der Gedanke der Vererbung zieht sich durch die ganze Auffassungsweise, durch die ganze Literatur des jüdischen Volkes. Auf der einen Seite fortwährendes Drängen nach nationaler Erkenntnis, es wird behauptet, daß es notwendig sei für die neu erwachsende Generation, daß ihr die Gedanken direkt überliefert werden, immer ausgehend von der Voraussetzung, keine Tugend wächst mit dem Menschen von Natur, immer muß vorgesorgt werden für ihn. Auf der andern Seite wiederum eine Anerkennung der Vererbung, wie sie wiederum nirgends angetroffen wird. Ich erinnere Sie an den Gedanken, der übersetzbar, wenn genau, unmöglich, — und selbst in weiter Umschreibung schwer erreichbar ist: an Schus. Dies, was die ganze Geschichte eines Volkes zu einer Einheit macht, hat es sonst nirgends gegeben. Ich erinnere Sie ferner, daß wenn ein Mensch ein Unrecht beging, das gegen die Sittlichkeit verstieß, man sagte: er ist nicht vom Stamme Abraham. Die Voraussetzung, daß es gewisse Dinge gibt, die schlechthin vererbt werden, und auf der anderen Seite wieder das klare Bewußtsein, daß kein Mensch und keine Familie, auch diejenige, welche die sittlichste und reinste ist, sich auf Vererbung verlassen darf, sondern sie muß sorgen, daß im Wege des Unterrichts die Gedanken immer neu aufleben.

Lassen Sie uns alles dies einen frommen Wunsch betrachten und damit schließen.

Moses Maimonides.

Von

Moritz Güdemann.

Sieben Jahrhunderte werden am 13. Dezember d. J. seit dem Tode dieses großen Lehrers in Israel abgelaufen sein, aber sein Ruhm ist im Laufe dieses langen Zeitraums nicht verblaßt, der Glanz seines Namens hat vielmehr stetig zugenommen und ist noch immer im Wachsen begriffen. Das ist eben das Merkmal des wahrhaft großen Mannes, daß er, obgleich er seiner Zeit angehört — denn auch der Größte ist das Produkt seiner Zeit — richtunggebend für die Nachwelt wird und der Zukunft ihre Bahn vorschreibt. Solche Persönlichkeiten ziehen gleichsam die Bilanz der Vergangenheit, indem sie deren Resultate in sich zusammenfassen. Dadurch sind sie imstande, aus dem Erbe früherer Zeiten das der Erhaltung Werte auszuscheiden, das dann, von ihrem Geiste befruchtet, zum Keime weiterer Entwickelung sich gestaltet. Zu diesen Persönlichkeiten gehört auch Moses Maimonides. Man hat ihn mit dem ersten Moses verglichen. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit dieser Vergleich zulässig ist. Aber seit Maimonides hat die Geschichte der Juden keinen aufzuweisen, der eine gleiche Fülle geistiger Kraft in sich vereinigt hätte. Worin besteht nun die Größe dieses Mannes, sowie die nachhaltige Wirkung, die er auf das Judentum ausgeübt

hat? Diese Fragen wollen wir zu beantworten versuchen, zuvor aber aus seinem Leben dasjenige hervorheben, was zum Verständnis seiner schöpferischen Tätigkeit notwendig ist.

Maimuni — dieser arabisch-jüdischen Benennung wollen wir uns fortan bedienen — war nach seinem bürgerlichen Berufe Arzt; und daß er als solcher zu den ersten und berühmtesten seiner Zeit gehörte, beweist schon der Umstand, daß er am Hofe des Sultans Saladin seine Kunst ausübte, und bei dem Sohne und Nachfolger desselben, Alfadhal, die Stelle eines Leibarztes bekleidete. Es wird auch berichtet, daß der englische König Richard Löwenherz, der Held des dritten Kreuzzuges, ihn zu seinem Leibarzte berief. Er lehnte aber die Berufung ab und blieb in Aegypten. Ueber den Umfang seiner Praxis schreibt er selbst: „Der Sultan wohnt in Kairo und ich in Fostat, beide Städte liegen zwei Sabbatwege (ungefähr ½ Meile) von einander entfernt. Mit dem Sultan habe ich einen schweren Stand, täglich muß ich ihn des morgens besuchen, und wenn er oder eines seiner Kinder oder eine seiner Haremsbewohnerinnen leidend ist, darf ich Kairo nicht verlassen. Wenn aber auch nichts besonderes vorfällt, kann ich doch erst nachmittags nach Hause kommen. Wenn ich nun sterbend vor Hunger mein Haus betrete, finde ich die Vorzimmer voll von Menschen, Juden und Mohamedaner, Vornehme und Geringe, Freunde und Feinde, eine bunte Mischung, die meinen ärztlichen Rat erwarten. Kaum bleibt mir Zeit, von meinem Zelter zu steigen, mich zu waschen und etwas zu genießen. So geht es bis in die Nacht hinein, und ich muß dabei vor Schwäche auf dem Ruhebett liegen. Nur am Sabbat bleibt mir Zeit, mich mit der Gemeinde und der Lehre zu beschäftigen. Ich pflege an diesem Tage die Gemeindeangelegenheiten für die laufende Woche anzuordnen und einen Vortrag zu halten. So fließen mir die Tage hin.“ (Grätz, Gesch. d. Juden VI, 2. Aufl., S. 356.) Daß Maimuni, wie die letzten Zeilen besagen, sich eingehend mit den Gemeindeangelegenheiten befaßte und religiöse Vorträge hielt, hängt damit zusammen, daß er neben seiner ärztlichen Tätigkeit auch die Befugnisse des Vorsitzenden atskollegiums in Fostat ausübte. Aus dieser

Stellung bezog er aber keinen Gewinn, denn nach seiner Ansicht, die er in seinem Kommentar zu den „Sprüchen der Väter“ mit großer Wärme vertritt, widerstreitet es dem Geiste der jüdischen Lehre, für die Unterweisung in derselben Besoldung anzunehmen. Er bezeichnet die Annahme von Gehalt für die Ausübung rabbinischer Tätigkeit geradezu als Entweihung des göttlichen Namens, denn das Volk werde dadurch zu der Meinung verleitet, die Pflege der Tora sei ein Erwerbszweig wie jeder andere, während sie als göttliches Gebot um ihrer selbst willen auszuüben sei. Die Verhältnisse haben sich seitdem geändert, und schon im Mittelalter, vollends in der Neuzeit, ist die Ausübung rabbinischer Tätigkeit ein Berufszweig geworden, der seinen Mann ganz in Beschlag nimmt und es ihm unmöglich macht, durch Nebenbeschäftigung für seinen Unterhalt zu sorgen. Immerhin bekundet die Haltung Maimunis große Selbstlosigkeit und religiöse Begeisterung, und diese Eigenschaften erklären die Hingebungsfreudigkeit, womit er sein Leben und fast seine gesamte schriftstellerische Tätigkeit der Darstellung des Judentums gewidmet und dieser eine Vollendung gegeben hat, die vor ihm niemals erreicht worden war. Bei der Ausführung dieser Aufgabe wird ihm ohne Zweifel seine ärztliche Bildung und Erfahrung insofern förderlich gewesen sein, als sie ihn in Stand setzten, gut zu beobachten, kritisch zu urteilen und Erscheinungen, die in der damaligen Zeit aus abergläubischen Vorstellungen abgeleitet wurden, auf ihre natürlichen Ursachen zurückzuführen. So wurde sein Geist durch den Einblick in das Wesen der Dinge aus dem Dunkel herausgeführt und vermochte sich zur Höhe philosophischer Erkenntnis aufzuschwingen, von wo aus sein Licht einerseits den Königen der Philosophie, wie Thomas von Aquino und Albert d. Gr., und andererseits den Philosophen unter den Königen, wie Kaiser Friedrich II. und Robert v. Neapel geleuchtet hat. Ihm selbst war es aber nur darum zu tun, die Tora und den Talmud wissenschaftlich zu durchdringen, und die Ueberzeugung von der Wahrheit der jüdischen Religion, die ihn erfüllte, auch ihren Bekennern einzuflößen.

Zu diesem Zwecke hat Maimuni die Lehre des Juden-

tums von zwei Seiten, und zwar von den entgegengesetzten Enden aus, zu bearbeiten unternommen. Diese Bearbeitung liegt in zwei monumentalen Werken vor, die einzig in ihrer Art sind, und zwischen denen, so verschieden auch die jedem derselben eigene Behandlungsweise ist, die in beiden hervortretende Geistesrichtung und Grundüberzeugung des Verfassers die Einheit herstellt. Wir schicken diese Bemerkung deshalb voraus, weil es oft als unbegreiflich, ja rätselhaft bezeichnet worden ist, wie zwei so verschiedenartige Werke aus der Feder eines und dessében Autors hervorgehen konnten. Die Lösung dieses Rätsels liegt in der Persönlichkeit Maimunis, in dessen umfassendem Geiste selbst das scheinbar einander entgegengesetzte zur Einheit verschmolz; und was von allen Schriftwerken gilt, die nicht blos literargeschichtliche Bedeutung besitzen, sondern die Geister revolutioniert haben, daß sie nicht sowohl durch sich selbst, als vielmehr durch die Persönlichkeit ihrer Autoren von epochemachender Wirkung gewesen sind, das findet seine Anwendung auch auf die beiden Hauptwerke Maimunis, die erst von dem Hintergrunde seiner Persönlichkeit aus ihre rechte Beleuchtung und Bedeutung erhalten. Würde jedes dieser Werke von einem andern Autor herrühren, so würden sie dadurch an ihrem inneren Werte nichts einbüßen, aber sie würden nicht die Umwälzung verursacht haben, die tatsächlich durch sie herbeigeführt worden ist. Diese Wirkung erfolgte eben dadurch, daß sie aus einer und derselben schöpferischen Hand hervorgegangen sind. Wie kann man nun rätselhaft an ihnen finden, was ihr Wesen ausmacht und worin ihre Bedeutung beruht? Die wahre Größe ist für die hausbackene Menschheit immer ein Rätsel, während sie an sich die Einfachheit selbst ist.

Das erstere der beiden Werke, von denen hier die Rede ist, das Maimuni in der verhältnismäßig kurzen Zeit von zehn Jahren ausarbeitete, führt den Titel „Mischne-Tora“ oder „Jad Hachasaka“. Dieses Werk hat dem Namen Maimunis oder des „Rambam“ (d. i. Rabbi Moses ben Maimun) die weiteste Verbreitung verschafft. „Der Rambam sagt“ — diese seit Jahrhunderten übliche Formel verweist in der Regel auf das soeben genannte Werk. Mit demselben

hat sich Maimuni auf die geschichtliche Basis der jüdischen Religion gestellt. Schon dieser Schritt zeigt den geschickten Baumeister, der vor allem den geratenen Grund ermittelt, auf dem er seinen Bau aufführt. Um die Bedeutung des Werkes, das diesen Bau darstellt, zu ermessen, muß man sich zweierlei vor Augen halten. Erstens, daß weder in der Tora noch im Talmud die Religionsvorschriften nach den verschiedenen Materien, über die sie sich erstrecken, geordnet sind. Belehrungen über das Wesen Gottes und die Bestimmung des Menschen, zivil- und strafrechtliche Festsetzungen, Forderungen der Ethik, Anweisungen für die praktische Religionsübung, Polizeigesetze, Kultusvorschriften usw. sind unter einander gemischt. Der Talmud hat wohl schon gemäß den Ordnungen der Mischna die verschiedenen Materien unter bestimmten Rubriken vereinigt, doch schlingen sich die Fäden von einer Ordnung, einem Traktate in die anderen hinüber, so daß von einer wirklich durchgeführten Sonderung und Einteilung des Stoffes nicht die Rede sein kann. Diese hatte auch den Redakteuren des Talmud nicht als Absicht vorgeschwebt. Sie wollten vielmehr das Bild der Verhandlungen, wie sie in den Lehrhäusern stattgefunden hatten, festhalten. Das Wesen dieser Debatten bestand aber gerade darin, daß man Uebereinstimmungen wie Widersprüche mit aus anderen Materien, als welche in Verhandlung standen, entlehnten Gründen nachwies, wobei der höchste Scharfsinn und die ausgebreitetste Kenntnis der Tradition bekundet wurden. Man hat deshalb gegen das Werk Maimunis, das diese Knäuel von Fragen und Antworten, Behauptungen und Widerlegungen auflöste, den Vorwurf erhoben, daß es dadurch, wie durch die nackte Aufstellung der Resultate der talmudischen Verhandlungen diese selbst, und damit den Talmud überhaupt in den Hintergrund zu drängen und die selbständige Entscheidung religiöser Fragen unmöglich zu machen drohe. Doch wollen wir der Untersuchung nicht vorgreifen. Soviel ist gewiß, daß das Werk einem Bedürfnis entsprach. Dies beweisen die Kompendien älterer Meister, in denen einerseits die nicht mehr in Geltung befindlichen religiösen Bestimmungen, wie die Opfervorschriften u. dgl. übergangen, und andererseits

Erkenntnis zustande gekommen ist, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

In späterer Zeit zeigt sich uns ferner, daß die Autorität der Gelehrten ungemein anerkannt wird. Es bildet sich eine Verehrung der Weisen, der Gelehrten, der Rabbinen aus, wie sie kaum ihres Gleichen hat. Es gibt Aussprüche darüber, die sprechen von einer Gleichsetzung des Lehrers mit dem Vater, Gleichsetzung des Lehrers mit Gott; sie sind die Boten Gottes. Sie machen das Dunkle klar, das von oben her kommende, das Erleuchtende teilen sie dem Menschen mit. Es wird zur Volkssitte.

Auch wenn die Weisheit des einzelnen dadurch nicht wächst, wenn immer und immer wieder dieselben Gedanken einem vorgeführt werden, so ist der Einfluß einer solchen allgemeinen ethischen Beschäftigung außerordentlich tief. Nicht nur daß der Mensch immer wieder zur Frage zurückkehrt, was ist denn eigentlich nun der Zweck des Daseins, sondern auch, was ist es denn, was dir als Norm des Lebens, als Ziel desselben vorschwebt? Daher denn auch der außerordentliche Widerwille gegen den völlig Unwissenden, bis zum Extrem, eine Art von Verachtung des Amhaarez wie sie auch sonst wohl so leicht nicht wiederkehrt. — Seltsam. — In unserm Jahrhundert war es, daß man in einer deutschen Stadt den Juden die deutschen Predigten verbieten wollte, weil sie eine christliche Einrichtung wären, die Predigt, die an die Verkündigung des Gesetzstückes sich anknüpfende Betrachtung, das älteste Erbstück des spezifisch jüdischen geistigen Lebens. Dahin kommts, wenn die historischen Tatsachen nicht anerkannt werden. Also auch dafür hatte man gesorgt, daß im Volke die historischen Tatsachen vergessen werden, während man in den ältesten Zeiten fortwährend bestrebt war, dieselben im Gedächnis zu erhalten.

Deshalb muß ich darauf hinweisen: kein Volk hat so viel, keine Religion so viel Ursache, historische Kenntnisse zu erwerben als wir, denn für uns liegen die erhabensten Gedanken, die erhabenste Schöpfung der Intelligenz in unserer Vergangenheit.

Wissenschaft des Judentums zu treiben, Vorlesungen über dieselbe zu hören, ist deshalb ein so notwendiges Geschäft

gerade für uns, weil wir unser geistiges Besitztum erst wieder ausgraben müssen, um es kennen zu lernen.

Zur Verbreitung des Wissens gehört vor allem, daß die Kinder unterrichtet werden. Nun, m. v. A., keine Literatur der Erde zeigt uns eine solche Glut der Begeisterung für Kinderunterricht, für Schulunterricht, wie gerade die jüdische Literatur. Mit einer Glorie umgeben sie Alles, was auf Kinder-Erziehung sich bezieht. Wir finden, daß eine Zeit lang, nahe zwei Jahrtausende vor unserem Jahrhundert, obligatorischer Schulunterricht eingeführt war. Und dann, als davon nicht mehr die Rede sein konnte, da finden wir, daß man alles, was Glänzendes und Großes der Mensch hervorbringen kann, mit dem vergleicht: die Kinder in die Schule zu schicken. Ein Zug für alle: die Frauen waren frei gesprochen von der ganzen Last des Gesetzes. Von den 613 Geboten der Männer haben sie nur eine ganz kleine Zahl zu erfüllen, von allen übrigen waren sie freigesprochen. Dafür, sagen die Rabbinen, halten sie die Kinder an, in die Schule zu gehen.

Dies allein genügte, um sie als edel in diesem Leben und als selig für das zukünftige Leben hinzustellen. Im Talmud, im Tractat Sabbath, finden wir folgenden Ausspruch. An den Psalmvers: „Rührt nicht an meine Gesalbten und beleidigt nicht meinen Propheten", wird die Erklärung geknüpft: Beleidigt nicht meine Propheten, das sind die Gelehrten, rührt nicht an meine Gesalbten, das sind die Schulkinder, sie gelten als die Gesalbten des Herrn. Und wie sehr eine spätere Zeit unfähig war, das poetische und erhabene dieses Gedankens zu fassen, das sehen wir daraus, daß selbst ein so hervorragender Geist wie Raschi die Stelle nicht verstanden hat. — Er wundert sich darüber in seinem Herzen, daß Kinder Gesalbte genannt werden, und meinte, es sei Sitte gewesen, die Kinder mit Oel zu salben. Hier haben wir ein Beispiel des tiefsten Mißverständnisses erhabener Gedanken.

Hier haben Sie auch den Grund, weshalb wir trachten müßten, zurückzukehren auf jene Höhe poetischer Lebensauffassung und philosophischer Tiefe jener Zeit.

Und viel weiter noch als bei den Schulkindern hat der jüdische Stamm in den Kindern selbst, bei denen die Sittlichkeit neu entstehen muß, den Quellpunkt derselben gesehen.

Der Psalmist singt bereits: Aus dem Munde der Säuglinge und der jungen Kinder hast du eine Macht zugerichtet gegen die Feinde, um zum Schweigen zu bringen den Feind und den Lacher.

Aus dem Munde der Säuglinge eine Macht zugerichtet, das heißt nach den Erklärern, daß diese Kinder bereits Psalmen singen, Loblieder auf Gott. Das ist die flache und glatte Auffassung. Ein Säugling singt keine Loblieder und Loblieder richten noch keine Macht zu gegen den Dränger und den Feind. Das was der Psalmist aber gesehen, ist das eine: Die tiefste Wurzel der Sittlichkeit empfängt bereits der Säugling; noch lange bevor er selbst sprechen kann, oder bevor man zu ihm gesprochen, hat der Blick der Liebe der Mutter sein Echo im Auge des Kindes gefunden, und die Sympathie zwischen Mutter und Kind hat es dahin gebracht, daß das Kind, bevor es sich selbst als sein eigen kennt, bereits den Zusammenhang mit seiner Mutter kennt. Bevor es die richtige Wurzel alles Unsittlichen, die Trennung des Menschen, gefaßt hat, hat es vielmehr die Wurzel alles Sittlichen gefunden: die Einheit der verschiedenen Personen.

Nicht blos was das Kind von der Mutter empfängt, sondern was die Mutter vom Kinde empfängt, das auch richtet die sittliche Macht in der Welt zu; dieser Vers, verehrte Anwesende, von der stetigen sittlichen Macht des Säuglings konnte bei keinem Stamm der Erde gedichtet werden als bei den Juden. In allen andern Literaturen würde man in einem solchen Vers nichts weiter als eine thörichte Uebertreibung gefunden haben.

Hier war aus der Innigkeit des Familienlebens, welche als die Basis aller ethischer Erziehung angesehen wurde, die Zuspitzung, die Zusammenfassung des Grundgedankens von diesem tiefen Weben und Wesen des idealen Geistes in den allerersten Anfängen, wie er in dem Lächeln des Kindes und dem Blick der Mutter sich kund gibt, zum Ausdruck gekommen.

Ebenso beim Schulkinde. Wir gehen in die Irre, wenn wir dabei allein daran denken, daß dem Kinde die Wohltat der Kultur erwiesen wird. Wenn wir weitere Kreise betrachten, wenn wir diejenigen Kreise betrachten, welche den Tag über mit schwerer Arbeit belastet sind, dann hat die geistige Arbeit des Kindes ihre hohe Bedeutung auch in

Rückwirkung auf die Eltern. Das Licht, bei welchem das Kind seine Schularbeiten des abends macht, leuchtet durch das ganze Haus. Der Unterricht allein aber genügt nicht. Es bedarf, damit die Menschen edel werden, noch anderer ethischer Bildungsmittel. Bei diesem Volke hat man mit großem Fleiße danach gesucht, und gefunden hat man sie vor allem darin, daß ein Gedanke, den ich vorhin bereits berührt habe, zum öffentlichen Bewußtsein gebracht wurde, daß das Vorbild wichtig ist für die ethische Erziehung des Menschen. Das ist anerkannt. Und das überall anerkannteste ist, daß das Vorbild nicht blos im Leben eines einzelnen oder einzigen besteht, sondern daß das Vorbild ganz besonders in der Lebensführung der Gesamtheit zu bestehen hat. Nicht blos wie der einzelne hervorleuchtet, denn neben dem einzeln hervorleuchtenden Guten gibt es hervorstechendes Schlechte, und das eine Beispiel kann von dem andern aufgewogen werden. Das aber, was mit Sicherheit wirkt, das ist, wenn der Gesamtzustand ein vorbildlicher ist, und darauf wurde am meisten gesehen, gedrungen und gehalten. Das ist das ihnen Eigentümliche: das Verhältnis zwischen dem einzelnen und der Gesamtheit. Der einzelne sage ich, ist abhängig in seiner Gemütsbildung und seinen Gesinnungen vom Zustande der Gesamtheit. Aber die Gesamtheit besteht aus lauter einzelnen. Die Gesamtheit ist wiederum abhängig von jedem einzelnen.

Nur in fortwährendem gegenseitigen Ergänzen löst sich dieses Problem. Und die alten Juden damals wußten sehr wohl, was sie anzuschärfen hatten, damit der Gesamtzustand auf der Höhe bleibe. Jene wohltuenden und ergreifenden Worte: Chatossenu und Awonossenu, welche wesentlich darauf hinausgingen: die Sittlichkeit des einzelnen gilt nicht als seine eigene blos, sondern sein Leben, wenn es zu Ehren der Gesamtheit geschieht oder zum Gegenteil geschieht, wird als ein Erfolg oder Mißerfolg für die Gesamtheit betrachtet, weil eben aus dem Leben aller, aus der Gesamtheit, aus der Anschauung dessen, was erlebt worden, die folgende Generation ihre Wurzel zieht, diese Erwägung, sage ich, war übergegangen in das öffentliche Bewußtsein, und nichts so sehr ist zu beklagen, als wenn eine Lockerung inbezug auf diese

Anschauung stattfindet. Das, wodurch überhaupt jede Minorität, jede gedrückte Klasse sich auszeichnet, nicht die Juden allein, besteht eben wesentlich darin, daß sie ihre Würde und ihren Wert fortwährend dokumentieren muß; fehlt ihnen die äußere Macht, so müssen sie fortwährend den inneren Wert und die innere Würde zur Darstellung bringen. Dieser Gedanke, den die Minorität erheischt, hat bei den Juden glänzende Früchte getragen, und es wäre schlimm, wenn er den Juden abhanden käme. — Namentlich aber ist es eine Gedankenreihe, auf welche ich am Schluß wenigstens noch einen ganz flüchtigen Blick werfen muß.

Heutzutage weiß man sich etwas besonderes damit, wenn nicht blos bei theoretischen, sondern auch bei menschlichen Dingen von der Vererbung die Rede ist. Der Gedanke der Vererbung zieht sich durch die ganze Auffassungsweise, durch die ganze Literatur des jüdischen Volkes. Auf der einen Seite fortwährendes Drängen nach nationaler Erkenntnis, es wird behauptet, daß es notwendig sei für die neu erwachsende Generation, daß ihr die Gedanken direkt überliefert werden, immer ausgehend von der Voraussetzung, keine Tugend wächst mit dem Menschen von Natur, immer muß vorgesorgt werden für ihn. Auf der andern Seite wiederum eine Anerkennung der Vererbung, wie sie wiederum nirgends angetroffen wird. Ich erinnere Sie an den Gedanken, der übersetzbar, wenn genau, unmöglich, — und selbst in weiter Umschreibung schwer erreichbar ist: an Schus. Dies, was die ganze Geschichte eines Volkes zu einer Einheit macht, hat es sonst nirgends gegeben. Ich erinnere Sie ferner, daß wenn ein Mensch ein Unrecht beging, das gegen die Sittlichkeit verstieß, man sagte: er ist nicht vom Stamme Abraham. Die Voraussetzung, daß es gewisse Dinge gibt, die schlechthin vererbt werden, und auf der anderen Seite wieder das klare Bewußtsein, daß kein Mensch und keine Familie, auch diejenige, welche die sittlichste und reinste ist, sich auf Vererbung verlassen darf, sondern sie muß sorgen, daß im Wege des Unterrichts die Gedanken immer neu aufleben.

Lassen Sie uns alles dies einen frommen Wunsch betrachten und damit schließen.

Moses Maimonides.

Von

Moritz Güdemann.

Sieben Jahrhunderte werden am 13. Dezember d. J. seit dem Tode dieses großen Lehrers in Israel abgelaufen sein, aber sein Ruhm ist im Laufe dieses langen Zeitraums nicht verblaßt, der Glanz seines Namens hat vielmehr stetig zugenommen und ist noch immer im Wachsen begriffen. Das ist eben das Merkmal des wahrhaft großen Mannes, daß er, obgleich er seiner Zeit angehört — denn auch der Größte ist das Produkt seiner Zeit — richtunggebend für die Nachwelt wird und der Zukunft ihre Bahn vorschreibt. Solche Persönlichkeiten ziehen gleichsam die Bilanz der Vergangenheit, indem sie deren Resultate in sich zusammenfassen. Dadurch sind sie imstande, aus dem Erbe früherer Zeiten das der Erhaltung Werte auszuscheiden, das dann, von ihrem Geiste befruchtet, zum Keime weiterer Entwickelung sich gestaltet. Zu diesen Persönlichkeiten gehört auch Moses Maimonides. Man hat ihn mit dem ersten Moses verglichen. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit dieser Vergleich zulässig ist. Aber seit Maimonides hat die Geschichte der Juden keinen aufzuweisen, der eine gleiche Fülle geistiger Kraft in sich vereinigt hätte. Worin besteht nun die Größe dieses Mannes, sowie die nachhaltige Wirkung, die er auf das Judentum ausgeübt

hat? Diese Fragen wollen wir zu beantworten versuchen, zuvor aber aus seinem Leben dasjenige hervorheben, was zum Verständnis seiner schöpferischen Tätigkeit notwendig ist.

Maimuni — dieser arabisch-jüdischen Benennung wollen wir uns fortan bedienen — war nach seinem bürgerlichen Berufe Arzt; und daß er als solcher zu den ersten und berühmtesten seiner Zeit gehörte, beweist schon der Umstand, daß er am Hofe des Sultans Saladin seine Kunst ausübte, und bei dem Sohne und Nachfolger desselben, Alfadhal, die Stelle eines Leibarztes bekleidete. Es wird auch berichtet, daß der englische König Richard Löwenherz, der Held des dritten Kreuzzuges, ihn zu seinem Leibarzte berief. Er lehnte aber die Berufung ab und blieb in Aegypten. Ueber den Umfang seiner Praxis schreibt er selbst: „Der Sultan wohnt in Kairo und ich in Fostat, beide Städte liegen zwei Sabbatwege (ungefähr 1/2 Meile) von einander entfernt. Mit dem Sultan habe ich einen schweren Stand, täglich muß ich ihn des morgens besuchen, und wenn er oder eines seiner Kinder oder eine seiner Haremsbewohnerinnen leidend ist, darf ich Kairo nicht verlassen. Wenn aber auch nichts besonderes vorfällt, kann ich doch erst nachmittags nach Hause kommen. Wenn ich nun sterbend vor Hunger mein Haus betrete, finde ich die Vorzimmer voll von Menschen, Juden und Mohamedaner, Vornehme und Geringe, Freunde und Feinde, eine bunte Mischung, die meinen ärztlichen Rat erwarten. Kaum bleibt mir Zeit, von meinem Zelter zu steigen, mich zu waschen und etwas zu genießen. So geht es bis in die Nacht hinein, und ich muß dabei vor Schwäche auf dem Ruhebett liegen. Nur am Sabbat bleibt mir Zeit, mich mit der Gemeinde und der Lehre zu beschäftigen. Ich pflege an diesem Tage die Gemeindeangelegenheiten für die laufende Woche anzuordnen und einen Vortrag zu halten. So fließen mir die Tage hin.“ (Grätz, Gesch. d. Juden VI, 2. Aufl., S. 356.) Daß Maimuni, wie die letzten Zeilen besagen, sich eingehend mit den Gemeindeangelegenheiten befaßte und religiöse Vorträge hielt, hängt damit zusammen, daß er neben seiner ärztlichen Tätigkeit auch die Befugnisse des Vorsitzenden des Rabbinatskollegiums in Fostat ausübte. Aus dieser

Stellung bezog er aber keinen Gewinn, denn nach seiner Ansicht, die er in seinem Kommentar zu den „Sprüchen der Väter“ mit großer Wärme vertritt, widerstreitet es dem Geiste der jüdischen Lehre, für die Unterweisung in derselben Besoldung anzunehmen. Er bezeichnet die Annahme von Gehalt für die Ausübung rabbinischer Tätigkeit geradezu als Entweihung des göttlichen Namens, denn das Volk werde dadurch zu der Meinung verleitet, die Pflege der Tora sei ein Erwerbszweig wie jeder andere, während sie als göttliches Gebot um ihrer selbst willen auszuüben sei. Die Verhältnisse haben sich seitdem geändert, und schon im Mittelalter, vollends in der Neuzeit, ist die Ausübung rabbinischer Tätigkeit ein Berufszweig geworden, der seinen Mann ganz in Beschlag nimmt und es ihm unmöglich macht, durch Nebenbeschäftigung für seinen Unterhalt zu sorgen. Immerhin bekundet die Haltung Maimunis große Selbstlosigkeit und religiöse Begeisterung, und diese Eigenschaften erklären die Hingebungsfreudigkeit, womit er sein Leben und fast seine gesamte schriftstellerische Tätigkeit der Darstellung des Judentums gewidmet und dieser eine Vollendung gegeben hat, die vor ihm niemals erreicht worden war. Bei der Ausführung dieser Aufgabe wird ihm ohne Zweifel seine ärztliche Bildung und Erfahrung insofern förderlich gewesen sein, als sie ihn in Stand setzten, gut zu beobachten, kritisch zu urteilen und Erscheinungen, die in der damaligen Zeit aus abergläubischen Vorstellungen abgeleitet wurden, auf ihre natürlichen Ursachen zurückzuführen. So wurde sein Geist durch den Einblick in das Wesen der Dinge aus dem Dunkel herausgeführt und vermochte sich zur Höhe philosophischer Erkenntnis aufzuschwingen, von wo aus sein Licht einerseits den Königen der Philosophie, wie Thomas von Aquino und Albert d. Gr., und andererseits den Philosophen unter den Königen, wie Kaiser Friedrich II. und Robert v. Neapel geleuchtet hat. Ihm selbst war es aber nur darum zu tun, die Tora und den Talmud wissenschaftlich zu durchdringen, und die Ueberzeugung von der Wahrheit der jüdischen Religion, die ihn erfüllte, auch ihren Bekennern einzuflößen.

Zu diesem Zwecke hat Maimuni die Lehre des Juden-

tums von zwei Seiten, und zwar von den entgegengesetzten Enden aus, zu bearbeiten unternommen. Diese Bearbeitung liegt in zwei monumentalen Werken vor, die einzig in ihrer Art sind, und zwischen denen, so verschieden auch die jedem derselben eigene Behandlungsweise ist, die in beiden hervortretende Geistesrichtung und Grundüberzeugung des Verfassers die Einheit herstellt. Wir schicken diese Bemerkung deshalb voraus, weil es oft als unbegreiflich, ja rätselhaft bezeichnet worden ist, wie zwei so verschiedenartige Werke aus der Feder eines und desseben Autors hervorgehen konnten. Die Lösung dieses Rätsels liegt in der Persönlichkeit Maimunis, in dessen umfassendem Geiste selbst das scheinbar einander entgegengesetzte zur Einheit verschmolz; und was von allen Schriftwerken gilt, die nicht blos literargeschichtliche Bedeutung besitzen, sondern die Geister revolutioniert haben, daß sie nicht sowohl durch sich selbst, als vielmehr durch die Persönlichkeit ihrer Autoren von epochemachender Wirkung gewesen sind, das findet seine Anwendung auch auf die beiden Hauptwerke Maimunis, die erst von dem Hintergrunde seiner Persönlichkeit aus ihre rechte Beleuchtung und Bedeutung erhalten. Würde jedes dieser Werke von einem andern Autor herrühren, so würden sie dadurch an ihrem inneren Werte nichts einbüßen, aber sie würden nicht die Umwälzung verursacht haben, die tatsächlich durch sie herbeigeführt worden ist. Diese Wirkung erfolgte eben dadurch, daß sie aus einer und derselben schöpferischen Hand hervorgegangen sind. Wie kann man nun rätselhaft an ihnen finden, was ihr Wesen ausmacht und worin ihre Bedeutung beruht? Die wahre Größe ist für die hausbackene Menschheit immer ein Rätsel, während sie an sich die Einfachheit selbst ist.

Das erstere der beiden Werke, von denen hier die Rede ist, das Maimuni in der verhältnismäßig kurzen Zeit von zehn Jahren ausarbeitete, führt den Titel „Mischne-Tora“ oder „Jad Hachasaka“. Dieses Werk hat dem Namen Maimunis oder des „Rambam“ (d. i. Rabbi Moses ben Maimun) die weiteste Verbreitung verschafft. „Der Rambam sagt“ — diese seit Jahrhunderten übliche Formel verweist in der Regel auf das soeben genannte Werk. Mit demselben

hat sich Maimuni auf die geschichtliche Basis der jüdischen Religion gestellt. Schon dieser Schritt zeigt den geschickten Baumeister, der vor allem den geratenen Grund ermittelt, auf dem er seinen Bau aufführt. Um die Bedeutung des Werkes, das diesen Bau darstellt, zu ermessen, muß man sich zweierlei vor Augen halten. Erstens, daß weder in der Tora noch im Talmud die Religionsvorschriften nach den verschiedenen Materien, über die sie sich erstrecken, geordnet sind. Belehrungen über das Wesen Gottes und die Bestimmung des Menschen, zivil- und strafrechtliche Festsetzungen, Forderungen der Ethik, Anweisungen für die praktische Religionsübung, Polizeigesetze, Kultusvorschriften usw. sind unter einander gemischt. Der Talmud hat wohl schon gemäß den Ordnungen der Mischna die verschiedenen Materien unter bestimmten Rubriken vereinigt, doch schlingen sich die Fäden von einer Ordnung, einem Traktate in die anderen hinüber, so daß von einer wirklich durchgeführten Sonderung und Einteilung des Stoffes nicht die Rede sein kann. Diese hatte auch den Redakteuren des Talmud nicht als Absicht vorgeschwebt. Sie wollten vielmehr das Bild der Verhandlungen, wie sie in den Lehrhäusern stattgefunden hatten, festhalten. Das Wesen dieser Debatten bestand aber gerade darin, daß man Uebereinstimmungen wie Widersprüche mit aus anderen Materien, als welche in Verhandlung standen, entlehnten Gründen nachwies, wobei der höchste Scharfsinn und die ausgebreitetste Kenntnis der Tradition bekundet wurden. Man hat deshalb gegen das Werk Maimunis, das diese Knäuel von Fragen und Antworten, Behauptungen und Widerlegungen auflöste, den Vorwurf erhoben, daß es dadurch, wie durch die nackte Aufstellung der Resultate der talmudischen Verhandlungen diese selbst, und damit den Talmud überhaupt in den Hintergrund zu drängen und die selbständige Entscheidung religiöser Fragen unmöglich zu machen drohe. Doch wollen wir der Untersuchung nicht vorgreifen. Soviel ist gewiß, daß das Werk einem Bedürfnis entsprach. Dies beweisen die Kompendien älterer Meister, in denen einerseits die nicht mehr in Geltung befindlichen religiösen Bestimmungen, wie die Opfervorschriften u. dgl. übergangen, und andererseits

die talmudischen Diskussionen zwar beibehalten, aber abgekürzt waren. Offenbar sollten diese Kompendien solchen, die sich nicht in den Talmud selbst vertiefen konnten, als Ersatz desselben dienen. Von der Ordnung der Materien war natürlich in diesen Kompendien nicht viel mehr als im Talmud selbst vorhanden. Es waren Versuche, die auch heute noch hohe Bedeutung besitzen, denen sich aber das Werk Maimunis als eine vollendete Leistung anreihte. Sie ist in Konzeption und Ausführung das großartigste, von einem einzigen Autor geschaffene Denkmal der rabbinischen Literatur, und es dürfte nicht zu viel behauptet sein, wenn man sagt, daß auch andere Literaturen ihm kein ähnliches an die Seite zu setzen haben. Die Systematik ist hier auf das Strengste durchgeführt; jede Materie ist für sich in besonderen Abschnitten, die wiederum in Kapitel und Paragraphen zerfallen, genetisch behandelt, so daß die Darstellung von der betreffenden biblischen Bestimmung ausgeht, und sich in der Anreihung der Ausführungen und Erweiterungen, die sie in der Mischna, im Talmud und in späterer Zeit erfahren, fortsetzt. Man stelle sich die außerordentliche Quellenkunde vor, die Maimuni hierbei an den Tag legte, indem er das Zusammengehörige in den verschiedenen Grundschriften, in denen es zerstreut war, aufzufinden wußte. Noch mehr zu bewundern ist die Sicherheit und der Mut seines Urteils. In den Talmuden bleiben viele Fragen unentschieden, der Streit der Meinungen ist nicht geschlichtet. Maimuni jedoch — und dies ist das zweite Moment, das man sich bei der Beurteilung seines Werkes vor Augen halten muß — schreckte nicht vor der Entscheidung zurück. Er stellt sie als etwas Ausgemachtes, Unantastbares hin, ohne sich auf eine Begründung einzulassen, ohne sich auf eine Autorität zu berufen, höchstens daß er einmal sagt: „So lehrten meine Meister.“ Das Bemerkenswerteste an dem Werke Maimunis ist aber dies, daß darin nichts von dem übergangen ist, was je einmal einen integrierenden Bestandteil der jüdischen Religion gebildet hatte, wenn es auch bereits seit vielen Jahrhunderten durch die Verhältnisse aus dem Leben geschwunden war. So widmet er besondere Abschnitte den Opfervorschriften, der

roten Kuh usw., ja selbst dem Aussatz. Von hohem Interesse ist der Schluß des letzterwähnten Abschnittes, der folgendermaßen lautet: „Die gewisse Veränderung an Kleidern und Häusern, welche die Tora mit dem Kollektivnamen „Aussatz“ bezeichnet hat, gehört nicht zu den allgemeinen Erscheinungen, sondern war ein Zeichen und Wunder in Israel, um das Volk vor der Verleumdung zu warnen. Denn dem Verleumder verändert sich das Aussehen der Wände seines Hauses, diese Veränderung erstreckt sich in weiterem Verlaufe, wenn er nicht von der Verleumdung abläßt, auf die Hausgeräte, deren er sich zum Sitzen und Schlafen bedient, sie geht dann auf seine Kleider, und zuletzt auf ihn selbst über, sodaß er abgeschieden und geächtet für sich allein leben muß, bis er sich nicht mehr an der Unterhaltung der Bösewichter, an Spötterei und Verleumdung, beteiligt. Davor warnt die Tora, indem sie sagt: „Hüte dich vor dem Aussatz, gedenke, was der Ewige, dein Gott, Mirjam getan!“ Damit will die Tora sagen: Merkt wohl, was der Prophetin Mirjam geschehen ist, die gegen ihren Bruder geredet, dessen ältere Schwester sie war, den sie groß gezogen und mit eigener Lebensgefahr aus dem Meere errettet hat, und sie hat doch nicht einmal Schändliches von ihm gesprochen, sondern ihn blos irrtümlich den übrigen Propheten gleichgestellt, er aber beachtete das ganze Gerede nicht einmal, denn es heißt: „Der Mann Moses war überaus bescheiden.“ Dennoch wurde sie auf der Stelle mit dem Aussatz bestraft. Um wie viel mehr wird es so den törichten Bösewichtern ergehen, die mit ihren Prahlereien den Mund voll nehmen. Deswegen ist es für denjenigen, der auf seinen Weg acht gibt, schicklich, sich von ihren Zusammenkünften fernzuhalten und nicht mit ihnen zu sprechen, damit er nicht in das Netz der Bösen und in ihre Torheit gerate. Dies ist aber die Art der bösen Spötter: Zuerst reden sie von nichtigen Dingen, dann sagen sie Schändliches von den Gerechten, weiterhin sprechen sie gegen die Propheten und tadeln ihre Worte, bis sie zuletzt gegen Gott auftreten und ihn verleugnen. So verhält es sich mit der Unterhaltung der Bösen, die ihren Grund darin hat, daß sie an den Ecken stehen, mit ungebildeten Menschen

verkehren und in Wirtshäusern unter den Trinkern sitzen. Aber die Unterhaltung ehrlicher Israeliten verbreitet sich nur über Tora und Wissenschaft." Wir haben der vorstehenden paränetischen Ausführung, die übrigens mit Bibelstellen, die wir weggelassen haben, belegt ist, deshalb Raum gewährt, weil sie von der Sachlichkeit und Knappheit der Diktion, deren sich Maimuni im allgemeinen in diesem Werke bedient, in auffallender Weise absticht. Vielleicht hat er damit auf die Angriffe und Verdächtigungen, denen er selbst ausgesetzt war, abgezielt. Auch R. Josef Karo spielt vielleicht in seinem Kommentar hierauf an, wenn er zu dieser Stelle auf die Bemerkung sich beschränkt: „Die Worte unseres Meisters sind seiner würdig." Lassen wir indessen diese Vermutung auf sich beruhen, die Stelle bekundet jedenfalls die tiefe Sittlichkeit und Frömmigkeit Maimunis, wovon übrigens das ganze Werk ein beredtes Zeugnis ablegt. Maimuni hat damit zum ersten Male einen systematischen Kodex der jüdischen Religion in ihrer Gesamtheit geschaffen, er hat das Gebäude dieser Religion, vom Fundament nach allen Seitentrakten, bis zur Vollendung aufgeführt. Dies wäre bei bloßem antiquarischen Interesse nicht möglich gewesen. Nur von der Ueberzeugung aus, daß trotz mancher Abbröckelung und des teilweisen Zerfalles das jüdische Religionsgebäude dereinst seine Wiederaufrichtung erfahren werde, konnte ein solches Werk geschaffen werden, in dem die Vergangenheit zu neuem Leben erweckt wurde und die Zukunft vorgebildet war. Bei aller Sachlichkeit des Vortrages bricht deshalb die hohe Meinung, die Maimuni von der jüdischen Religion in allen ihren Verzweigungen besitzt, in goldenen Worten hervor. So sagt er am Ende des Abschnittes über das rituelle Schlachten in summarischem Ueberblick über alle rituellen Gebote: „Man hüte sich bei Vollziehung derselben vor geringschätzigem Betragen, wodurch die Gebote dem Menschen verächtlich werden, denn die Ehre gebührt nicht den Geboten selbst, sondern ihm, der sie befohlen, gelobt sei er, der uns davor bewahrt hat, in der Finsternis zu tappen, der uns eine Leuchte zugerichtet hat, die Verkehrten zurechtzuführen, und ein Licht, um die Wege der Geradheit zu weisen, wie es heißt: „Eine Leuchte

für meinen Fuß sind deine Worte und ein Licht meinem Pfade." Besonders am Ende verschiedener Abschnitte, worauf wir hier blos verweisen können, schlägt Maimuni diesen Brustton der Ueberzeugung an, wobei auch seine wunderbare Kunst in der Handhabung der hebräischen Sprache hervortritt. Mitunter äußert sich auch seine religiöse Inbrunst in persönlichen Bemerkungen, so wenn er in dem Abschnitt über die Fasttage von sich berichtet, daß er niemals, außer Sabbats, am Rüsttage des 9. Ab Gekochtes, selbst nicht Linsen, zu sich genommen habe. Aber es bedarf solcher Einzelheiten nicht, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß in Maimuni Leben und Lehre sich deckten. Der Entwurf und die Ausführung des großen Werkes genügen an sich, diese Ueberzeugung jedem Unbefangenen beizubringen. Es fand denn auch bei den Zeitgenossen die verbreitetste Anerkennung und mitunter schwärmerische Bewunderung.

Aber auch Gegner blieben ihm nicht erspart. Der Hervorragendste unter ihnen war der berühmte R. Abraham b. David aus Posquières, der den Religionskodex Maimuni's mit Anmerkungen versah, die sich durch ihre Kürze, ihre kritische Schärfe, endlich durch den abweisenden, ja zuweilen wegwerfenden Ton, in dem sie gehalten sind, auszeichnen, die aber doch in ihrer Gesamtheit deren Verfasser als einen Maimuni wenigstens auf talmudischem Gebiete ebenbürtigen Geist bekunden. Denn dieser Kritiker mußte den Spuren, auf denen Maimuni zu seinen Resultaten gekommen war, nachgehen; da aber die letzteren ohne jede Quellenangabe und Begründung hingestellt waren, so waren ein ebenso bewundernswürdiger Scharfsinn, wie die umfassendste Belesenheit erforderlich, jene Spuren aufzufinden. Gleich in einer der ersten Anmerkungen nun bezeichnet er den wunden Punkt an dem Werke Maimunis, indem er von ihm sagt: „Er hat gemeint, zu verbessern, er hat aber nicht verbessert, denn er hat den Weg aller früheren Autoren verlassen, welche Beweise für ihre Meinungen beigebracht haben, indem sie die Quellen angaben. Das war von großem Nutzen, denn oft neigt die Meinung des Richters auf Grund eines Ausspruches dahin, ein Verbot oder die Erlaubnis auszusprechen. Wüßte er

aber, daß bereits ein Größerer als er den Fall anders entschieden habe, so würde er seine Meinung ändern. Nun weiß ich nicht, weshalb ich von meiner Tradition und begründeten Anschauung wegen des vorliegenden Religionskodex abgehen soll. Ist mein Gegner größer als ich, gut. Bin ich aber größer als er, weshalb soll ich denn meine Meinung der seinigen halber aufgeben?“ Es traten auch andere Gegner auf, die nicht, wie Abraham b. David sich gegen die Einrichtung des Religionskodex und manche der darin getroffenen Entscheidungen wendeten, sondern welche die Rechtgläubigkeit Maimunis in Zweifel zogen. Damit wurde ein ganz neues Moment in das Judentum eingeführt. Denn seitdem der Monotheismus als Fundamentalsatz der Religion im Bewußtsein der jüdischen Gemeinschaft sich befestigt hatte, war die Auffassung dieses Grundgedankens und seine Anwendung auf das Leben immer Sache des Individuums und dessen Herzensangelegenheit gewesen. Nicht was einer glaube, sondern wie er den Vorschriften der jüdischen Religion gemäß lebe und handle, bildete das Kriterium für die Stellung des Juden zu seiner Religion. Den besten Beweis für diese Behauptung bildet eine der Anmerkungen des R. Abraham b. David zu dem Religionskodex Maimunis. In dem Abschnitte über die „Buße“ hatte dieser den Satz aufgestellt, daß derjenige ein „Abtrünniger“ (Min) sei, der zwar an einen einzigen Gott glaube, denselben aber körperlich oder unter irgend einer Gestalt sich vorstelle. Dazu bemerkt der genannte Kritiker: „Warum nennt er solchen einen Abtrünnigen? Viele größere und bessere als er waren dieser Meinung, weil sie durch gewisse Schriftverse und noch mehr durch verwirrende Agadas dazu verleitet wurden“. Damit wird die Erforschung des Gewissens durch eine andere Instanz als Gott und die eigene Prüfung des Menschen selbst als dem Geiste der jüdischen Religion fremdartig abgewiesen. In der Tat gewinnt man aus den Anzweiflungen der Rechtgläubigkeit Maimunis, die von Spanien ausgingen, den Eindruck, als ob der in dem dortigen Christentum verbreitete Geist der Ketzergerichte und nachmaligen Inquisition auch auf die jüdischen Kreise eingewirkt habe. Bevor wir jedoch hierauf ein=

gehen, müssen wir unsere Aufmerksamkeit dem anderen Hauptwerke Maimunis zuwenden.

Dieses arabisch abgefaßte, nachmals auch ins Lateinische und in die modernen Sprachen übertragene philosophische Werk führt in der verbreitetsten hebräischen Uebersetzung den Titel „Moreh 'Nebuchim“ d. i. „Führer der Verirrten“. Der Abstand zwischen ihm und dem Religionskodex erscheint allerdings auf den ersten Blick so groß, daß man sie, wäre es nicht verbürgt, nicht für Erzeugnisse eines und desselben Autors halten würde. In dem einen Werke wird das gesamte historisch gegebene religiöse Material als unerschütterlich und unantastbar hingestellt, in dem anderen erscheint die Religion in der Schwebe und bis in ihre Grundfesten der Prüfung unterworfen; dort herrscht die Formelhaftigkeit einer Gesetzsammlung, hier tiefsinnige Spekulation, dort der engste Anschluß an die Tradition, hier die freieste Behandlung der Bibel und des Talmud. Maimuni stellt in dem „Führer“ ein geschlossenes religionsphilosophisches System auf, in dem er die Lehre des Judentums mit der aristotelisch-arabischen Philosophie in Einklang zu bringen versucht, bei aller Abhängigkeit von beiden jedoch so viel Selbständigkeit bekundet, daß er dadurch seinem Werke die Beachtung hervorragender Scholastiker und einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der mittelalterlichen Philosophie erobert hat. Wir würden die Grenzen einer allgemeinen Betrachtung weit überschreiten müssen, wollten wir dieses System auch nur in seinen Umrissen wiedergeben. Eine klare und übersichtliche Darstellung desselben hat M. Joël in der Schrift „Die Religionsphilosophie des Mose ben Maimoni“ (in dem Jahresbericht des jüdisch-theologischen Seminars zu Breslau 1859) geliefert. Um aber einen Begriff von der Freiheit der Auffassung zu geben, die Maimuni bekundet, so sei erwähnt, daß er die Opfer als eine Konzession an das Sinnlichkeitsbedürfnis der menschlichen Gottesverehrung bezeichnet, biblische Erzählungen, die offenbar Tatsachen berichten wollen, wie die von dem Besuch der drei Gottgesandten bei Abraham und die Erzählung von Bileam und seiner Eselin, in das Gebiet der Traumvorgänge verlegt, und dahin auch die prophetischen Inspirationen, mit

Ausnahme der des Moses, verweist u. dgl. m. Alles in allem genommen, so wird durch diese Aufstellungen der Glaube an die Göttlichkeit des Bibelwortes scheinbar auf das heftigste erschüttert.

Maimuni war damit nicht bloß von der traditionellen Auffassung der biblischen Berichte abgegangen, sondern die von ihm geltend gemachte ließ sich auch mit denselben nicht in Einklang bringen, und nur die außerordentliche Verehrung, die Maimuni durch den Kodex sich erobert hatte, macht es erklärlich, daß der fromme und gemütstiefe R. Moses b. Nachman (Nachmanides) trotz der gewagten Behauptungen des „Führers" in dem nachmaligen Streite treu an seiner Seite aushielt. Mit Recht macht der Genannte auf die Unvereinbarkeit der maimunischen Auffassung von dem Besuche der drei Gottgesandten bei Abraham mit dem Wortlaut der h. Schrift aufmerksam. Denn einer dieser Gesandten vollzog nach den Worten der Bibel die Zerstörung von Sodom. War nun die ganze Gesandtschaft bloß ein Traumvorgang, so mußte folgerichtig auch die Zerstörung von Sodom, mit allem was sich dabei ereignete, ein solcher gewesen sein, was unannehmbar ist. Aber so auffallend auch der „Führer" von dem Religionskodex in Konzeption und Ausführung absticht, so ergänzen sie sich doch und tragen einander.

Schon in dem ersten Buch des Kodex, das den Titel „Buch der Erkenntnis" führt, offenbart Maimuni den freien philosophisch gerichteten Geist, der dem Wesen der Religion auf den Grund ging und dasselbe in der Vertiefung der Erkenntnis, wie in der Veredlung des Herzens verwirklicht wissen wollte. Das „Buch der Erkenntnis" enthält eine vollständige Ethik, die zwar ebenfalls von dem Einschlag der aristotelischen Philosophie durchzogen ist, die Kette des Gewebes aber ist unverfälscht jüdisch. So wird zwischen den beiden Werken der Zusammenhang hergestellt durch die Persönlichkeit Maimunis, deren Einheitlichkeit und Größe sich auf dieselben übertrug und ihnen gleichmäßige Bewunderung errang.

Trotz dieses Zusammenhangs, oder vielmehr wegen desselben, brach ein Sturm über den „Führer" wie über das

„Buch der Erkenntnis" herein, dessen Beginn Maimuni selbst noch erlebt hat.

Ein junger, durch rabbinische Gelehrsamkeit wie heißblütige Frömmigkeit bekannter Spanier R. Meir b. Todros halevi aus Toledo stellte die Rechtgläubigkeit Maimunis wegen verschiedener von ihm in den erwähnten Schriften behaupteter Meinungen in Frage, und entfachte dadurch einen Streit, der über das ganze dreizehnte Jahrhundert sich erstreckte und die jüdischen Gelehrten Spaniens, Frankreichs und Italiens in die feindlichen Lager der Maimunisten und Antimaimunisten teilte. Näher auf diesen Streit und den dadurch herbeigeführten merkwürdigen Schriftenwechsel einzugehen, ist hier nicht der Ort; der Schreiber dieses hat darüber in seiner „Geschichte des Erziehungswesens und der Kultur der abendländischen Juden" I, S. 67 ff. ausführlich gehandelt.

Aber so heftig auch die Parteien einander entgegentraten, so wagten doch auch die Gegner der philosophischen Spekulation nicht, den Charakter Maimuni's anzutasten und seine Bedeutung zu verkleinern. Die letztere hat im Gegenteil durch den Streit nur gewonnen, und beide Werke sind fort und fort zu immer größerem Ansehen gelangt. Der bleibende und segensreiche Gewinn des Streites besteht aber darin, daß Ketzergerichte über Glaubensfragen im Judentum eine Unmöglichkeit geworden sind. Es hat sich in seiner freien Betätigung durch die Fesseln einer Dogmatik nicht beengen lassen.

Das Merkwürdigste ist, daß Maimuni selbst Glaubensartikel, dreizehn an der Zahl, aufgestellt hat und daß sie niemals kanonische Geltung erlangt haben. So ist Maimuni gleichsam über sich selbst hinausgewachsen; die Freiheit und Selbständigkeit, zu der er den Grund gelegt und die er für sich in Anspruch genommen, ist zum Gemeingut aller geworden. Das Judentum schließt wegen Glaubensmeinungen keinen von sich aus, der nicht selbst sich von ihm ausschließt. Dies ist im Grunde das bleibende große Resultat der grundlegenden, die extremsten Gegensätze in sich vereinigenden Lebensarbeit Maimunis und des darüber entbrannten Streites, und wenn auch im Mittelalter und sogar auch in der neueren Zeit die Bannflüche hin und wider

flogen, so haben sie über die Bedeutung des Parteihaders und Parteigezänkes sich niemals erhoben und die Einheit des Judentums nicht alteriert. Wenn diese durch die Aufstellungen Maimunis und den Kampf, den sie entfachten, nicht erschüttert, sondern im Gegenteil gestärkt worden ist, so hat es auch in alle Zukunft gute Wege damit und sie wird unter den Epigonenkämpfen nicht leiden.

Und noch ein anderer Gewinn ist dem Judentum aus dem Leben und Wirken Maimunis erwachsen. Alle Anstrengungen, es von den Quellen der Wissenschaft abzudrängen und es zur Einseitigkeit zu verdammen, haben sich als vergeblich erwiesen. Maimuni war einer der universellsten Geister aller Zeiten und er hat gezeigt, daß das Judentum durch universelle Bildung nicht verlieren, sondern nur gewinnen kann. Dadurch hat er, wie wir im Eingange dieses Aufsatzes sagten, dem Judentum seine Bahn vorgezeichnet, auf der es allein bestehen und gedeihen kann. Der Stern Maimunis steigt immer höher, um diese Bahn zu beleuchten, auf die er als „Führer der Verirrten" jederzeit zurücklenkt. „Es wird die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn."

Meine Religion und meine Lebensanschauung.

Ein Vortrag von

David Simonsen.*)

Als mir die „freie Kirchengemeinde" in Kopenhagen die Ehre erwies, sich an mich mit der Aufforderung zu wenden, ebenso wie Bekenner anderen Glaubens einen Vortrag über „meine Religion und meine Lebensanschauung" zu halten, stellte ich nur die Frage, ob die Absicht bestehe, daß nach den Vorträgen ein weiterer Meinungsaustausch stattfinde. In diesem Falle möchte ich nämlich meine Mitwirkung verweigern, wohingegen ich, wenn es sich nur um einen Vortrag handelte, gerne bereit war, vom Standpunkte des Judentums zu sprechen. Wie vor acht Tagen hier ausgesprochen wurde und es auch von Seiten der „freien Kirchengemeinde" gedruckt erschienen ist, lag diesen Vorträgen die Absicht zu Grunde, daß wir in Toleranz gegenseitig unsere Anschauungen kennen lernen sollten, und darum war selbstverständlich jede Disputation bei diesen Zusammenkünften ausgeschlossen. Ich be-

---

*) Mein Vortrag beansprucht nur dadurch das Interesse des Leserkreises, daß er neben ähnlichen Darstellungen von katholischer, protestantischer und unitarischer Seite vor einer zahlreichen und zum allergrößten Teile aus Christen bestehenden Versammlung gehalten wurde. Für die Uebersetzung ins Deutsche habe ich Frau Dr. J. Goitein zu danken. D. S.

merke dies hier, weil es mir ja nicht möglich wäre, das dem Judentum Eigentümliche hervorzuheben, ohne dabei zu besprechen, wie meine Anschauung von den verschiedenen Auffassungen innerhalb des Christentums abweicht. Es ist also nicht meine Absicht, zu polemisieren. Ich weiß allzu gut, wie leicht man bei der Rede von einer anderen Religion verletzen kann, als daß ich nicht bestrebt sein sollte, alles zu vermeiden, das diejenigen, die meine Lebensanschauung nicht teilen, schmerzen oder verletzen könnte. Meine heutige Aufgabe will ich nun von demselben Gedankengange aus zu lösen suchen, der die freie Kirchengemeinde geleitet und sie veranlaßt hat, diese Vorträge zu veranstalten.

Was ich heute Abend zu sagen habe, will ich damit einleiten, zu erwähnen, wie eine Begebenheit, die sich vor mehr als tausend Jahren zugetragen, einmal geschildert wurde. Die Geschichte erzählt uns etwas davon, daß ein heidnischer Stamm, die Chazaren, welche im achten Jahrhundert im südlichen Rußland gelebt, teilweise zum Judentum übergetreten sind. Wir wissen, daß dies geschah, aber wissen nichts Bestimmtes darüber, wie, auf welche Weise dieses kriegerische Volk und besonders dessen König, das Judentum kennen gelernt hatte. Vermutlich hatte er darüber von reisenden Kaufleuten gehört. Ein spanischer Religionsphilosoph und Dichter aus dem 12. Jahrhundert, Jehuda Halevi, läßt nun den Uebertritt des Chazarenkönigs folgendermaßen vor sich gehen: Der König sah im Traume einen Engel, welcher zu ihm sagte: „Deine Absicht ist gut, aber deine Handlungen sind nicht gut.“ Als der Traum sich wiederholte, suchte der König mit seinen Ratgebern ihn zu ergründen, und sie kamen zu der Erkenntnis, daß die Worte des Engels so zu verstehen waren: „Du suchst wohl Gott zu dienen, aber du kennst nicht die rechte Weise, dies zu tun.“ Der König beschloß nun, sich an die Repräsentanten der großen Religionen und Lebensanschauungen zu wenden, die sich in seiner Nähe befanden, damit er vielleicht durch Jene etwas Besseres kennen lernen könnte, als das, was bisher sein Wegweiser im Leben war.

Zuerst ließ er nun einen Philosophen kommen und erkundigte sich nach dessen Lehre. Jehuda Halevi läßt in

Uebereinstimmung mit der Philosophie seiner Zeit den befragten Weisen die Lehre Aristoteles darstellen und zwar so, wie diese bei den Arabern namentlich durch die Entwicklung der späteren Ausleger bekannt war; aber der König fühlt sich von der Lehre des Philosophen über Gott und die Welt nicht zufrieden gestellt, weil der Gott, von dem der Philosoph spricht, sich nicht um diese Welt und deren Bewohner kümmert. Der Chazarenkönig beruft danach einen christlichen Geistlichen, und dieser entwickelt die Lehrsätze des Christentums vor ihm. Aber auch von diesen fühlt er sich nicht zufrieden gestellt und erklärt nur, daß solche Betrachtungen vielleicht gut sein können für diejenigen, die von Kindesbeinen dabei aufgewachsen, aber ganz unverständlich seien für ihn, der erst als Erwachsener der christlichen Gottes- und Weltbetrachtung gegenübertritt. Nun wandte er sich an einen muhamedanischen Gelehrten. Der Bekenner des Islam erzählt ihm von seinem Glauben an einen einzigen Gott und seinem Glauben an Muhamed als dessen Sendling; als er ihm aber Beweise für seine Lehrsätze und alles Andere, das er von Muhamed erzählt, anführen soll, weist er besonders auf die Schönheit der arabischen Sprache des Koran hin, deren kein Sterblicher aus sich selbst heraus mächtig wäre. Dieser Beweis mußte seinen Zweck beim Chazarenkönig vollständig verfehlen; denn obwohl er arabisch verstand, war er als Nichtaraber gänzlich außer Stande darüber zu urteilen, ob der Stil des Koran wirklich an Schönheit alle anderen arabischen Werke übertreffe.

Nachdem der König also in seiner Seele keine Ruhe gefunden, sah er sich genötigt, einen der so gering geachteten Juden kommen zu lassen, um ihn über seine Religion zu befragen, obwohl er auf Grund der geringen Zahl und der unterdrückten Stellung der Juden nicht erwartete, hier zu finden, was ihn befriedigen würde. Nachdem der König die stereotype Frage nach dem Glauben der Juden gestellt hatte, antwortete der jüdische Gelehrte: „Ich glaube an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der Israel aus Aegypten geführt hat.“ Der Chazarenkönig rief aus: „Nun sehe ich, wie recht ich hatte, indem ich nichts vom Judentume erwartete; die Bekenner der anderen Religionen wiesen doch alle auf einen Gott hin, der Himmel und Erde erschaffen, und du

nennst als das Werk Gottes etwas so geringes wie dies, daß er Israel aus Aegypten geführt!" „Auch ich glaube an einen Gott, der die Welt erschaffen," antwortete der Jude, „aber derartiges ist Gegenstand der Spekulation und Diskussion. Ich nenne darum in erster Reihe das, was Israel selbst erlebt hat, daß Gott sie durchs rote Meer geführt und durch die Wüste zum Sinai und in's heilige Land geleitet. Mein Glaube beruht auf historischen Tatsachen, auf dem, was erlebt wurde und danach von einem ganzen Volke berichtet worden ist. Und diese Erlebnisse bilden die Grundlage für die Religion, die das Bündnis zwischen Gott und uns ist." Diese Worte gefielen dem Chazarenkönige, das Gespräch wurde nun fortgesetzt und führte zu dem schon erwähnten Resultate, daß der König und seine Großen sich zum Judentum bekehrten.

Diese dichterische Darstellung einer geschichtlichen Tatsache habe ich hier erwähnt, weil Jehuda Halevi das Rechte getroffen, indem er das Judentum als auf geschichtlicher Grundlage beruhend darstellt. Der Ausgangspunkt unserer Religion ist das, was nicht von einem einzelnen Menschen und nicht von einigen geschaut, sondern von einem ganzen Volke erlebt, unerschütterlich in der Erinnerung festgehalten wurde.

Wenn man mich nach den Dogmen des Judentums frägt, kann ich nicht auf Lehrsätze hinweisen, die von einer autoritativen Versammlung festgestellt worden sind als das entscheidende für unsere Religion. Die religiösen Denker haben versucht, die Grundsätze des Judentums zusammen zu fassen, einer in dreizehn Glaubensartikel, ein Anderer in acht, ein dritter in drei, und im vorigen Jahrhunderte hat man oft Moses Mendelssohns Ausspruch, daß das Judentum überhaupt keine Dogmen besitze, wiederholt. Selbst wenn letzteres kaum mehr als richtig anerkannt wird, kann man jedenfalls aus diesem Umstande ersehen, daß innerhalb des Judentums eine bedeutende Lehrfreiheit herrscht, wenn es gilt, die einzelnen entscheidenden Worte der heiligen Schrift und der Ueberlieferung zu deuten. Ich wäre geneigt zu sagen, das für das Judentum entscheidende ist, daß es uns den Glauben an einen einzigen Gott lehrt und den Glauben, daß dieser Gott sich uns offenbart hat.

Was in erster Linie für das Judentum seit dessen erstem Hervortreten bezeichnend ist, ist dies, daß es uns einen Gott als das höchste Wesen erfassen lehrt, als den Herrn und Vater aller Menschen, als ein geistiges Wesen. Die Menschheit hat wohl überall und zu allen Zeiten an ein höheres Wesen geglaubt. Während Missionäre in früherer Zeit davon erzählten, daß sie heidnische Stämme gefunden hätten, die gar nichts von einem Gotte gewußt, geben uns die Reisenden der Gegenwart andere Aufklärungen. Wohl findet man manche Stämme, die keinen Ausdruck für „Gott" haben, aber ob es nun ein Stein oder ein Stückchen Holz sei, so haben sie das eine oder andere, dem sie eine höhere Macht, als der Mensch besitzt, zuschreiben. Veranlassen sie ja schon Krankheit und Tod, Regen und Sonnenschein einen Blick über das Gebiet der Menschenmacht hinaus zu werfen. Aber das Eigentümliche des Judentums besteht nun darin, daß es dem Menschengeschlecht die Lehre von dem einzigen Gott gegeben hat; die Auffassung von dem heiligen, gerechten und liebevollen Gotte hat sich auf ganz unzweideutige Weise in der Geschichte Israels zu erkennen gegeben.

Vorübergehend darf ich wohl hier erwähnen, daß man vor einiger Zeit aus einer kleinen Schrift: Babel und Bibel, die der Assyriologe Prof. Delitzsch herausgegeben, die Ansicht herauslesen wollte, daß der Monotheismus nicht seinen Ursprung in Israel habe, sondern von Babylon stamme; in einer vor ganz kurzer Zeit erschienenen Schrift verwahrt sich der genannte Verfasser gegen jeden ähnlichen Gedanken, den man nur aus Mißverständnis in sein früheres Buch hineingelegt habe. Obwohl er auch jetzt die heiligen Schriften Israels angreift, behauptet er doch mit Bestimmtheit, daß in Babylon Vielgötterei geherrscht habe, die Menschheit dagegen Israel den Monotheismus zu danken habe. — Und gerade an dieser Stelle darf ich vielleicht auch bemerken, daß es auf einem vollständigen Mißverständnisse beruhen muß, wenn ein Autor, der sich vor Kurzem in der Wochenschrift der freien Kirchengemeinde ausgesprochen hat, Zoroaster die Ehre dafür zuschreibt, daß der Monotheismus innerhalb Israels seine Heimstätte gefunden. Ich will gar nicht auf die Frage eingehen, ob überhaupt jemals ein Religionsstifter

gelebt hat Namens Zoroaster, was wohl als wahrscheinlich angenommen werden kann, bemerke aber nur, daß der Dualismus in der Gottesbetrachtung keinesfalls von Zoroasters Lehre ausgeschlossen ist und daß der Einfluß, den er auf Israels Lehre ausgeübt haben soll, schon aus rein chronologischen Gründen unmöglich ist. —

Wir sehen wohl innerhalb des Kreises der hochbegabten griechischen Philosophen Bestrebungen sich geltend machen, um zu der Lehre von dem einzigen Gott zu gelangen, aber dieser Monotheismus bleibt stets etwas abstraktes, dem es nicht gelingt, einen wirklichen Einfluß auf das Leben des Menschen auszuüben, wohingegen, wie schon erwähnt, das Judentum uns nicht nur den einzigen Gott lehrt, sondern auch, daß dieser der heilige und gerechte Gott ist, der alle Menschenkinder mit seiner Liebe umfaßt. Auf der einen Seite stellt das Judentum Gott auf die höchste Höhe, sodaß nichts und niemand mit ihm verglichen werden kann, geschweige daß der Mensch in irgend einem Bilde einen Gott vorzustellen suchen möge, aber auf der anderen Seite lehrt uns die Schrift, wie nahe er dem sterblichen Menschen steht, sodaß es keines Mittelgliedes bedarf, damit der Mensch im Gedanken und Gebete ihn erreichen könne. Wie unendlich das Wesen und die Macht Gottes auch ist, so daß der endliche menschliche Gedanke niemals das Unendliche vollständig durchdringen kann, so gibt uns unsere Religion doch den unentbehrlichen Trost, daß dieser Gott, welcher unser Vater ist, auch den Geringsten und Schwächsten nahe ist, wenn sie ihn suchen.

Und dieser Gott, der den Menschen in seinem Bilde erschuf, hat, wie unsere alten Weisen es sagen, dem Menschen die noch größere Wohltat erwiesen, ihm die Erkenntnis zu geben, daß er in Gottes Ebenbild erschaffen ist, hat, wie die ganze Geschichte Israels bezeugt, sich besonders das Volk Israel auserkoren, um sich der Menschheit zu erkennen zu geben. In Wirklichkeit ist ja auch die Offenbarung, die Israel empfangen, der Ausgangspunkt der Weltenreligionen. Man hat Israels Glauben daran, daß er besonders auserwählt war die Offenbarungslehre zu tragen, oft für Hochmut angesehen, aber mit Unrecht. Wenn Israel sich das

auserwählte Volk nennt, wird nicht am wenigsten der Pflichten und der Verantwortung gedacht, die Gott uns auferlegt hat, und denen sich kein Israelit entziehen darf. Fragen wir dagegen, warum gerade wir auserkoren wurden, die Offenbarung Gottes für die Menschen zu empfangen, so würde es schwierig sein, eine im tiefsten Sinne befriedigende Antwort zu geben. Aber wir könnten hinweisen auf das, was uns die Geschichte berichtet, daß es geschehen ist, könnten darauf hinweisen, daß Gott in den verflossenenen Jahrtausenden trotz Israels Sünden, Abfall und Verleugnung niemals sein Volk vergessen hat, aber auch daran, daß Israel selbst in aller seiner Schwäche niemals seiner Aufgabe ganz untreu wurde, niemals ganz vergaß, daß es eine göttliche Offenbarung empfangen hatte, welche sein Leben war. Und wenn das Volk seinen Sünden unterliegen wollte, ließ Gott zu jeder Zeit solche Männer erstehen, die es wieder auf den rechten Weg führten. Und den Zweck, das Vorbild hatten sie stets vor Augen, denn Israel betrachtete ja Gott als den Heiligen, der will, daß die Menschen trachten sollten, ihm ähnlich zu werden, also sich selbst zu heiligen suchen durch Erfüllung seines göttlichen Willens, den er ihnen offenbart hatte.

Unsere Religion ermahnt uns ununterbrochen, Gott zu erkennen zu suchen; wir sollen uns nicht mit einem blinden Glauben begnügen, der keine Rücksicht darauf nimmt, ob er sich vereinen lasse mit unserem Gefühl und unserer Vernunft. Wenn einerseits Israels Lehre von dem heiligen und gerechten Gotte, der gleichzeitig der langmütige und barmherzige ist, von Gottes Selbstoffenbarung für die Menschen ausgeht, so gibt uns gerade eine solche Offenbarung die vollkommene Befriedigung, weil diese übereinstimmt mit dem, was unsere Vernunft zu erkennen strebt, was unser Herz zu erfassen sucht. Und wenn jemals im Laufe der Jahrtausende irgend ein Zweifel an der geschichtlichen Begründung der Offenbarung beim Israeliten entstehen könnte, so muß schon dies jeden solchen Zweifel beschwichtigen helfen, daß wir gesehen haben, wie die großen Religionen aus dem Judentum entstehen konnten. Das Christentum hat seinen Ursprung in der Offenbarung Israels; der Mann, den das Christentum als den Erlöser der Menschheit ansieht, wurde geboren und

erzogen innerhalb des Judentums; der Mann, der das Christentum den Heiden brachte, war der jüdisch geborene und jüdisch erzogene Pharisäer Paulus. Und wenden wir uns dem Muhamedanismus zu, so wissen wir ja, daß Muhamed, dessen Büchergelehrsamkeit gering oder gleich Null war, seinen Geist befruchtet hatte durch den Umgang mit den in Arabien zahlreich wohnenden Juden und durch jene ebenso wie durch den Umgang mit den Bekennern der Tochterreligion des Judentums, des Christentums, von dem Heidentum seiner Landsleute abgelenkt wurde.

Viele, auch von denjenigen, die auf Grund ihrer Studien es eigentlich besser wissen sollten, sagen, daß das Judentum nur den strengen gerechten Gott kennt, und selbstverständlich werden solche Mißverständnisse mit Ueberzeugung wiederholt von jenen, welche nur wenig Gelegenheit oder wenig Lust haben, die Richtigkeit des Gesagten zu untersuchen. Es ist dies ein Mißverständnis; ganz gewiß lehrt uns das Judentum, daß Gott gerecht ist, und wir Menschen könnten uns wohl kaum eine Weltordnung oder eine Gesellschaftsordnung denken, der die Gerechtigkeit nicht als Glied einverleibt ist. Die böse Tat muß ihre Folgen tragen, das Böse muß seine Strafe finden, aber noch stärker als die Gerechtigkeit betonen wir, in Uebereinstimmung mit der Schrift und der Ueberlieferung, Gottes unendliche Liebe, seine Gnade und Barmherzigkeit. Der Jude hat keine Vorstellung, daß der Gott, der selbst die Menschen so geschaffen hat, daß sie sich in Sünde von ihm entfernen können, sich dann über alle seine Geschöpfe und Kinder so ergrimmen könnte, daß er eines anderen, ja sogar seines eigenen gottmenschlichen Sohnes Leiden als unumgängliche Sühnopfer fordern sollte. Aber das Judentum kennt überhaupt die fürchterliche Lehre von der Erbsünde nicht, denn wir gehen im Gegenteil davon aus, daß dem Menschen die Menschenseele in Reinheit gegeben wird, von ihm in Reinheit bewahrt werden soll, damit sie in Reinheit zu Gott zurückkehren kann. Daß der Einfluß der Eltern auf die Kinder nicht in Widerspruch damit steht, will ich nur erwähnen; da wo in den zehn Geboten von der Strafe Gottes an den sündigen Geschlechtern und von der Liebe Gottes für die frommen Geschlechter die Rede ist, tritt

wieder die Liebe Gottes als das alles Ueberwiegende hervor; und als Gott, nachdem sich Israel durch Anfertigung des goldenen Kalbes schwer gegen ihn versündigt hatte, auf die Bitte Moses ihn so viel von seinem Wesen erkennen läßt, als ein Mensch erfassen kann, ist es vor allem Gottes Langmut und Barmherzigkeit, die vor ihm offenbart wird. — Auch weiß Israels Lehre überhaupt nichts von einem Gottmenschen, der uns erlösen könnte; wir kennen Gott und wir kennen den Menschen, doch kein Wesen, das beides ist. Der Sünder jedoch — das will sagen, derjenige, der sich von dem Göttlichen entfernt hat — kann und soll selbst Buße tun; er muß selbst zurückkehren und kein anderer kann seine Sünden auf sich nehmen; wenn er seine Sünden bereut und zu Gott zurückkehren will, dann vermag er es auch, dann kann er seine Sünden abwerfen, und dann wird er wieder aufgenommen von ihm, der nach den Worten der Schrift keinen Gefallen findet an dem Tode des Sünders, sondern an der Umkehr des Sünders von dem schlechten Wege, damit er lebe. Wir glauben auch nicht an einen Teufel, an irgend ein Wesen, das in Bosheit Gott trotzen und die Menschen dazu vermögen könnte, sich vollständig von Gott abzuwenden. Und im Zusammenhang damit erwähne ich hier, daß innerhalb des Judentums auch keine Vorstellung von einer Hölle mit ewigen Strafen Raum finden könnte. Die Vorstellung vom Leben nach dem Tode nimmt überhaupt in der jüdischen religiösen Lehre einen geringeren Platz ein als viele vielleicht glauben. Wohl verhält es sich so, daß der Glaube an ein Leben nach dem Tode, den die meisten Menschen hegen, als sicher und gewiß von unserer Religion bekräftigt wird, aber man befaßt sich nicht so viel damit; das Verborgene gehört Gott. Der Israelit hat die Ueberzeugung, daß, wenn er, so lange ihm Gott das Leben schenkt, danach strebt, zu tun was gut und recht ist, dann auch Gott nach seinem Tode seine Seele in Empfang nehmen will und ihn zu seinen Vätern versammeln lassen wird, wie die Schrift es andeutet. Auch hier hält das Judentum wieder fest an einer geistigen Auffassung und ist daher von dem Ausmalen der Einzelheiten ausgeschlossen, wie man es innerhalb anderer Religionen findet.

Wir haben schon viel von der Offenbarung gesprochen, und es wird Ihnen Allen bekannt sein, daß unter den verschiedenen Offenbarungen die zehn Worte des Bundes hervortreten, die auf dem Sinai verkündet wurden. Man kann ja eine göttliche Offenbarung bestreiten, aber es würde kaum glücken, den Ursprung der israelitischen und damit auch der anderen Religionen auf eine Weise zu erklären, die schließlich für den menschlichen Verstand leichter aufzufassen wäre. Ohne ein eigentlich göttliches Einwirken würde es noch wunderbarer sein, wenn Männer wie Moses und Amos den Menschen solches hätten vorführen können, wie wir es durch diese, durch die vielen anderen Propheten, ja durch das ganze Volk empfangen haben, das niemals vergessen hatte, daß einmal seine Hunderttausende am Sinai gestanden. Aber viel wichtiger als die Form der göttlichen Offenbarung ist selbstverständlich deren Inhalt. Schon früher als in der Schrift die Rede ist von Geboten, die den Menschen gegeben, ist ja gesagt worden, daß der Mensch im Ebenbilde Gottes erschaffen wurde, und das Bewußtsein davon legt die Verantwortung und Verpflichtung auf, durch Befolgung der göttlichen Gebote Gottes Namen auf Erden zu künden und zu heiligen. Innerhalb Israels heißt es dann, daß man nichts besseres ausüben kann, als gerade dies: durch reine und fromme Handlungen Gottes Namen den Mitmenschen gegenüber zu heiligen, und daß nichts so schlecht ist, als durch unlauteren und schlechten Wandel, den Menschen und besonders Nicht-Juden gegenüber, den Namen des Gottes zu entweihen, dessen Bild wir in uns tragen und der sich zur rechten Zeit den Menschenkindern zu erkennen gab.

Obschon nun die Offenbarung der Leitstern für den Israeliten ist, so sind wir weit davon entfernt anzunehmen, daß sich nichts gutes findet außerhalb Israel oder außerhalb des Gebietes, wo Israels Offenbarung direkt oder indirekt gewirkt hat. Ganz im Gegenteil. Nicht nur der Israelit und dessen geistige Sprößlinge sind es, die in Gottes Ebenbild erschaffen wurden, sondern die ganze Menschheit hat von Gott die hohen menschlichen Gaben erhalten; das Gute kann man bei allen Menschen finden, zu welcher Religion sie sich auch bekennen. Israel ist nicht auf solche Weise das aus-

erwählte Volk, daß nur der fromme Israelit Teil haben wird an der ewigen Seligkeit. Ebenso, wie von unseren Weisen schon Beispiele von der Frömmigkeit mancher Heiden erwähnt werden, so lehrt auch unsere alte Ueberlieferung, „daß die Frommen aller Völker der Erde Teil haben werden am Leben der zukünftigen Welt". Mit wie viel Befriedigung unsere Religion uns auch erfüllt, sie veranlaßt uns doch nicht, auf die Bekenner anderer Religionen herabzusehen oder sie zu beklagen, weil sie nach dem Tode vielleicht dafür leiden sollen, daß sie nicht das erreicht haben, was wir als die höchste Wahrheit betrachten. Es ist, wie ich betonen möchte, nicht in unseren Tagen, daß eine solche Anschauung vom Anteil aller Frommen am ewigen Leben zum Ausdruck gelangte, sondern von altersher war dies die beglückende Anschauung des Judentums.

Ich erwähnte früher, daß es seine Schwierigkeiten haben könnte, auf einzelne entscheidende Dogmen für Israel hinzuweisen. Umgekehrt sehen wir, daß Israels Lehre, wie sie in der Schrift offenbart und festgehalten und entwickelt durch die Ueberlieferung ist, das ganze Leben des Israeliten umspannt; das Weltliche und das Religiöse greift ununterbrochen in einander und läßt sich genau genommen gar nicht von einander trennen. Das ganz weltliche, die Arbeit um das tägliche Brot, wird für den Israeliten schon dadurch geheiligt, daß die Arbeitstage zum Sabbat führen, zu dem Ruhetage; und der die Woche krönende Tag ist uns nicht nur ein Andenken daran, daß die ganze Welt durch Gott erschaffen, sondern auch eiu Zeichen, daß er Israel zu seinem freien Diener erkor; er ist der Tag, der sowohl in höchstem Maße der Tag des Gebetes als auch der Lehre sein sollte, an dem wir wieder daran erinnert werden, daß die kommenden Tage uns zu segensreichen werden, indem unsere irdische Arbeit in Gerechtigkeit und Reinheit ausgeführt wird. So gering unsere Stellung im Leben auch sein mag, jeder irdische Genuß wird für den Israeliten geheiligt, indem wir es stets bekennen, daß uns in Wirklichkeit nichts gehört, Gott uns aber alle Genüsse der Welt gegeben hat, damit wir uns an der schönen Welt freuen können, die erfüllt ist von den wunderbaren Gaben Gottes, für die wir

ihm stets Dank schulden. „Derjenige, der die Gaben Gottes genießt, ohne ihm dafür zu danken, er ist wie ein Räuber, der sich fremdes Gut aneignet.“ Aber indem uns unsere Religion beständig daran erinnert, was Gott uns gibt, läßt sie uns die wahre Freude an dem Irdischen empfinden und gleichzeitig auch die Freude, daß wir dem Mitmenschen auch von dem mitteilen können, was Gott uns während unserer kurzen Wanderungszeit auf Erden anvertraut hat. Die Schrift gibt uns aber auch ihre Weisungen, wie wir uns von vielem enthalten sollen, was uns sonst als begehrenswert erscheinen könnte. Gerade weil alles Gott gehört, kann er uns solche Einschränkungen auferlegen; wir sollen lernen uns zu beherrschen, so daß nicht unser Herz und Auge uns führt, anstatt daß unsere Seele über unsere menschlichen Gelüste herrsche.

Und was ist nun der Hauptinhalt von Israels Lehre? Unsere alten Weisen antworten: Das Hauptgebot ist: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“; ein Lehrer hebt jedoch hervor, daß es gar nicht nötig wäre, ein solches Gesetz zu geben, wenn die Menschen nur mit Ueberlegung die Geschichte der Schöpfung lesen würden, aus der ja hervorgeht, daß alle Menschen Brüder sind, Könige und Bettler, Weiße und Gelbe, so daß Bruderliebe uns alle verbinden sollte. Hier muß ich aufs neue aufmerksam machen auf ein wunderbares Mißverständnis bei denen, die das Gesetz Mose gar nicht kennen; manche von diesen glauben, daß das Gebot, seinen Nächsten zu lieben, erst vom Christentum stamme, und doch geht ja schon aus dem Evangelium hervor, daß es schon zur Zeit Jesu genugsam bekannt war, daß die großen Gebote seien: Gott und seinen Nächsten zu lieben. Und damit der Jude nicht glaube, daß unter dem Nächsten nur der Glaubensbruder oder Landsmann zu verstehen sei, wird in den Büchern Moses das Gebot der Liebe mit besonderer Betonung „des Fremden“ wiederholt, und man darf sich nicht davon irre leiten lassen, daß Jesus dem Anschein nach sich nur als Sendbote für Israel betrachtet und darum auch nach seinem Tode seine zwölf Jünger über Israels zwölf Stämme setzen will. Israels Propheten und die großen Lehrer Israels betonen in vollständiger Uebereinstimmung, daß Gott

alle Menschen in seinem Ebenbilde erschaffen, daß sie alle demselben Gotte angehören. Selbst aus der Rede eines Moses an Israels gewaltsamen Unterdrücker, den Herrscher Aegyptens, in welcher er den Ewigen Israel seinen erstgeborenen Sohn nennen läßt, geht genügend hervor, daß auch Nicht-Israeliten Kinder Gottes sind, wenn auch die Offenbarung nicht in erster Linie ihnen vergönnt war.

In diesem Zusammenhang kann ich erwähnen, wie auch das Böse, das Israel erdulden mußte, zum Guten für es wurde. Als Israel jahrhundertelang in der Knechtschaft in Aegypten leiden mußte, da lernte es auch für immer die Freiheit zu lieben, so daß es auch den Legionen Roms nicht glückte, seinen Nacken zu beugen. Aber die Schrift lehrt uns auch, indem sie uns an das Elend in Aegypten erinnert, daß Israel, wo es Macht besitzt, niemals seinen Einfluß gegen die Schwachen mißbrauchen soll. Israel darf nicht den Fremden unterdrücken, „denn du kennst die Seele des Fremden, du bist ja selbst fremd gewesen in Aegypten“. Die Erinnerung an das, was Israel gelitten, wird nun ein neuer Ausgangspunkt für Güte und Menschenliebe. Und selbst den Aegyptern gegenüber heißt es, daß der Israelit trotz all der in Aegypten ausgestandenen Leiden nicht verabscheuen möge die Bewohner jenes Landes, „denn du bist ja ein Fremder gewesen in seinem Lande“.

Die Lehre Gottes, seine Wegweisung und seine Gebote sind uns also gegeben worden, seine Liebe offenbart sich uns, so daß wir ihn lieben müssen „aus ganzer Seele, aus ganzem Herzen, mit ganzem Vermögen“. Und doch halten wir nicht immer die Hand fest, die Gott uns reicht. Der Mensch hat einen freien Willen, wie die Schrift es uns ausdrücklich lehrt, so daß er statt des Guten das Böse wählen kann, oder das, was im gegebenen Falle zum Bösen werden kann. Der Mensch hat also die Möglichkeit zu sündigen, aber, wie schon erwähnt, glauben wir nicht, daß er durch die Sünde für immer verloren ist. Unsere höchsten Festtage bringen es uns ja gerade in Erinnerung, daß wir Buße tun können und sollen und dann Versöhnung mit Gott finden können. Wir glauben nicht, daß der Mensch durch seinen Glauben Erlösung findet oder umgekehrt für ewig verdammt wird, weil sein

[illegible]

Der Abfall von Gott führt jedoch auch Heimsuchung mit Strafe nach sich, und manche Strafe ist ja auch derartig, daß die Strafe [illegible], [illegible] wir uns von Gott [illegible] haben. Die notwendigen Heimsuchungen werden daher auch in Liebe entgegengenommen, sie dienen nicht dazu, uns gegen Gott [illegible] zu machen, sondern sie helfen uns als [illegible] uns zu Gott zurückzuführen. Und ebenso die Heimsuchungen, die vor der Erlösung kommen und uns daran erinnern sollen, daß wir geirrt haben. Als Israel in seinem eigenen Lande dem Götzendienste verfallen war, da mußte es unter großen Prüfungen zu Gott zurückzufinden lernen. Die schweren Strafen erschütterten nicht den Glauben Israels an die Wahrheiten, die die Propheten es gelehrt, sondern beugten seinen Willen unter Gottes Willen, nachdem sie in den Tagen des Glückes nicht in seinen Wegen wandeln wollten. Wir sollen überdies gar nicht des Lohnes wegen oder aus Furcht vor der Strafe das Gute zu tun suchen und das Böse meiden. Es gibt wohl einen Lohn und eine Strafe, teils hier, teils jenseits, teils in unserem eigenen Gewissen, oder zum Teile in dem was von außen an uns herantritt, aber wir sollen nicht sein wie „Diener, die ihrem Herrn um des Lohnes willen dienen". Wir sollen jedoch das Gute tun und das Böse scheuen aus reiner Liebe zu Gott.

Die Lebensanschauung Israels ist in hohem Grade optimistisch. „Alles was der Allbarmherzige tut, ist zum Guten." Es gibt ja keinen Teufel, kein an und für sich böses Wesen, so daß auch das Unglück und die Heimsuchungen, deren Ursache wir nicht erfassen, auch nicht das an und für sich Böse sein können, sondern in sich auch einen nützlichen Zweck haben müssen, selbst wenn wir ihn im Augenblick nicht fassen können. Und die Freude und Befriedigung, die überall heimisch ist, wo eine wahrhaft jüdische Lebensweise geführt wird, zeugt

schon davon, daß wir nicht nur im Gebete, sondern auch im Herzen Gott unseren Vater nennen.

Lassen Sie mich ein Beispiel dafür anführen, wie auch die großen Heimsuchungen für uns zum Guten waren. Das jüdische Familienleben ist oft gelobt worden, selbst von denjenigen, die sonst nur weniges oder gar nichts Gutes beim Judentum kannten. Wohl verdankten wir dieses altjüdische Familienleben in erster Reihe der Heilighaltung der Ehe in der heiligen Schrift, dem Gebote von der Ehrfurcht vor Vater und Mutter, den Ermahnungen der Ueberlieferung, die Familienglieder mit Liebe zu umfassen. Aber es ist auch sicherlich teilweise der Lieblosigkeit unserer Mitmenschen zuzuschreiben. Als die Juden ins Ghetto eingesperrt und die Familien zusammengepreßt wurden, da mußte es tief in ihr Bewußtsein eindringen, daß sie Alle zusammengehören, wie sie Alle kein Teil hatten an den Freuden der Welt außerhalb der vier Wände ihres Heims. — Und im Bewußtsein dessen, daß Gott uns seine Gebote gegeben hat, als das herrlichste höchste Geschenk, hat der Jude auch nicht geklagt über die großen Opfer, welche ihm die Bekenntnis des einzigen Gottes und die Erfüllung seiner Gebote so oft auferlegt hat. Selbst in unseren Tagen ist es ja nicht nur in Ländern wie Rußland und Rumänien, daß der Jude, weil er Jude ist, ununterbrochen Hohn und Zurücksetzung erdulden muß; auch in Kulturländern wie Deutschland wird noch heutzutage eine Prämie auf den Abfall des Israeliten vom Glauben seiner Väter gesetzt. Und auch in einem wahren Freiheitsstaate, wie in unserem Vaterlande, muß der Israelit ja oftmals Opfer bringen, um die göttlichen Gebote, wie z. B. die Aufrechterhaltung des Sabbaths, erfüllen zu können. Doch können wir Israeliten mit gerechtem Stolz auf unsere Vorfahren blicken, die imstande waren, die größten Opfer zu bringen, wenn es galt, ihre Zugehörigkeit zu dem einig-einzigen Gott zu bekennen; wir brauchen nur an die vielen Tausende zu denken, die den Märtyrertod erlitten, weil sie nicht ihren Gott verleugnen wollten und an die vielen, weit zahlreicheren Tausende, die gelebt und auch heute in unseren Tagen leben als Märtyrer ihrer Ueberzeugung, denen eine einzige Lüge freien Zutritt zu Würden und Ehren erteilt

hätte, Eltern und Kindern das Leben erhalten haben würde. Eigentümlich ist es wohl, daß die Juden des Materialismus beschuldigt worden sind, wo doch niemand wie Israel es gezeigt hat, daß man nicht nur sterben sondern selbst in Unterdrückung und Verachtung für die Idee auch leben, für das reine Ideal alles in Würde ertragen kann.

Und es ist nicht Hochmut und Trotz, wenn Israel, umgeben von anderen Völkern und Religionen, seiner Religion treu geblieben ist, sondern weil keine andere Religion in unseren Augen so erhaben ist, wie das Judentum. Alle bekennen, daß Gott sich einst uns zu erkennen gab, niemand konnte sich davon überzeugen, daß er das, was er damals zu uns sprach, später zurückgenommen habe; niemand konnte uns sagen, daß es wirklich besser sei, durch einen Vermittler, Heilige und dergleichen sich Gott zu nähern, statt zu ihm zu beten, wie Israel es tut; niemand konnte es uns als etwas Neues lehren, daß es gut sei, seinen Nächsten zu lieben, denn Gott hat uns dies zu einer Zeit gesagt, als die, die später Israels Lehrmeister werden wollten, vielleicht als Volk noch gar nicht existiert hatten. Und Israel, das die Menschheit gelehrt hat, an den einzigen Gott zu glauben, konnte nicht befriedigt werden von der Lehre, daß der einzige Gott in Wirklichkeit eine Dreieinigkeit sei, oder, daß der gerechte Gott in dem Maße seine Langmut und Barmherzigkeit sollte vergessen können, wie unsere Umgebung es uns gar oft verkünden wollte.

Wie viele Blätter auch vom Baume Israels gefallen sind, wie viel junge Sprossen auch verloren gegangen, alle Bekehrungsversuche im Guten oder im Bösen haben im Großen und Ganzen doch Schiffbruch leiden müssen.

Während andere Religionen die Hoffnung hegen, daß einmal alle Völker der Erde sich zu dem Glauben bekehren würden, den jene als den alleinseligmachenden betrachten, hofft das Judentum nicht darauf, daß alle Menschen einst dazu kommen sollten, dem Judentum anzugehören.

Ebenso wie wir glauben, daß alle Menschen Gottes Kinder sind, glauben wir auch, daß, wie die Propheten uns geweissagt haben, eine Zeit kommen wird, da alle sich bekennen werden zu dem einig-einzigen Gotte und als seine Kinder in gegen-

seitiger Liebe sich umfassen werden. Das Christentum und der Muhamedanismus haben unserer Anschauung nach die große Mission hier in der Welt zu erfüllen, die Menschen der messianischen Zeit entgegenzuführen, jener Zeit, in der es geschehen soll, wie die Propheten Jesaia und Micha in wunderbarer Uebereinstimmung verkündet haben, daß das Haus Gottes an der Spitze der Berge gegründet stehen wird, da die Menschen sich gegenseitig auffordern werden, zum Hause des Gottes Israels zu ziehen, damit er allen seine Pfade lehre, sodaß man Schwerter zu Lanzen und Dolche zu Winzermessern schmieden wird und man nicht mehr lernen wird Krieg zu führen. Das Haus Jakob soll, wie der Prophet weiterhin sagt, stets wandeln im Lichte des Herrn, es lasse sich nicht fortlocken von den Wegen, die der Ewige diese eine Gemeinschaft führt, es soll nicht glauben, durch das Aufgeben seiner Eigenart den Frieden erkaufen zu können, der dermaleinst für alle Völker und für alle Religionen gewonnen werden soll.

Immanuel Kant in seinen Beziehungen zum Judentum.

Von

Adolph Kohut.

Immanuel Kant, der unsterbliche Weltweise, der durch sein kritisches Genie eine neue Welt der Philosophie auf sicherer Grundlage errichtete und dem menschlichen Denken und Fortschritt ganz neue Wege ebnete, übte bekanntlich auf seine Zeitgenossen durch seine Persönlichkeit, noch mehr aber durch seine alles zermalmende Lehre einen überaus nachhaltigen Eindruck aus. Es ist selbstverständlich, daß auch die jüdischen Denker, Forscher und Gelehrten von dem scharfsinnigen und zergliedernden System des Weisen von Königsberg mächtig angeregt wurden, denn die Art und Weise der Beweisführung, die dialektische Schlagfertigkeit und die rücksichtslose Wahrheitsliebe desselben hatten für die jüdischen Denker, die in der Schule des Talmud zum selbständigen Forschen und zur klaren logischen Beweisführung erzogen wurden, etwas ungemein Anheimelndes und Sympathisches. So sehen wir denn, daß dieser größte Revolutionär auf dem Gebiete der neueren Philosophie, auf die ringenden, strebenden und espritvollen Geister des jüdischen Stammes mächtig einwirkte, daß zu seinen Füßen zahlreiche Denker aus dem Hause Israel saßen, die dann die Verkünder der Lehre ihres Herrn und Meisters wurden, daß zahlreiche jüdische Freunde des

Königsberger Weltweisen in Wort und Schrift ihm ihre Verehrung bekundeten, daß aber auch hervorragende jüdische Geistesgrößen ihn heftig befehdeten und bemüht waren, auf die Lücken und Schwächen seines Systems eindringlich hinzuweisen.

Am 12. Februar d. J. wurde der Säkulartag Immanuel Kants von der ganzen gebildeten Welt pietätvoll gefeiert, und gewiß wird es die Leser dieses Jahrbuchs interessieren, auch die Beziehungen des großen Mannes zu den Juden im allgemeinen und zu einigen hervorragenden Vertretern desselben insbesondere näher kennen zu lernen.

Reden wir zuerst von den eigentlichen Schülern des Meisters. Unter diesen nimmt der bekannte fürstlich Waldecksche Leibarzt, Hofrat und Professor Dr. Markus Herz, der gefeierte Gatte der nicht minder gefeierten schönen Henriette Herz, der Begründerin des ersten Berliner Salons, einen der vordersten Plätze ein. Immanuel Kant war diesem seinem Schüler stets in innigster Liebe zugetan, da er sich durch Scharfsinn auszeichnete und die Theorien des grundlegenden Denkers schon zu einer Zeit begriff, als dieselben für die meisten gebildeten Kreise noch wie ein Buch mit sieben Siegeln verschlossen waren. Als Kant, den Statuten der Universität gemäß, vor Antritt seiner Professur der Logik und Metaphysik an der Hochschule zu Königsberg eine lateinisch geschriebene Dissertation: „Ueber Form und Prinzipien der sinnlichen intelligiblen Welt“ öffentlich verteidigen mußte, war sein Respondent sein Schüler Markus Herz — der beste Beweis dafür, daß der Königsberger Professor diesen seinen Jünger für würdig erachtete, um mit ihm über Ansichten zu disputieren, die bereits die Grundzüge der kritischen Philosophie Kants in nuce enthielten, welche er freilich erst mehr als ein Jahrzehnt später in der „Kritik der reinen Vernunft“ der Welt vor Augen führte. Als Herz bald darauf nach Berlin übersiedelte, um sich dort als Arzt dauernd niederzulassen, hielt er außerordentlich besuchte Vorlesungen über die Kantische Philosophie, welche in den wissenschaftlichen und literarischen Kreisen der Metropole sehr großen Anklang fanden.

Die beiden blieben seitdem in regem Briefwechsel, und die zahlreichen Zuschriften, welche Kant seinem Schüler und

Freunde sandte, beweisen, daß der Denker, der sonst ein ziemlich nachlässiger Briefschreiber war, den geistvollen Berliner Arzt in sein Herz geschlossen hatte, wie denn auch dieser stets in den Ausdrücken wärmster Verehrung, innigster Anerkennung von seinem „ewig unvergeßlichen Lehrer" spricht.

Da dieser Briefwechsel auch an und für sich von hohem Wert ist, da darin zahlreiche bedeutsame Fragen der Philosophie angeschnitten werden, und die Persönlichkeiten der beiden Männer in vielfacher Beziehung in neuer Beleuchtung erscheinen, wollen wir darauf hier näher eingehen.

Am 7. Juni 1771 sandte Kant an Herz einen Brief, der einen Umfang von mehreren Druckbogen hatte. Der Königsberger Philosoph legte darin in großen Zügen die Theorien seines Systems dar und zwar so lichtvoll und eindringlich, daß wir eine solche Frische und Fülle der Gedanken nur noch in den besten Werken Kants wiederfinden. Den Grund zu seinen ausführlichen Erörterungen und Auseinandersetzungen gibt Kant selbst an, indem er in der Einleitung zu seiner in brieflicher Form verfaßten Abhandlung sagt:

„Nach Ihrer Abreise von Königsberg sah ich in den Zwischenzeiten der Geschäfte und der Erholung, die ich so nötig habe, den Plan der Betrachtung, über die wir disputiert hatten, noch einmal an, um ihn an die gesamte Philosophie und übrige Erkenntnis zu passen, und dessen Ausdehnung und Schranken zu begreifen. In der Unterscheidung des Sinnlichen vom Intellektuellen in der Moral und den daraus entspringenden Grundsätzen hatte ich es schon vorher ziemlich weit gebracht. Die Prinzipien des Gefühls, des Geschmacks und der Beurteilungskraft mit ihren Wirkungen, dem Angenehmen, Schönen und Guten, hatte ich auch schon vorlängst zu meiner ziemlichen Befriedigung entworfen, und nun machte ich mir den Plan zu einem Werke, welches etwa den Titel haben könnte: „Die Grenzen der Sinnlichkeit und der Vernunft" . . . . In einer Gemütsbeschäftigung von so zärtlicher Art ist nichts hinderlicher als sich mit Nachdenken, das außer diesem Felde liegt, stark zu beschäftigen. Das Gemüt muß in den ruhigen oder auch glücklichen Augenblicken jederzeit und ununterbrochen zu einer zufälligen Bemerkung, die sich darbieten möchte, offen und zwar nicht immer angestrengt sein. Die Aufmunterungen und Zerstreuungen müssen die Kräfte desselben in der Geschmeidigkeit und Beweglichkeit erhalten, wodurch man in Stand

gesetzt wird, den Gegenstand immer von anderen Seiten zu erblicken und seinen Gesichtskreis von einer mikroskopischen Betrachtung zu einer allgemeinen Ansicht zu erweitern, damit man alle erdenklichen Standpunkte nehmen, die wechselweise, einer aus optischem Urteil eines anderen, verifizieren. Keine andere Ursache als diese, mein werter Freund, ist es gewesen, die meine Antwort auf Ihre mir so werten Briefe zurückgehalten hat. Denn eine Lehre zu schreiben, schien von Ihnen nicht verlangt zu werden.“

Der Weltweise wird nicht müde, seinen Freund zu bitten, mit ihm Nachsicht zu haben, wenn er als Briefschreiber nachlässig sein sollte und ja nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

„Entsagen Sie,“ ruft er ihm bittend zu, „in Ansehung meiner den Rechten der Wiedervergeltung, mich Ihrer Zuschriften darum entbehren zu lassen, weil Sie mich so nachlässig zu antworten finden. Ich mache auf Ihre immerwährende Neigung und Freundschaft gegen mich ebenso Rechnung, wie Sie sich der meinigen jederzeit versichert halten können. Wollen Sie auch mit kurzen Antworten zufrieden sein, so sollen Sie dieselben künftig nicht vermissen. Zwischen uns muß die Versicherung eines redlichen Anteils, den Einer an dem Anderen nimmt, die Stelle der Formalitäten ersetzen. Zum Zeichen Ihrer aufrichtigen Versöhnung erwarte ich nächstens Ihr mir sehr angenehmes Schreiben. Füllen Sie es ja mit Nachrichten an, woran Sie, der Sie sich im Sitze der Wissenschaften befinden, keinen Mangel haben werden, und vergeben Sie die Freiheit, womit ich darum ersuche.“

Immanuel Kant gab wiederholt seiner Freude darüber Ausdruck, daß Markus Herz in Wort und Schrift bestrebt war, in seinen Kreisen die Kantische Lehre volkstümlich zu machen. Mit lebhaftem Interesse verfolgte er die literarische Tätigkeit desselben und er geizte nicht mit Lob, wenn er das eine oder das andere an ihm zu loben hatte.

Auch in seiner Eigenschaft als vielbeschäftigter, viel gesuchter und erfolgreicher Arzt wird Markus Herz von dem wiederholt kränkelnden und namentlich an Verdauungsstörungen leidenden Philosophen in Anspruch genommen, indem dieser sich an jenem wendet, daß er ihm wirksame Arzneien für seine vielen Uebel zusende. Besonders geschieht dies in einem Brief Kants vom 12. August 1777, worin er klagt, daß sein

Arzt und guter Freund, Dr. Trummer, nicht imstande sei, seine Leiden zu heben. Wörtlich heißt es nun in diesem Briefe:

„Ich finde in Monros Buche von der Wassersucht eine Einteilung der Purgiermittel, welche ganz genau meiner Idee korrespondiert. Er unterscheidet sie nämlich in hydragogische (wasserabführende) und eccoprotische (kotabführende); bemerkt richtig: Daß die ersteren schwächen und zählt darunter die resinan Jalappae als das stärkste, Senesblätter aber und Rhabarber als schwächere, beide aber als hydragogische Purgiermittel. Dagegen sind seiner Angabe nach Weinstein-Kristallen und Tamarinden eccoprotische, mithin meinem Bedürfnis angemessen. Herr Mendelssohn sagt: Daß er von diesem letzteren selbst nützlichen Gebrauch gemacht habe und daß es die Pulpa der Tamarinde sei, welche darin gegeben werde. Nun besteht mein ergebenstes Ansuchen darin: mir aus diesen zuletzt erwähnten Mitteln ein Recipe zu verschreiben, wovon ich dann und wann Gebrauch machen könne. Die Dosis darf bei mir nur gering sein, weil ich gemeiniglich von einer kleineren, als der Arzt mir verschrieben, mehr Wirkung verspürte, als mir lieb war; doch bitte ich es so einzurichten, daß ich nach Befinden etwas mehr oder weniger davon einnehmen könne."

Für die Gebresten seiner Freunde, wie z. B. anläßlich der Erkrankung des ihm sehr nahestehenden Kriegsrats Heilsberg in Königsberg, erbittet Kant gleichfalls den ärztlichen Rat von Markus Herz, und es ist amüsant zu lesen, daß der keine Vorurteile kennende Philosoph in diesem Falle die Vermittelung von Herz bei einem „Berlinischen Kuhdoktor" Kunath erbittet, weil Herz in einer seiner Schriften auf die glückliche Kur des Genannten bei Flechtenkrankheiten hingewiesen habe.

„Haben Sie also die Güte, teuerster Freund," heißt es wörtlich, „wenn Sie die Herablassung nicht für zu tief halten, allenfalls durch einen dritten, von jenem Kuhdoktor, wenn ihm vorher die Beschaffenheit der Flechten beschrieben worden, eine hinlängliche Dosis von seiner Seife oder Waschwasser zusammen-samt, der Vorschrift des Gebrauchs, abzukaufen. Sie selbst aber belieben, die übrigen Vorschriften, die Sie etwa nötig finden möchten, hinzuzutun, denn unsere hiesigen Aerzte haben ihm bisher so wenig, als er sich selbst durch den ausgepreßten Saft des Chelidorii helfen können. Die dafür ausgelegten, ingleichen

die für Ihre Rechnung gebührenden Kosten sollen auf das prompteste durch den Kaufmann Herrn Salzmann in Berlin bezahlt werden, als worauf, daß es geschehe, ich selbst sehen werde. Die Beschleunigung dieser Ihrer Mühwaltungen und Absendung des Arzneimittels mit der ersten fahrenden Post, allenfalls direkt an Herrn Kriegsrat Heilsberg, sobald als es möglich ist, werden Sie so gütig sein, zu bewirken; ich möchte meinem so lange geplagten Freunde gerne bald geholfen wissen. Unveränderlich bin ich mit Herzensgesinnung und Hochachtung Ihr ergebenster alter Freund und Diener J. Kant."

Alle Briefe des Schülers an den innig verehrten Meister sind in Ausdrücken voll Begeisterung und überschwenglicher Verehrung, aber auch voll Dankbarkeit für ihn abgefaßt. Gleich im Anfang seiner Berliner Wirksamkeit beeilt sich Markus Herz, dem Philosophen den Ausdruck seiner tiefen Bewunderung zu Füßen legen. So heißt es in einem seiner Briefe aus jener Zeit:

„Der bloße Gedanke an Sie setzt meine Seele in eine ehrfurchtsvolle Erstaunung, und mit vieler Mühe nur bin ich alsdaun fähig, mein zerstreutes Bewußtsein wieder zu sammeln und meine Gedanken fortzusetzen. Sie allein sind es, dem ich meine glückliche Veränderung des Zustandes zu danken habe, dem ich ganz mein Selbst schuldig bin; ohne Ihnen würde ich noch jetzo gleich so vielen meiner Gebrüder gefesselt am Wagen der Vorurteile ein Leben führen, das einem jeden viehischen Leben nachzusetzen ist; ich würde eine Seele ohne Früchte haben, einen Verstand ohne Tätigkeit, kurz ohne Ihnen wäre ich dies, was ich vor vier Jahren war, das ist, ich wäre nichts." Und ein andermal, fünfzehn Jahre später: „Ha, das waren Zeiten, da ich so ganz in der lieben ruhigen Philosophie und ihrem Kant lebte und webte, da ich mit jedem Tage mich vollkommener und gebildeter als den Tag vorher fühlte, da ohne Nahrungsgewerbe, frei von Sorgen, es werde mir meines Lehrers Beifall und Aufmunterung gewährt, mein einziger Morgen- und Abendwunsch war, und der mir so oft gewährt wurde!"

Wie gering Markus Herz sein eigenes Talent einschätzte, wenn er das unvergleichliche Genie seines Lehrers damit verglich, das erkennt man am besten aus einem in der handschriftlichen Sammlung der Briefe an Kant auf der Königl. Bibliothek zu Königsberg befindlichen Schreiben des Schülers

vom 25. Dezember 1797, dessen charakteristischen Wortlaut wir hier folgen lassen:

„Verehrungswürdiger Lehrer!

Der große, allen bekannte Merckel verlangt dem großen alles kennenden Kant durch mich, den so wenig bekannten und so wenig kennenden Herz, empfohlen zu sein, und ich würde mit der Befriedigung dieses überflüssigen Verlangens großen Anstand genommen haben, wenn sie nicht zugleich eine so gewünschte Veranlassung wäre, meinen Namen wieder einmal in dem Andenken meines unvergeßlichen Lehrers und Freundes aufzufrischen, und ihm wieder einmal zu sagen, welche Seligkeit die Erinnerung an die ersten Jahre meiner Bildung unter seiner Leitung noch immer über mein ganzes Wesen verbreitet, und wie brennend mein Wunsch ist, Sie in diesem Leben noch einmal an mein Herz zu drücken! Warum bin ich nicht ein großer Geburtshelfer, Staarstecher oder Krebsheiler, der einmal über Königsberg zu einem vornehmen Russen gerufen wird? — Ach, ich habe leider nichts in der Welt gelernt! Die wenige Geschicklichkeit, die ich besitze, ist auf jedem Dorfe in Kamtschatka zehnfach zu haben, und darum muß ich in dem Berlin versauern und auf das Glück, Sie, ehe einer von uns die Erde verläßt, noch zu sehen, auf immer resignieren!

Um so stärkender ist mir dafür jede kleine Nachricht von Ihnen aus dem Munde eines Reisenden, jeder Gruß, den ich aus den Briefen eines Freundes von Ihnen erhalte. Laben Sie mich doch öfter mit diesen Erquickungen und erhalten mir noch lange Ihre Gesundheit und Freundschaft

Ihr ergebenster

Markus Herz."

Der also Gefeierte verwahrte sich freilich oft gegen den in seinen Augen übertriebenen Freundschafts-Kultus seines Zöglings. Zugleich spricht sich in diesen abwehrenden Briefen Kants seine ganze, in ihrer Art einzig dastehende Bescheidenheit aus. So schreibt er einmal als Antwort auf die ihm von Herz zugesandte Schrift: „Von der Verschiedenheit des Geschmacks" unter anderem: „Eine Stelle in derselben liegt mir im Sinn, über die ich Ihrer parteilichen Freundschaft gegen mich einen Vorwurf machen muß. Der mir in Parallelen mit Lessing erteilte Lobspruch beunruhigt mich; denn in der Tat, ich besitze noch keinen Verdienst, was desselben würdig wäre. Es ist, als ob ich den Spötter zur Seite sehe, mir solche

Ansprüche beizumessen und daraus Gelegenheit zum boshaften Tadel zu ziehen."

Das innige Freundschaftsverhältnis, welches zwischen dem Meister und Jünger so viele Jahrzehnte hindurch bestand, legt nicht allein von den hohen Gaben des Geistes, sondern auch von denen des Gemüts, die beiden eigen waren, ein schönes und rührendes Zeugnis ab.

Einer der eifrigsten und überzeugtesten Kantianer, der sich zugleich große Verdienste um die Popularisierung der Kantischen Philosophie erworben hat, war der geistreiche Philosoph und Mathematiker Lazarus Bendavid, geboren 18. Oktober 1762 in Berlin und gestorben daselbst 1832. Aus Begeisterung für das System und die Lehren des von ihm schwärmerisch verehrten Meisters siedelte er nach Wien über, um dort Jünger für dieselben zu werben. Seine Vorlesungen, von Hunderten von Zuhörern aus allen Kreisen und Ständen besucht, fanden außerordentlichen Anklang und zündeten so gewaltig, daß die reaktionäre Regierung sich vor dem Geist der Aufklärung, der sich in den beredten Ausführungen von Bendavid bekundete, fürchtete und deshalb die Vorlesungen verbot, sodaß es Bendavid für geraten hielt, den Wiener Staub von seinen Füßen zu schütteln und 1797 wieder nach Berlin zurückkehrte. Dieser Kantianer war übrigens der erste, dem in Wien von dem damaligen Polizeipräsidenten, Grafen v. Saurau die bis dahin noch nie einem Ausländer erteilte Erlaubnis gegeben wurde, öffentliche Vorlesungen halten zu dürfen. In der Selbstbiographie, die Lazarus Bendavid in den „Bildnissen jetzt lebender Berliner Gelehrten" (Berlin 1806) veröffentlicht, führt er das polizeiliche Verbot seiner Vorträge über die „Kritik der reinen Vernunft" allerdings auf die Ränke seiner Feinde zurück, indem er u. a. (Seite 64 ff) sagt: „Ich hatte ein bedeutendes Auditorium; aber eben das erregte den Neid gewisser Menschen, deren Machinationen, wie geheim sie auch solche angelegt zu haben glaubten, mir doch bekannt waren. Unter dem Vorwande, die kritische Philosophie wäre schädlich, wurde es mir verboten, meine Vorlesungen öffentlich zu halten. Soweit konnten es aber diese Menschen, wie sie es gern wollten, nicht bringen, daß mir auch der Privatunterricht und der

Verkauf meines Buches untersagt wären; beides hatte vielmehr seinen ungehinderten Fortgang nach wie vor."

Bereits im Jahre 1795 hatte Lazarus Bendavid sein berühmt gewordenes Buch: „Vorlesung über die Kritik der reinen Vernunft" (Wien 1795, gedruckt und verlegt bei A. A. Patzowsky. Die zweite Auflage desselben erschien Berlin 1802) veröffentlicht. Ueber die Gesichtspunkte, welche ihn bei der Abfassung dieses Werkes leiteten, spricht er sich in der Vorrede zu demselben in der folgenden, in vielfacher Hinsicht interessanten Weise aus: „In großen Gesellschaften, sagte meine Tante, putze, Neffe, nie Licht. Der glücklichste Erfolg bringt keine Ehre, das Mißlingen macht dich lächerlich. Fast sollte man glauben, daß der Geist meiner Tante mich bei dieser Arbeit verlassen habe. Allein, außer daß ich selbst im Finstern saß und mein Werk für mich bei meinen Vorlesungen nötig hatte, glaubte ich, es lohne der Gefahr, lächerlich zu werden, bei Geschäften, die etwas mehr auf sich haben, als Licht putzen. Es gibt noch immer Liebhaber der Philosophie, die von den Kantischen neuentdeckten Wahrheiten unterrichtet sein möchten und denen die Arbeiten meiner Vorgänger bald zu abstrakt, bald zu kurz und bald dadurch zu lang scheinen, daß sie mehr enthalten als Kant selbst gelehrt hat. Kant also, und nur ihn, in möglichem Zusammenhange, möglicher Kürze und möglicher Popularität vorgetragen, zu studieren ist ihr Wunsch und ihrem Wunsche Genüge zu leisten der meine . . . Allen Lesern, die die kritische Philosophie aus meiner Arbeit kennen lernen wollen, habe ich genug, vielleicht schon zu viel gesagt, denn ihnen die Verdienste dieser Philosophie anzurühmen sieht so marktschreierisch aus, daß es den Wert der Sache, die sich selbst so sehr empfiehlt, in meinen Augen herabsetzen hieße: ich als Leser werde durch dergleichen Weihrauch stets abgeraucht."

Diesem lichtvollen Kommentar zur „Kritik der reinen Vernunft" ließ Bendavid ein Jahr später „Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft" (Wien 1796) und „Vorlesungen über die Kritik der Urteilskraft" (daselbst 1797) folgen, die beide sich gleichfalls großer Verbreitung erfreuten und noch jetzt als scharfsinnige und

lehrreiche Erklärungen der Kantischen Philosophie in gewissem Ansehen stehen.

Ueber seine Stellung zu dem System des Meisters spricht er sich im Vorwort zu dem letztgenannten Werk dahin aus: „Die Reichhaltigkeit in Nebenbetrachtungen, welche Kant in die Schrift zu legen wußte, deren Auszug ich hier liefere, und das Wohlgefallen, das ich stets an Arbeiten fand, die so tief wie diese in die Seele des fühlenden Menschen greifen, machte, daß ich mich der Bearbeitung der „Kritik der Urteilskraft“ wirklich, wie man sagt, con amore unterzog. Dies dient nun freilich meiner Arbeit zu keiner Empfehlung. Denn außer, daß man gegen Kinder der Liebe minder streng zu verfahren und den Willen, ihnen die höchste uns mögliche Vollendung zu geben, nicht selten für die Tat zu halten pflegt, war es mir unmöglich, die ganze Gedankenfülle des Urwerkes nach meiner Art verständlich in meiner Bearbeitung zu übertragen, wofern ich es nicht darauf anlegen wollte, daß Kants Werk dem Umfange nach nur ein Auszug aus dem meinigen scheinen sollte. Resultate mancher Theorien werden mit wenigen Worten in einem Beispiel zusammengedrängt, und worüber die Mairaner und die Priestley, die Winkelmanne und die Lessinge Bücher schreiben, steht in Kants Werk auf einer Oktavseite.“

Um nur ein Pröbchen der ebenso philosophischen wie zugleich auf monotheistischer Grundlage fußenden Anschauungs- und Darstellungsweise von Lazarus Bendavid, der keinen Augenblick sein Judentum verleugnete, zu geben, will ich hier nur aus seinem Vortrag: „Ueber den Zweck der christlichen Philosophie“ („Vorlesungen über die Kritik der Urteilskraft“, Seite 28 ff) einen Passus mitteilen, also lautend: „Immanuel Kant untersuchte 15 Jahre den Grund aller bisherigen Systeme und fand, daß es dem Menschen nicht vergönnt sei, das Dasein des kleinsten Wurmes durch bloße Schlüsse zu bewirken, nur dann erst, wenn eigene Erfahrung oder die Geschichte ihn über das Dasein einer Sache belehrt, kann er deren Eigenschaft durch Schlüsse entdecken, nur dann wissen, daß es da sei. Aber diese Untersuchung bedurfte einer Prüfung der Vernunft selbst; es müßte den Anmaßungen der Vernunft selbst ihre Grenze gezogen werden,

wenn sie den Menschen nicht abermals in jene Irrgänge unwillkürlich mit sich fortreißen, wenn der grillenhafte Idealist, der gefährliche Skeptizist und der kühne Dogmatist gutwillig einräumen sollen, daß sie gefehlt haben. Darauf lehrt nun dieser Weltweise, daß, wenn Gott uns nicht die Gnade erzeigt hätte, sein Dasein uns zu offenbaren, wir es nie durch Schlüsse unserer schwachen Vernunft bis zur völligen Gewißheit herausbringen könnten; lehrt, daß wir durch die von dem ewigen Wesen uns verliehene Vernunft den Allschöpfer als den heiligen Gesetzgeber der Moralität betrachten müssen; lehrt, daß die Tugend des Menschen sich nicht auf Furcht vor Strafe oder Hoffnung zur Belohnung, sondern auf den Gedanken gründen müsse, daß er dadurch in den Augen des Allwissenden der Glückseligkeit würdig werde; lehrt, daß diese Glückseligkeit nur durch eine ewige Fortdauer des Menschen erreicht werden könne; und endlich, daß selbst das Gefühl des Erhabenen nur dann uns mit Wohlgefallen erfüllen könne, wenn der Gedanke an Gott und Unsterblichkeit dies Gefühl belebt. Wie heilsam für Religion und Staat sind diese Lehren, wie wohltätig für den Denker!"

Der Kantischen Philosophie unverbrüchlich treu, wandte er sich später von Kants Nachfolgern ab, weil er mit ihnen nicht in allen Punkten übereinstimmte, und pflegte hauptsächlich hebräisch-archäologische Forschungen. 1802 wurde ihm die Auszeichnung zuteil, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften seine philosophische Schrift: „Ueber den Ursprung unserer Erkenntnis" mit einem Preise krönte. Ein echter und rechter Kantianer war er wie kaum ein Zweiter, was er auch durch eine Vignette symbolisch ausdrückte, die sich unter dem Bildnis des Verfassers in den gesammelten Werken vorfindet. Wir erblicken dort den Baum der Erkenntnis mit der Schlange umwunden in einer Ebene stehend; der Forscher hält mit dem Graben nach der Wurzel und dem Ursprung dieses Wunderbaumes eine zeitlang inne, um, nachdenkend, über den Ursprung der menschlichen Erkenntnis nachzuspüren und sucht, da er ihn gefunden zu haben glaubt, durch Hinweis auf das Herz, darauf hinzudeuten, daß alle Erkenntnis nur durch die Anwendung auf Moral und Besserung des Herzens ihren Wert bekomme.

Einer der originellsten, eigenartigsten und zugleich scharfsinnigsten Philosophen aus der Schule Kants war der gerade vor 150 Jahren auf dem fürstlich Radziwillschen Gute Nieszwiesz oder in Littauen geborene und in Nieder-Siegersdorf bei Freistadt in Schlesien im Jahre 1800 auf dem Gute seines Gönners des Grafen Kalkreuth gestorbene Salomon Maimon. Während jedoch Lazarus Bendavid, soviel wir wissen, mit Kant nie in eine briefliche oder persönliche Beziehung trat, war der polnisch-jüdische Denker Salomon Maimon wiederholt bemüht, mit dem Königsberger Weisen persönlich Fühlung zu nehmen. Er hat eine hochinteressante „Lebensgeschichte"*) verfaßt und darin erzählt er über die ersten Schritte seiner Annäherung an Kant u. a. das Folgende: „Mendelssohn, als ich nach Berlin kam, lebte nicht mehr und meine ehemaligen Freunde wollten von mir nichts wissen; ich wußte also nicht, was ich anfangen sollte. In der größten Not kam Herr Bendavid zu mir und sagte, daß er von meinen mißlichen Umständen gehört und für mich eine kleine Kollekte von ungefähr 30 Talern zusammengebracht habe, die er mir übergab .... Ich beschloß nun, Kants „Kritik der reinen Vernunft", wovon ich oft hatte sprechen hören, die ich aber noch nie gesehen, zu studieren. Die Art, wie ich dieses Werk studierte, ist ganz sonderbar. Bei der ersten Durchlesung bekam ich von jeder Abteilung eine dunkle Vorstellung, nachher suchte ich diese durch eigenes Nachdenken deutlich zu machen und also in den Sinn des Verfassers einzudringen, das das Eigentliche ist, was man sich in ein System hineindenken nennt. Da ich mir aber auf diese Art schon vorher Spinozas, Humes und Leibnizs System zu eigen gemacht hatte, so war es natürlich, daß ich auf ein Koalitionssystem bedacht sein mußte; dieses fand ich wirklich und setzte es auch in Form von Anmerkungen und Erläuterungen „über die Kritik der reinen Vernunft" nach und nach auf, so wie dieses System sich bei mir entwickelte, woraus zuletzt meine „Transcendental-Philosophie" entstand .... Als ich dieses Werk vollendet

*) Herausgegeben von K. P. Moritz. 2 Bände. Berlin 1797, bei Friedrich Vieweg dem älteren.

hatte, zeigte ich es Herrn .... (Maimon nennt Markus Herz nicht, aber wir wissen aus dem Briefwechsel Kants, wessen Namen hier Maimon aus unerklärlichen Gründen verschweigt). Dieser gestand, daß er zwar zu Kants vornehmsten Schülern gezählt wurde und seinen philosophischen Vorlesungen aufs fleißigste beigewohnt habe, doch aber nicht imstande sei, die Kritik zu beurteilen; er riet mir daher, mein Manuskript geradezu an Kant selbst zu schicken und es seinem Urteil zu unterlegen, versprach mir auch, dasselbe mit einem Schreiben an den großen Philosophen zu begleiten."

Salomon Maimon, erhaben über Zeit und Raum und an polnische Wirtschaft gewöhnt, gibt in seiner „Lebensgeschichte" fast nie eine Jahreszahl an, aber wir wissen, daß es im Jahre 1789 war, als er durch Vermittelung von Markus Herz an Immanuel Kant schrieb, diesem seinen Versuch einer Transcendental-Philosophie zusendend. Man wird gewiß den Wortlaut dieser Zuschrift von Salomon Maimon an Kant, die dem Empfehlungsbrief von Markus Herz beigelegt war, mit Interesse lesen. Sie lautet:

„Verehrungswürdiger Mann!

Durchdrungen von der Ehrfurcht, die man einem Mann schuldig ist, der die Philosophie und vermittelst derselben jede andere Wissenschaft reformiert hat, war es einzig Liebe zur Wahrheit, durch die ich dreist genug habe werden können, mich Ihnen zu nähern. — Schon durch Geburt bestimmt, die besten Jahre meines Lebens in den littauischen Wäldern, entblößt von jedem Hilfsmittel zur Erkenntnis der Wahrheit, zu verleben, war es Glück genug für mich, nach Berlin zu gelangen, obschon zu spät. Hier bin ich durch die Unterstützung einiger edel gesinnter Männer in den Stand gesetzt worden, den Wissenschaften obzuliegen; und es war, dünkt mich, natürlich, daß in dieser Lage, die eifrige Begierde meinen Hauptzweck, die Wahrheit zu erreichen, mich jene Untergeordneten als: Sprachkenntnis, Methode usw. einigermaßen hintansetzen ließ. Daher durfte ich es lange nicht wagen, der jetzigen im Geschmack so diffizilen Welt etwas von meinen Gedanken öffentlich vorzulegen, obschon ich besonders mehrere Systeme der Philosophie gelesen, durchgelesen und zuweilen etwas neues darin gefunden habe. Endlich war mir das Glück noch aufbehalten, Ihre unsterblichen Werke zu sehen, zu studieren

und meine ganze Denkungsart nach denselben umzubilden. Ich habe mich äußerst bemüht, die letzten Resultate aus diesen Werken zu ziehen, sie meinem Gedächtnis einzuprägen, dann die Spuren des darin herrschenden Ideenganges aufzusuchen, um so gleichsam in den Geist des Verfassers einzudringen. Ich habe mir zu diesem Zwecke, die Resultate, so wie ich sie mir begreiflich gemacht habe, schriftlich aufgesetzt und einige Anmerkungen hinzugefügt, die hauptsächlich nur folgende Punkte betreffen:

1. Den Unterschied, den Sie zwischen den analytischen und synthetischen Sätzen angeben, und die Realität der letzteren.
2. Die Frage Quid Juris? Diese Frage war durch ihre Wichtigkeit eines Kants würdig; und gibt man ihr die Ausdehnung, die Sie ihr selbst gegeben, fragt man. Wie läßt sich mit Gewißheit etwas a priori auf etwas a posteriori applizieren? So ist die Beantwortung oder Deduktion, die Sie uns in Ihren Schriften gegeben, wie die eines Kants sein kann, völlig befriedigend. Will man die Frage weiter ausdehnen, fragt man, wie läßt sich ein Begriff a priori auf eine Anschauung, obschon auf eine Anschauung a priori applizieren? So muß die Frage freilich den Meister noch einmal erwarten, um befriedigend beantwortet zu werden.
3. Eine neu bemerkte Art von Ideen, die ich Verstandsideen nenne, und die ebenso auf die materielle Totalität hindeuten, wie die von Ihnen bemerkten Vernunftsideen auf die formelle Totalität. Ich glaube hierdurch eine neue Aussicht zur Beantwortung der erwähnten Frage Quid Juris eröffnet zu haben.
4. Die Frage Quid facti? — Diese scheinen Sie bloß berührt zu haben; da es mir doch des Humeschen Zweifels wegen wichtig scheint, sie befriedigend zu beantworten.

Diese Anmerkungen machen nun kürzlich den Inhalt des Mscpts. aus, das ich Ihnen vorzulegen wage. Meine zu gütigen Freunde dringen schon lange in mich, diese Schrift bekannt zu machen, allein nie wollte ich ihnen hierin willfahren, ohne sie Ihrem mir unschätzbaren Urteil unterworfen zu haben! Findet sie ein Kant seiner Bemühung nicht ganz unwürdig; so wird er gewiß den, der sich ihm ehrerbitig nähert, nicht verachten. Er wird ihm antworten, wird ihn belehren, wo er

geirrt, oder ihm seinen Beifall bezeigen, wenn er ihn dessen würdig finden sollte und ihn dadurch doppelt glücklich machen.

Berlin, den 7. April 1789.

Ihr ganz ergebener Diener und Verehrer
Salomon Maimon."

Das Gutachten Kants ließ geraume Zeit auf sich warten, es erfolgte in einem Schreiben an Herz vom 26. Mai 1789 in für den Verfasser sehr schmeichelhaften Ausdrücken. Es heißt da u. a.:

„Aber wo denken Sie hin, liebster Freund! Mir einen großen Pack der subtilsten Nachforschungen zum Durchlesen nicht allein, sondern auch zum Durchdenken zuzuschicken, mir, der ich in meinem 66. Jahre noch mit einer weitläufigen Arbeit, meinen Plan zu vollenden — teils in Lieferung des letzten Teils der Kritik, nämlich dem der Urteilskraft, welche bald herauskommen soll, teils in Ausarbeitung eines Systems der Metaphysik der Natur sowohl als der Sitten jenen kritischen Forschungen gemäß — beladen bin, der ich überdem durch viele Briefe, welche spezielle Erklärungen über gewisse Punkte verlangen, unaufhörlich in Atem erhalten werde und obendrein von immer wankender Gesundheit bin. Ich war schon halb entschlossen, das Manuskript sofort mit der erwähnten ganz gegründeten Entschuldigung zurückzuschicken. Allein ein Blick, den ich darauf warf, gab mir bald die Vorzüglichkeit desselben zu erkennen und daß nicht allein niemand von meinen Gegnern mich und die Hauptfrage so wohl verstanden, sondern nur wenige zu dergleichen tiefen Untersuchungen so viel Scharfsinn besitzen möchten, als Herr Maimon, und dieses bewog mich, seine Schrift bis zu einigen Augenblicken der Muße zurückzulegen, die ich nur jetzt habe erlangen können und auch diese nur, um die zwei ersten Abschnitte durchzugehen, über welche ich jetzt auch nur kurz sein kann."

Und an einer anderen Stelle heißt es:

„Herrn Maimons Schrift enthält übrigens so viel scharfsinnige Bemerkungen, daß er sie nicht ohne einen für ihn vorteilhaften Eindruck immer hätte ins Publikum schicken können, auch ohne im mindesten mir hierdurch zuwider zu handeln, ob er gleich einen ganz anderen Weg nimmt als ich, denn er ist doch darin mit mir einig, daß mit der Festsetzung der Prinzipien der Metaphysik eine Reform vorgenommen werden müsse, von deren Notwendigkeit sich nur wenige wollen überzeugen lassen. Allein was Sie, werter Freund, verlangen, die Herausgabe

dieses Werkes mit einer Anpreisung meinerseits zu begleiten, wäre nicht wohl tunlich, da es doch großen Teils auch wider mich gerichtet ist. Das ist mein Urteil, im Falle diese Schrift herausgekommen wäre. Wollen Sie aber meinen Rat in Ansehung des Vorhabens, sie so wie sie ist herauszugeben, so halte ich dafür, daß, da es Herrn Maimon vermutlich nicht gleichgültig sein wird, völlig verstanden zu werden, er die Zeit, die er sich zur Herausgabe nimmt, dazu anwenden möge, ein Ganzes zu liefern, in welchem nicht bloß die Art wie er sich die Prinzipien der Erkenntnis a priori vorstellt, sondern auch was daraus zur Auflösung der Aufgaben der reinen Vernunft, welche das Wesentliche vom Zwecke der Metaphysik ausmachen, nach seinem System gefolgert werden könne, deutlich gewiesen werde, wo denn die Antinomien der reinen Vernunft einen guten Probierstein abgeben können, die ihn vielleicht überzeugen werden, daß man den menschlichen Verstand nicht für spezifisch einerlei mit dem göttlichen und nur durch Einschränkungen, das ist dem Grade nach, von diesem unterschieden annehmen könne, daß er nicht wie dieser als ein Vermögen anzuschauen, sondern nur zu denken müsse betrachtet werden, welches durchaus ein davon ganz verschiedenes Vermögen oder Rezeptivität der Anschauung zur Seite oder besser zum Stoffe haben müsse, um Erkenntnis hervorzubringen und daß, da die letztere, nämlich die Anschauung, uns bloß Erscheinungen an die Hand gibt und die Sache selbst ein bloßer Begriff der Vernunft ist, die Antinomien, welche gänzlich aus der Verwechslung beider entspringen, niemals aufgelöst werden könnten, als wenn man die Möglichkeit synthetischer Sätze a priori nach meinen Grundsätzen deduziert."

Zugleich richtete Kant an Maimon selbst anläßlich der Zurücksendung des Manuskriptes mit der „fahrenden Post" die folgende Zuschrift:

„Ew. Wohledelgeboren Verlangen habe ich, so viel als für mich tunlich war, zu willfahren gesucht und wenn es nicht durch eine Beurteilung Ihrer ganzen Abhandlung hat geschehen können, so werden Sie die Ursache dieser Unterlassung aus dem Briefe an Herrn Herz vernehmen. Gewiß ist, daß es nicht Verachtung, die ich gegen keine ernstliche Bestrebung in vernünftigen und die Menschen interessierenden Nachforschungen, am wenigsten aber gegen eine Sache wie die Ihrige ist, bei mir hege, die in der Tat kein gemeines Talent zu tiefsinnigen Wissenschaften verrät."

Salomon Maimon, dem hier von Kant ein so glänzendes Zeugnis ausgestellt wurde, war, keine all zu lange Reihe von

Jahren zuvor, von glühendem Durst nach Wissenschaft getrieben, aus seiner polnischen Heimat aufgebrochen und, kaum eines deutschen Wortes mächtig, im Gewand und Aufzug eines Bettlers nach mühevoller Wanderung durch die Tore Berlins eingezogen.

Chamissos berühmtes Gedicht „Abba Glosk Leczeka“, die Geschichte des blutarmen jüdischen Ketzers, der von heißer Begierde nach Wahrheit gestachelt, von seinen unduldsamen Glaubensgenossen verjagt, aus dem innersten Polen nach Brandenburg pilgert, um in Berlin Moses Mendelssohns Rat und Unterricht zu genießen, stellt das poetische Seitenstück zu Salomon Maimons wirklichem Lebensschicksal dar. Der Kritiker, welcher den Mut und den Scharfsinn besaß, Kants Kritik „nachzubessern“, war unter den unwürdigsten Lebensverhältnissen und ohne anderen als talmudischen Unterricht emporgewachsen.

Groß war die Freude des armen Denkers, als er von Kants oben angeführten Auslassungen Kunde erhielt; besonders das Zeugnis des Königsberger Philosophen, daß Maimon ihn wohl verstanden habe, machte ihn glücklich. „Dadurch wurde“, wie er in seiner „Lebensgeschichte“ sagt, einigen stolzen Kantianern, die im Alleinbesitz der kritischen Philosophie zu sein glauben und daher jede Einwendung, obschon sie nicht auf eine eigentliche sogenannte Widerlegung, sondern auf eine nähere Ausführung dieser Philosophie abzielt, ohne Erweis mit der bloßen Behauptung: Der Verfasser hat Kant nicht verstanden, abfertigen, die Gelegenheit genommen, sich eben derselben gegen dieses Buch zu bedienen, indem ich nach eigenem Zeugnis des Urhebers dieser Philosophie mich eben dieses Arguments mit mehrerem Recht gegen diese Herren bedienen kann.“

Gleich nach Eintreffen von Kants Briefen ließ er dieses sein Werk betitelt: „Versuch über die Transzendental-Philosophie“ (Berlin 1790) erscheinen.

Kant selbst nahm diese „Nachbesserung“ seines Kritikers, als sie im Druck erschienen war, nicht sehr sympathisch auf; so schrieb er am 28. März 1794 an seinen Freund, den Philosophen Karl Leonhard Reinhold, die bitteren Worte: „Was z. B. ein Maimon mit seiner Nachbesserung der

kritischen Philosophie, dergleichen die Juden gern versuchen, um sich auf fremde Kosten ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben, eigentlich wollte, habe ich nie recht fassen können und muß dessen Zurechtweisung anderen überlassen" — welch abfälliges Urteil im diametralen Widerspruch zu dem schmeichelhaften Gutachten steht, welches der Königsberger Denker fünf Jahre vorher über dasselbe Manuskript abgegeben hat. Wieder fünf Jahre nach diesem Brief, am 7. August 1797, sprach Kant in seiner Erklärung über die Wissenschaftslehre Fichtes seine Ueberzeugung aus, daß der kritischen Philosophie weder in theoretischer noch in moralischer Hinsicht „Nachbesserung" bevorstehe, maß also Maimon und Fichte mit demselben Maße. Dieser erblickte seinerseits in jenem einen Bundesgenossen. Er sandte Maimon ein Exemplar seiner im Jahre 1794 herausgegebenen ersten „Wissenschaftslehre" zu und versicherte ihn seiner „unbegrenzten Hochachtung für sein philosophisches Talent". Beide haben miteinander noch öfter Briefe gewechselt. Zwei Briefe von Maimon, worin er für ihm übersandte Schriften dankt und auf Fichtes Einladung, an der „Allgemeinen Literaturzeitung" mitzuwirken, erwidert, sind in dem Briefwechsel Fichtes aufgenommen. Fichte suchte das von Maimon begonnene Werk zu vollenden, indem er der Empfindung auch den Rest des Fremdartigen abzustreifen bemüht war, den sie als „im Bewußtsein vorgefundenes" an sich trug, und sie als „durch das Bewußtsein hervorgebrachtes" darstellte. Aber auch seine Produktion stieß an die „unbegreiflichen Schranken des Ich". Das „Unerklärte" im Bewußtsein „der dunkle Fleck" Maimons die Wurzel des Realismus, kehrte in anderer Form wieder. Weder der transzendentale noch der absolute Idealismus haben sie zu überwinden vermocht*).

Ueber Kant und seine Lehre veröffentlichte Salomon Maimon noch verschiedene andere Abhandlungen, namentlich in dem Berliner „Journal für Aufklärung". So verfaßte er z. B. einen Aufsatz „Baco und Kant", worin er eine inter-

*) Vergleiche auch: Salomon Maimon, von Dr. J. H. Witte Berlin 1876 und Deutsche Revue, März 1878, von Robert Zimmermann: Der Jude Kants.

essante Parallele zwischen den Forschungen der beiden Reformatoren der Philosophie anstellt, darin zu den folgenden Ergebnissen gelangend: Beide stimmen darin überein, daß die Logik eine bloße formelle, nicht aber eine reelle Erkenntnis liefern kann. Beide erklären es daher für einen Mißbrauch des Denkens, wenn man das bloß Formelle durch sich selbst zu realisieren sucht, wie es die Metaphysiker gemeiniglich tun, ohne auf die Natur des Reellen (Materiellen) und die Bedingungen seiner Subsunktion unter dem Formellen Rücksicht zu nehmen. Sie unterscheiden sich bloß in dem Weg, den sie zur Abschaffung dieses Mißbrauchs einschlagen. Baco wählt den Weg der Induktion und zeigt die Methode an, dieselbe immer vollständiger zu machen. Kant hingegen beschäftigt sich mit der Analysis des Erkenntnisvermögens. Jener ist mehr für die Wirklichkeit der Gegenstände; dieser hingegen ist mehr für die Reinheit der Form der Erkenntnis und die Rechtmäßigkeit ihres Gebrauchs besorgt. Endlich ist die Methode, die jener wählt, fruchtbarer, obschon die Evidenz nach derselben geringer ist. Die Methode, die dieser wählt, ist weniger fruchtbar, hingegen ist die Evidenz, nach derselben die allerstrengste. Salomon Maimon unterließ es nicht, ein Exemplar dieser Abhandlung seinem Meister Kant mit einem Begleitschreiben folgenden Inhalts zugehen zu lassen:

„Wohlgeborner, Wohlgelehrter, Höchstzuehrender
Herr Professor!

Ew. Wohlgeboren werden mir gewiß verzeihen, daß ich mir abermals erlaube, gegenwärtige Zuschrift an Sie zu richten. Ich habe vor langer Zeit Bakons Schriften erhalten und gelesen; dieses hat mich veranlaßt, einen Vergleich zwischen Bakons und Ew. Wohlgeboren Bemühungen um die Philosophie anzustellen und dieselben in dem Berlinischen Journal für Aufklärung abdrucken zu lassen. Da ich aber besorge, hierin entweder zu viel oder zu wenig getan zu haben, so erbitte ich mir hierüber Ew. Wohlgeboren gütiges Urteil, welches mir gültiger und angenehmer sein wird, als das irgend eines eifrigen Anhängers oder Gegners. Daß man bei Darstellung der Gedanken eines etwas alten Schriftstellers nicht behutsam genug verfahren kann, um von der einen Seite dem Vorwurf der Verstümmelung und von der anderen dem des Unterschiebens neuerer Gedanken auszuweichen, weiß ich sehr wohl. Daher ich auch Ew. Wohlgeboren in der

Hoffnung einer gütigen Erfüllung meines getanen Gesuches zugleich ergebenst um die gütige Erlaubnis bitte, daß ich dero Beurteilung in dem gedachten Journal darf abdrucken lassen. Mit dem Gefühl der innigsten Hochachtung habe ich die Ehre zu sein

Berlin, am 9. Mai 1790.

Ew. Wohlgeboren ergebener Diener

S. Maimon."

So viel mir bekannt geworden ist, antwortete Kant auf diese Zuschrift nicht, wohl aber übersandte er ihm ein Exemplar seiner „Kritik der Urteilskraft", wofür Salomon Maimon in einer Zuschrift vom 15. Mai 1790 in den wärmsten Ausdrücken dankt, indem er unter anderem schreibt: „Für das mir gütigst übersandte Geschenk, woraus ich Ew. Wohlgeboren freundschaftliche Gesinnung ersehe, welche mir sehr teuer ist und worauf ich stolz zu sein Ursache habe, sage ich Ihnen den allerverbindlichsten Dank".

Es würde mich zu weit führen, wollte ich den sehr eingehenden philosophisch-kritischen Brief Maimons hier abdrucken. Er befindet sich in Kants Briefwechsel, Band II, herausgegeben von der Königlich preußischen Akademie der Wissenschaften (Berlin 1900), Seite 169 ff. Ein anderer Brief Maimons vom 20. September 1791, der schon eine kleine Abhandlung genannt werden kann, so wie noch einer vom 2. Dezember 1793 sind gleichfalls dort (Seite 272 ff bezw. Seite 452 ff) zu lesen.

Er schließt dieses letzte Schreiben mit den Worten:

„Ich bin jetzt damit beschäftigt, eine Logik auszuarbeiten; werde mich also glücklich schätzen, wenn ich Ihre Meinung sowohl über den Plan, als über die mögliche Ausführbarkeit desselben erhalten und zur Richtschnur meiner Arbeit machen könnte.

In Erwartung dessen verbleibe ich wie immer mit aller Hochachtung und innigster Freundschaft

Ew. Wohlgeboren ergebenster Diener

S. Maimon."

Die „Nachbesserung" Immanuel Kants war Maimons glänzendste kritisch philosophische Leistung, und als Vorläufer des Idealismus hat er seinen Namen mit goldenen Lettern in die Geschichte der Philosophie eingezeichnet. Auf dem Gute seines schon genannten Gönners, des Grafen Kalkreuth,

eines Anhängers Fichtes,' fand der rastlos Umhergetriebene einen sorgenfreien Zufluchtsort, nachdem neue Verfolgungen ihn bewogen hatten, Berlin zu verlassen. Hier starb er, wie schon erwähnt, im Jahre 1800. Ein Beispiel, wie der Herausgeber seiner Lebensbeschreibung, K. P. Moritz, treffend sagt, „wie die Denkkraft auch unter den ungünstigsten Umständen sich entwickeln kann und wie der echte Trieb nach Wissenschaft sich durch Hindernisse nicht abschrecken läßt, die unübersteiglich scheinen."

Für die Lebensgeschichte der beiden Philosophen sowohl als auch für die moderne Philosophie in hohem Grade interessant, wichtig und tief einschneidend waren die Beziehungen zwischen dem Weisen von Königsberg und dem „modernen Sokrates", dem größten Popular-Philosophen des 18. Jahrhunderts und Germanisator des deutschen Judentums, Moses Mendelssohn, die wir hier auf Grund der Quellen eingehend schildern wollen.

Es ist heutzutage in gewissen Kreisen der zünftigen Philosophen gang und gäbe, über Moses Mendelssohns Philosophie im allgemeinen und seine Verdienste um die Entwicklung des freien und unabhängigen Denkens die Achsel zu zucken, ja, ihn in gewissem Maße geringschätzig zu behandeln, wenn ihm Immanuel Kant gegenübergestellt wird. Und dennoch muß es hier ausgesprochen werden, daß dieser größte Jude des 18. Jahrhunderts gewissermaßen ein Vorläufer Kants war, ja sich um diesen selbst wesentliche Verdienste erworben hat.

Im April 1757 schrieb Moses Mendelssohn im 4. Stück der von seinem Freunde Friedrich Nicolai herausgegebenen „Bibliothek" eine berühmt gewordene Abhandlung: „Ueber das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften", worin er für das Erhabene und Naive ein besonderes System aufzustellen sucht. Diese Abhandlung hat wohl hauptsächlich Lessing zu dem Entschluß gebracht, des bekannten englischen Philosophen Burkes Werk: „Ueber das Schöne und Erhabene" ins Deutsche zu übersetzen.*) Eine Fortsetzung seiner

---

*) Vergl.: Moses Mendelssohn. Sein Leben und Wirken von M. Kayserling. 2. Auflage. Leipzig 1888. Seite 89 ff.

philosophisch-ästhetischen Anschauungen war Mendelssohns, im Jahre 1761 erschienene „Rhapsodie der Empfindungen“, worin er eine ganz neue Theorie der gemischten Empfindungen gibt. Hätte er dieselbe mit Konsequenz verfolgt, so wäre es ihm, wie Kayserling mit Recht bemerkt, ein leichtes gewesen, zu der Lehre vom Schönen zu gelangen, welche Kant in der „Kritik der Urteilskraft“ etwa 30 Jahre später aufstellte. Arbeitete er doch dem Königsberger Alten wie in manchem anderen auch darin vor, daß er die Aesthetik zur Empfindungslehre erhob, ein Verdienst, das ihm der Aesthetiker Vischer*) sehr hoch anrechnet. Er konnte aber der allgemeinen Strömung der Zeit nicht völlig Widerstand leisten und machte das Aesthetische der Beförderung der Moralität dienstbar. Aus seiner Abhandlung „Ueber das Erhabene“ schöpften Philosophen wie Kritiker bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Anregung und Belehrung und noch Friedrich Schiller, obgleich er sich zu den Grundsätzen Kants bekannte, benutzte Mendelssohns Darlegungen. Ebenso zog aus seiner Theorie über die Empfindungen, wie er sie nämlich in der „Rhapsodie“ aufstellte, erst Kant die letzten entscheidenden Konsequenzen.

Die erste Begegnung zwischen Mendelssohn und Kant erfolgte auf dem Wege der Konkurrenz. Die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Berlin hatte für das Jahr 1763 als Preisaufgabe gestellt: „Ob die metaphysischen Wissenschaften einer solchen Evidenz fähig sind wie die mathematischen“ und an der Lösung derselben beteiligten sich die beiden Philosophen, der eklektische Mendelssohn wie der kritische Kant. Die in deutscher Sprache eingereichte Abhandlung des ersteren: „Ueber die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften“ wurde von der Akademie in ihrer öffentlichen Sitzung mit dem Preise, bestehend in 50 Dukaten, gekrönt, während Kant, dessen Abhandlung an Schärfe der Beweisführung diejenige Mendelssohn weit übertraf, nur das Accessit zuerkannt wurde. Dieser Sieg des Berliner Denkers über seinen Kollegen in Königsberg machte ihn keineswegs übermütig und in seinem bescheidenen, ja demütigen Sinn schrieb er hierüber, am 20. November 1763, an seinen Freund

*) Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Reutlingen 1856.

Thomas Abbt u. a.: „Glauben Sie ja nicht, daß ich mir einbilde, gesiegt zu haben, weil die Akademie mir den Preis zuerkannt hat; ich weiß gar wohl, daß im Kriege nicht selten der schlechtere General den Sieg davon trägt. Wir müssen den Streit unter uns ausmachen. Wenn ich Sie nicht überzeuge, so ist dieses Beweises genug, daß meine Gründe die erwünschte Evidenz nicht haben“*).

Diese Preisschrift „Ueber die Evidenz in den metaphysischen Wissenschaften“ wurde zusammen mit der Kants gedruckt**), ins Lateinische und ins Französische übersetzt und so rückten die beiden Nebenbuhler um die Palme des Erfolges literarisch einander immer näher.

Beide ebenso edle wie scharfsinnige Geister kannten jedoch absolut keinen Neid und keine Eifersucht, und so machen wir denn die erfreuliche Wahrnehmung, daß sie bestrebt waren, durch einen regen Briefwechsel einander sich auch persönlich zu nähern und in anregendem Gedankenaustausch ihren Ideen und Anschauungen Ausdruck zu geben.

Wie es scheint, war Mendelssohn derjenige, welcher sich zuerst Kant auf brieflichem Wege genähert hat und die Bereitwilligkeit, womit der Königsberger Denker die ihm dargereichte Hand ergriff, veranlaßte seinen Berliner Genossen, die Korrespondenz freudig fortzusetzen. In derselben herrschte denn auch ein achtungsvoller und freundschaftlicher Ton, der überaus sympathisch berührt und von der reinen, uneigennützigen, nur der Wissenschaft und der Freiheit des Denkens dienenden Lebens- und Weltanschauung des glänzendsten Dioskurenpaares der deutschen Philosophie im 18. Jahrhundert ein rühmliches Zeugnis ablegt.

Greifen wir aus der Fülle dieses Briefwechsels einige zur Beurteilung dieses freundschaftlichen Verhältnisses dienende Momente heraus.

Zuerst werde ein Brief Kants an Mendelssohn***) vom

*) Moses Mendelssohn. Gesammelte Schriften. Leipzig 1843-1845. Band V. Seite 278.

**) Berlin 1764. 2. Auflage 1786.

***) Immanuel Kant. Briefe, Erklärungen, Fragmente und sein Nachlaß. Herausgegeben von Friedrich Wilhelm Schubert. Leipzig 1842. Seite 5 ff.

7. Februar 1766 auszugsweise mitgeteilt, der um so interessanter ist, als darin auf gewisse Vorgänge in der Königsberger jüdischen Gemeinde um jene Zeit hingewiesen wird; er lautet:

„Es gibt keine Umschweife von der Art, wie sie die Mode verlangt, zwischen zwei Personen, deren Denkungsart durch die Aehnlichkeit der Verstandesbeschäftigung und die Gleichheit der Grundsätze einstimmig ist. Ich bin durch dero gütige Zuschrift erfreut worden und nehme Ihren Antrag wegen künftiger Fortsetzung der Korrespondenz mit Vergnügen an. Herr Mendel Koshmann hat mir den jüdischen Studenten Leon zusamt dero Empfehlung zugeführt. Ich habe ihm sehr gern meine Kollegien und andere Dienstleistungen zugestanden. Allein vor einigen Tagen ist er zu mir gekommen und hat sich erklärt, daß er sich der Gelegenheit, welche die jetzigen polnischen Zufuhren gebe, bedienen wolle, um eine kleine Reise zu den Seinigen zu tun, von da er um Ostern allhier wieder einzutreffen gedenkt. Es scheint, daß er sich bei der hiesigen jüdischen Gemeinde durch einige Vernachlässigung in der Observanz ihrer gesetzmäßigen Gebräuche nicht gänzlich zu seinem Vorteil gewiesen habe und da er ihrer nötig hat, so werden Sie ihm deswegen künftig die gehörige Vorschrift geben, in Ansehung welcher ich ihm schon zum voraus einige Erinnerungen, die die Klugheit gebeut, habe merken lassen.“

Sie sandten sich auch gegenseitig ihre neuesten Publikationen und erbaten sich zugleich eine durchaus strenge, freimütige Beurteilung derselben. So sandte z. B. Kant im genannten Jahr seine Schrift „Träumerei“ an Mendelssohn, ihn zugleich beauftragend, einige andere Exemplare an dem Verfasser befreundete Herren, wie den Hofprediger Sack, den Oberkonsistorialrat Spalding, die Professoren Lambert, Sulzer und Formey abgeben zu lassen. In den Briefen an seinen Korrespondenten unterzeichnet sich Kant „mit wahrer Hochachtung dero ergebenster Diener“ oder „mit der größesten Hochachtung dero ergebenster Diener“ bezw. auch „meines höchstschätzbaren treuen Freundes ergebenster Diener“.

Moses Mendelssohn, der nie jemandem schmeichelte und seiner Ueberzeugung, wenn auch in angenehmen Formen, stets rückhaltlosen Ausdruck gab, nahm auch Kant gegenüber kein Blatt vor den Munde und so unterwarf er denn die schon genannte, ihm dedizierte Schrift „Träumerei“ einer unum-

drücken kann von der ihrigen absondern, welches endlich die Menschen in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen müsse; denn alle das Gewissen belästigende Religionssätze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wert zur Bedingung der Seligkeit macht."

Kant bewunderte „Jerusalem", wie der Philosoph Friedrich Jacobi berichtet, „wie ein unwiderlegbares Buch"*).

So manche Freunde Mendelssohns waren auch die Freunde Kants, und unter diesen nimmt namentlich der von den beiden geliebte und verehrte Markus Herz den ersten Platz ein. Da der Verfasser des „Phädon", der „Morgenstunden" und von „Jerusalem" wußte, daß er mit Nachrichten über Herz dem Alten in Königsberg eine Freude bereite, unterließ er es nicht, seinen Briefen Mitteilungen über den Schüler Kants einfließen zu lassen. Besonders interessant in dieser Beziehung ist der Brief Mendelssohns vom 23. Dezember 1770, worin sich zugleich die ganze bewundernde Begeisterung desselben für das Genie Kants offenbart. Es heißt darin unter anderem:

„Herr Marcus Herz, der sich durch Ihren Unterricht und, wie er mich selbst versichert, noch mehr durch Ihren weisen Umgang, zum Weltweisen gebildet hat, fährt rühmlich auf der Laufbahn fort, die er unter Ihren Augen zu betreten angefangen. So viel meine Freundschaft zu seinem guten Fortkommen beitragen kann, wird ihm sicherlich nicht entstehen. Ich liebe ihn aufrichtig, und habe das Vergnügen, fast täglich seines sehr unterhaltenden Umgangs zu genießen. Es ist wahr, die Natur hat viel für ihn getan. Er besitzt einen hellen Verstand, ein weiches Herz, eine gemäßigte Einbildungskraft und eine gewisse Subtiligkeit des Geistes, die der Nation natürlich zu sein scheint; allein welch ein Glück für ihn, daß eben diese Naturgaben so frühzeitig vom Wahren zum Guten und Schönen geführt worden sind. Wie mancher, der dieses Glück nicht gehabt, ist in dem unermeßlichen Raum von Wahrheit und Irrtum sich selbst überlassen geblieben, und hat seine edle Zeit und seine beste Kraft durch hundert vergebliche Versuche verzehren müssen, dergestalt, daß ihm am Ende beides, Zeit und Kraft fehlt, auf dem Wege fortzufahren, den er nach langem Herumtappen endlich gefunden hat. Hätte ich von meinem zwanzigsten Jahre einen Kant zum Freunde gehabt!"

*) Friedrich Jacobis Werke, Band IV, Seite 3 u. 142.

Die letzten zwei Zeilen in diesem Briefe Mendelssohns beweisen, daß dieser, als Kant mit seinen bedeutenden kritischen, die Philosophie von Grund aus umgestaltenden Werken auftrat, bereits seinen philosophischen Standpunkt so gefestigt hatte, daß er, ein begeisterter Anhänger des Leibnitz-Wolffschen Systems, nicht mehr imstande war, zur neuen Lehre sich zu bekehren. Schon 1770, als der „Philosoph der Zukunft" mit seiner bereits oben genannten Schrift: „Ueber Form und Prinzipien der sinnlichen und intelligibelen Welt" debütierte — worin die Grundzüge des kritischen Systems in großen Zügen enthalten sind — seine Stelle als ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik in Königsberg antrat, mußte Mendelssohn zu der Ueberzeugung gelangen, daß sein Freund in Königsberg ein „Allzermalmer" sei, der mit der dogmatischen Philosophie kurzen Prozeß machen wolle. Dieses erkennt man auch aus dem Briefe, den Mendelssohn am 23. Dezember 1770 an Kant richtete und worin bei aller Anerkennung der Geistesgaben des Verfassers dennoch bereits gegen manche Anführungen desselben Stellung genommen wird.

Aber immer entschuldigt sich Mendelssohn, daß er nur deshalb so unumwunden seine Einwendungen vorbringe, weil er wisse, daß ein Geist wie Kant selbst die schärfsten Bedenken gegen seine philosophischen Ansichten mit Wohlwollen aufnehme.

„Uebrigens würde ich mich nicht erkühnt haben," so sagt er unter anderem, „Ew. Hochedelgeb. Schrift mit solcher Freimütigkeit zu beurteilen, wenn mir nicht Herr M. Herz Ihre wahre philosophische Gemütsart zu erkennen und die Versicherung gegeben hätte, daß Sie weit entfernt sind, eine solche Offenherzigkeit übel zu nehmen. So selten diese Charaktere unter den Nachtretern sind, so pflegen sie doch mehrenteils ein Unterscheidungszeichen der selbstdenkenden Köpfe zu sein. Wer selbst erfahren hat, wie schwer es ist, die Wahrheit zu finden und sich davon zu überzeugen, der ist allezeit tolerant gegen diejenigen, die anders denken.

Ich habe die Ehre ꝛc.

Moses Mendelssohn".

Als die „Kritik der reinen Vernunft" erschien, war Mendelssohn bereits zu alt und zu steif, um an einer solchen

drücken kann von der ihrigen absondern, welches endlich die Menschen in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen müsse; denn alle das Gewissen belästigende Religionssätze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wert zur Bedingung der Seligkeit macht."

Kant bewunderte „Jerusalem", wie der Philosoph Friedrich Jacobi berichtet, „wie ein unwiderlegbares Buch"*).

So manche Freunde Mendelssohns waren auch die Freunde Kants, und unter diesen nimmt namentlich der von den beiden geliebte und verehrte Markus Herz den ersten Platz ein. Da der Verfasser des „Phädon", der „Morgenstunden" und von „Jerusalem" wußte, daß er mit Nachrichten über Herz dem Alten in Königsberg eine Freude bereite, unterließ er es nicht, seinen Briefen Mitteilungen über den Schüler Kants einfließen zu lassen. Besonders interessant in dieser Beziehung ist der Brief Mendelssohns vom 23. Dezember 1770, worin sich zugleich die ganze bewundernde Begeisterung desselben für das Genie Kants offenbart. Es heißt darin unter anderem:

„Herr Marcus Herz, der sich durch Ihren Unterricht und, wie er mich selbst versichert, noch mehr durch Ihren weisen Umgang, zum Weltweisen gebildet hat, fährt rühmlich auf der Laufbahn fort, die er unter Ihren Augen zu betreten angefangen. So viel meine Freundschaft zu seinem guten Fortkommen beitragen kann, wird ihm sicherlich nicht entstehen. Ich liebe ihn aufrichtig, und habe das Vergnügen, fast täglich seines sehr unterhaltenden Umgangs zu genießen. Es ist wahr, die Natur hat viel für ihn getan. Er besitzt einen hellen Verstand, ein weiches Herz, eine gemäßigte Einbildungskraft und eine gewisse Subtiligkeit des Geistes, die der Nation natürlich zu sein scheint; allein welch ein Glück für ihn, daß eben diese Naturgaben so frühzeitig vom Wahren zum Guten und Schönen geführt worden sind. Wie mancher, der dieses Glück nicht gehabt, ist in dem unermeßlichen Raum von Wahrheit und Irrtum sich selbst überlassen geblieben, und hat seine edle Zeit und seine beste Kraft durch hundert vergebliche Versuche verzehren müssen, dergestalt, daß ihm am Ende beides, Zeit und Kraft fehlt, auf dem Wege fortzufahren, den er nach langem Herumtappen endlich gefunden hat. Hätte ich von meinem zwanzigsten Jahre einen Kant zum Freunde gehabt!"

*) Friedrich Jacobis Werke, Band IV, Seite 3 u. 142.

Die letzten zwei Zeilen in diesem Briefe Mendelssohns beweisen, daß dieser, als Kant mit seinen bedeutenden kritischen, die Philosophie von Grund aus umgestaltenden Werken auftrat, bereits seinen philosophischen Standpunkt so gefestigt hatte, daß er, ein begeisterter Anhänger des Leibnitz-Wolffschen Systems, nicht mehr imstande war, zur neuen Lehre sich zu bekehren. Schon 1770, als der „Philosoph der Zukunft" mit seiner bereits oben genannten Schrift: „Ueber Form und Prinzipien der sinnlichen und intelligibelen Welt" debütierte — worin die Grundzüge des kritischen Systems in großen Zügen enthalten sind — seine Stelle als ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik in Königsberg antrat, mußte Mendelssohn zu der Ueberzeugung gelangen, daß sein Freund in Königsberg ein „Allzermalmer" sei, der mit der dogmatischen Philosophie kurzen Prozeß machen wolle. Dieses erkennt man auch aus dem Briefe, den Mendelssohn am 23. Dezember 1770 an Kant richtete und worin bei aller Anerkennung der Geistesgaben des Verfassers dennoch bereits gegen manche Anführungen desselben Stellung genommen wird.

Aber immer entschuldigt sich Mendelssohn, daß er nur deshalb so unumwunden seine Einwendungen vorbringe, weil er wisse, daß ein Geist wie Kant selbst die schärfsten Bedenken gegen seine philosophischen Ansichten mit Wohlwollen aufnehme.

> „Uebrigens würde ich mich nicht erkühnt haben," so sagt er unter anderem, „Ew. Hochedelgeb. Schrift mit solcher Freimütigkeit zu beurteilen, wenn mir nicht Herr M. Herz Ihre wahre philosophische Gemütsart zu erkennen und die Versicherung gegeben hätte, daß Sie weit entfernt sind, eine solche Offenherzigkeit übel zu nehmen. So selten diese Charaktere unter den Nachtretern sind, so pflegen sie doch mehrenteils ein Unterscheidungszeichen der selbstdenkenden Köpfe zu sein. Wer selbst erfahren hat, wie schwer es ist, die Wahrheit zu finden und sich davon zu überzeugen, der ist allezeit tolerant gegen diejenigen, die anders denken.
>
> Ich habe die Ehre 2c.
>
> Moses Mendelssohn".

Als die „Kritik der reinen Vernunft" erschien, war Mendelssohn bereits zu alt und zu steif, um an einer solchen

radikalen Umwälzung, an einem so freien philosophischen Gange noch Gefallen finden zu können. Bezeichnend ist in dieser Beziehung, was er in einem Briefe an seine Freundin Elise Reimarus vom 18. November 1783 äußert*): „Die Philosophie, sagt Kant, „ist baulustig; wenn sie eine zeitlang fortgebaut hat, so reißt sie wieder ein, um den Grund zu untersuchen". Gut, spreche ich, diese Lehrmeisterin soll mir willkommen sein, wenn ich die Baukunst studieren will; verlange ich aber Dach und Fach für mich und meine Familie, so danke ich der weisen Matrone für ihren baulustigen Vorwitz, sie mag ihn an Kartenhäusern oder Luftschlössern versuchen". Der alternde Mendelssohn wollte sich in dem Gebäude des philosophischen Dogmatismus von Leibnitz, in dem er Ruhe fand und auf dessen Grund er seine Sittenlehre aufgeführt hatte, nicht mehr stören lassen und legte die „Kritik", die noch dazu in einem schweren und dunklen Stil geschrieben war, bald aus Händen, ohne sich die Mühe zu geben, ihren so tiefen Sinn zu ergründen. Er bekennt dies offen in einem Schreiben an die ebengenannte Elise Reimarus vom 5. Januar 1784**), worin er sagt:

„Sehr angenehm war es für mich, von Herrn Rudophi***) zu vernehmen, daß der Herr Bruder (Dr. Johann Albert Heinrich Reimarus) nicht viel von der „Kritik der reinen Vernunft" halte. Ich für mein Teil muß bekennen, daß ich ihn nicht verstehe. Der Auszug, welchen Herr Garve hat in die Bibliothek setzen lassen, ist mir zwar deutlich; allein andere sagen, Garve habe ihn nicht recht gefaßt. Es ist mir also lieb, daß ich nicht sonderlich viel entbehre, wenn ich von dannen gehe, ohne dieses Werk zu verstehen".

Daß Mendelssohn der „Kritik" seine „scharfsinnige Aufmerksamkeit" nicht schenken konnte oder mochte, bedauerte niemand mehr als Kant selbst. Bei dem Einfluß, welchen der berühmte Wortführer der Aufklärungsphilosophie auf seine Zeitgenossen übte, erhoffte der Königsberger Philosoph, daß

*) Moses Mendelssohns Gesammelte Schriften, Band V, Seite 704.

**) Moses Mendelssohns Gesammelte Schriften, Band V, Seite 705 ff.

***) L. E. G. Rudolphi, Lehrer und philosophischer Schriftsteller in Hamburg.

der transzendentale Idealismus mehr Beachtung und schnellere Verbreitung finden würde, wenn ein Mendelssohn dafür einträte. Er machte ihm daher nach dem Erscheinen der „Prolegomenen zu einer jeden künftigen Metaphysik" den Vorschlag, falls er sich nicht weiter mit schon zur Seite gelegten Sätzen selbst beschäftigen wollte, er wenigstens sein Ansehen und seinen Einfluß dazu verwenden möge, eine Prüfung der grundlegenden Sätze des Systems zu vermitteln, um beispielsweise zu untersuchen, ob es mit der Unterscheidung der analytischen und synthetischen Urteile seine Richtigkeit habe, ob der Satz, daß alle spekulative Erkenntnis a priori nicht weiter reiche als auf Gegenstände einer möglichen Erfahrung stichhaltig sei u. dgl. m.

„Zu diesen Untersuchungen," schreibt Kant in seinem Briefe vom 18. August 1783*) wörtlich, „würde ich gern an meinem Teil alles mir mögliche beitragen, weil ich gewiß bin, daß wenn die Prüfung nur in gute Hände fällt, etwas Ausgemachtes daraus entspringen werde." Große Hoffnung machte er sich von der Erfüllung seines Wunsches allerdings nicht. „Mendelssohn, Garve und Teters" sagt er — „scheinen dieser Art von Geschäften entsagt zu haben und wo ist noch sonst jemand, der Talent und guten Willen hat, sich damit zu befassen? Ich muß mich also damit begnügen, daß dergleichen Arbeit, wie Swift sagt, eine Pflanze sei, die nur aufblüht, wenn der Stock in der Erde kommt."

Mendelssohn wußte, daß er mit dem „Alles Zermalmenden" in den Grundsätzen nicht übereinstimme. Die Schaumünze, welche er im November 1783 auf Kant entwarf: Ein Turm, der einzustürzen scheint und dennoch alle erstaunliche Festigkeit hat, die „Kritik der reinen Vernunft" mit der Umschrift: „Drohet, aber fällt nicht", ist bezeichnend für seine Auffassung des Kritizismus**). Immanuel Kant grollte jedoch seinem langjährigen Freunde deshalb in keiner Weise. Er ergriff vielmehr nach wie vor jeden Anlaß, um in Briefen an Markus Herz u. a. Mendelssohn aufs freund-

*) Vergl. Immanuel Kants Briefe, Erklärungen, Fragmente aus seinem Nachlaß, herausgegeben von Friedrich Wilhelm Schubert. Leipzig 1842. Seite 15 ff.

**) Moses Mendelssohns Gesammelte Schriften, Band V, S. 614 und M. Kayserling: Moses Mendelssohn, 2. Aufl., S. 483.

schaftlichste grüßen und ihm die Versicherung seiner größten Ergebenheit melden zu lassen.

Großen Respekt flößte ihm besonders auch der so klare, lichtvolle und volkstümliche Stil des Verfassers des „Phädon" ein, namentlich wenn er ihn mit dem seinigen verglich. Je dunkler die Worte Kants waren, desto willkommener erschienen ihm die Ausführungen des allgemein verständlichen und geistvollen philosophischen Schriftstellers. „Man soll zwar," meinte er, „so wenig allen Verfassern einen Stil, wie allen Bäumen eine Rinde wünschen, aber dennoch scheint uns Mendelssohns Schreibart für die Philosophie die zuträglichste zu sein. So frei von aller Sucht nach blendendem Schmuck und doch so elegant; so scharfsinnig und doch so deutlich; so wenig auf Rührung dem Schein nach arbeitend und doch so eindringlich! Wenn sich die Muse der Philosophie eine Sprache erkiesen wollte, so würde sie diese wählen".

Der Weise von Königsberg nannte seinen großen Antipoden ein „Genie, dem es zukäme, in der Metaphysik eine neue Bahn zu brechen, die Schnur ganz aufs neue anzulegen und den Plan zu dieser noch immer aufs bloße Geradewohl angebauten Disziplin mit Meisterhand zu zeichnen".

Groß war die Freude Kants, als er endlich im Sommer 1777 Mendelssohn in Königsberg persönlich kennen lernte, nachdem er so lange schon mit ihm in regem Briefwechsel gestanden hatte. Mendelssohn hatte nämlich im genannten Jahre eine Geschäftsreise nach Memel unternommen und auf der Fahrt dahin verweilte er sowohl auf dem Hinweg als auf der Rückreise mehrere Tage in Königsberg. Natürlich verfehlte er nicht, der Zierde dieser Stadt seine Aufwartung zu machen. Auch wohnte er sogar einigen Vorlesungen des Verfassers der „Kritik der reinen Vernunft" bei. Wie dieser den Besuch Mendelssohns aufnahm, erkennt man aus dem Briefe, den er am 20. August 1777 an Marcus Herz schrieb. Er sagt darin:

„Heute reist Ihr und, wie ich mir schmeichle, auch mein würdiger Freund Herr Mendelssohn von hier ab. Einen solchen Mann, von so sanfter Gemütsart, guter Laune und hellem Kopfe in Königsberg zum beständigen und innigen Umgange zu haben, würde diejenige Nahrung

der Seele sein, deren ich hier so gänzlich entbehren muß und die ich mit der Zunahme der Jahre vornehmlich vermisse; denn, was die des Körpers betrifft, so werden Sie mich deshalb schon kennen, daß ich daran nur zuletzt und ohne Sorge oder Bekümmernis denke und mit meinem Anteil an den Glücksgütern völlig zufrieden bin. Ich habe es indessen nicht so einzurichten gewußt, daß ich von dieser einzigen Gelegenheit, einen seltenen Mann zu genießen, recht hätte Gebrauch machen können, zumteil aus Besorgnis, ihm etwa in seinem hiesigen Geschäfte hinderlich zu werden. Er tat mir vorgestern die Ehre, zween meiner Vorlesungen beizuwohnen, a la fortune du pot, wie man sagen könnte, indem der Tisch auf einen so ansehnlichen Gast nicht eingerichtet war. Etwas tumultuarisch muß ihm der Vortrag diesmal vorgekommen sein; indem die durch die Ferien abgebrochene Prälektion zumteil summarisch wiederholt werden mußte und dieses auch den größten Teil der Stunden wegnahm; wobei Deutlichkeit und Ordnung des ersten Vortrags größtenteils vermißt wird. Ich bitte Sie, mir die Freundschaft dieses würdigen Mannes ferner zu erhalten."

Und in einem Brief Kants an Marcus Herz ein Jahr später schwärmt er noch immer von diesem lieben Besuch seines Berliner Gelehrten mit den Worten:

„Grüßen Sie doch Herrn Mendelssohn von mir auf das Verbindlichste und bezeugen ihm meinen Wunsch, daß er in zunehmender Gesundheit seines von Natur fröhlichen Herzens und der Unterhaltungen genießen möge, welche ihm dessen Gutartigkeit zusamt seinem stets fruchtbaren Geiste verschaffen könne".

Wie gemütlich und vertraulich die Unterhaltungen der beiden Philosophen gewesen sein mochten, erkennt man schon daraus daß beide auch ihren Gesundheitszustand erörterten und daß Mendelssohn dem kränkelnden Kant, der namentlich an Verdauungsstörungen litt, allerlei Medikamente anempfahl, von deren Wirkungen sich der Alte von Königsberg so viel versprach, daß er seinen Freund Marcus Herz bat, sie ihm in Form von Rezepten zu verschreiben.

Ein anderer Schüler Kants, Christoph Jakob Kraus, welcher damals in Königsberg im Hause des Grafen Kayserling Hofmeister war und später eine ordentliche Professur der Mathematik und Philosophie an der ostpreußischen Universität

erhielt, teilte seinem Freunde von Auerswald die Anwesenheit Mendelssohns in Königsberg mit den Worten mit*):

„Donnerstag kam Mendelssohn an, Sonntag liess mich Kant zu sich rufen und sagte mir, Mendelssohn sei bei ihm gewesen und habe mit ihm unter anderem auch von mir gesprochen, ob ich nämlich nicht an Maiers Stelle, der kürzlich gestorben, Professor in Halle werden wollte. Der Minister von Zedlitz habe ihm (Mendelssohn) aufgetragen, einen zu der Stelle vorzuschlagen und er wolle es auf Kant ankommen lassen."

Die Anwesenheit Mendelssohns in Königsberg erregte damals das grösste Aufsehen. Auch die Tagespresse beschäftigte sich mit derselben; so schrieb z. B. „die Königsbergische Zeitung"**): „Gestern Nachmittag gegen 4 Uhr verliess Herr Moses Mendelssohn seinen Aufenthalt in dieser Stadt und trat die Rückreise nach Berlin an. Wir hatten ihn lange vorher als einen tiefdenkenden Philosophen und geschmackvollen Kenner der Werke des Witzes verehrt; und bewundern nun in ihm, mehr als alle Gelehrsamkeit, die eitel, vergänglich und unnütz ist, ein gut und edel denkendes, der Freundschaft fähiges und für alle ihre sanften Empfindungen offen stehendes Herz. Er hat sich keiner Gesellschaft, die ihn zu kennen begierig war, aus zurückhaltendem Stolz entzogen, sich aber auch keiner einzigen zugedrängt. Auf besondere Veranlassung hat er einige der Grössten unserer Stadt, unter anderem Ihre Exzellenzen Herrn Grafen von Kayserling und Herrn Kanzler von Korff gesprochen und überall hat man ihn weit über alle Erwartungen gefunden. Doch waren brillante Gesellschaften und grosse Welt wohl nicht das, was ihm am meisten gefiel und er vergnügte sich weit mehr in einer ganz kleinen Gesellschaft auserwählter Freunde, denn an der übertriebensten Bewunderung der feinen, grossen und artigen Welt."

Der Tod Moses Mendelssohns erschütterte Immanuel Kant aufs tiefste und er, der den öffentlichen Aufführungen von geistlicher Musik oder von Konzerten sonst fast nie bei-

---

*) Voigt: Leben des Professors Kraus. Königsberg 1819. Seite 68.

**) Vom 21. August 1777, 67 Stück, Seite 267. Vergl. auch H. Jolowicz: Geschichte der Juden in Königsberg (Posen 1867), Seite 97.

wohnte, erschien diesmal niedergebeugt bei der Trauerfeier, mit welcher die Juden Königsbergs den Tod des großen und verdienten Berliner Denkers pietätvoll ehrten.

Wir haben übrigens noch andere interessante Mitteilungen über das Verhalten Kants anläßlich des Todes Moses Mendelssohns. Der „Magus des Nordens", Hamann, ein Feind des Verfassers des „Phädon", kann nicht umhin, zehn Tage nach dem Tode Mendelssohns, am 15. Januar 1786, an Friedrich Jakobi*) zu schreiben, daß Kant bei der Nachricht von dem Ableben seines Berliner Freundes sich dahin geäußert habe:

„Die Christen hätten nichts, desto mehr seine eigene Nation verloren, um die er sich auch in Handlungsgeschäften und öffentlichen Angelegenheiten sehr verdient gemacht haben soll durch sein gesundes, praktisches Urteil. Von seiner Schreibart ist Kant ganz eingenommen, bewunderte einst seinen „Jerusalem" wie ein unwiderlegliches Buch, ist noch willens, mit der Zeit über die „Morgenstunden" etwas herauszugeben, eilt aber jetzt mit der Ausgabe seiner eigenen Werke."

In einem anderen Briefe**) kommt Hamann noch ausführlicher auf Kants Verhältnis zu Mendelssohn zurück:

„Von Brahl (einem durch seine Kenntnisse wie durch sein Urteil höchst achtenswerten Manne) habe ich erfahren, daß Kant erklärt hat, daß er etwas in die Berliner Monatsschrift über die Verdienste Mendelssohns um die jüdische und christliche Religion wollte einrücken lassen, wenn es dort aufgenommen würde, und soll bis znr Schwärmerei von Mendelssohns Originalgenie und seinen „Jerusalem" eingenommen gewesen sein. Das erste soll er in die Geschicklichkeit gesetzt haben, mit der Mendelssohn die Kunst, sich jeden Umstand zu Nutzen gemacht gewußt, jede Hypothese in ihr günstiges Licht zu setzen."

Wie ganz anders, wie warm und anerkennend klingt doch dieses letztere Urteil Kants im Vergleich zu dem ersteren, besonders wenn man dabei erwägt, daß Hamann, der Mystiker und Phantast, immer und immer bestrebt war, das Genie und die Verdienste Mendelssohns nach Kräften herabzusetzen.

---

*) Friedrich Jakobis Werke. Band IV. Abteilung 3, Seite 142.
**) A. a. O. Seite 202 ff.

Ueber Mendelssohns „Morgenstunden" äußerte sich Kant in keiner selbständigen Schrift, sondern nur in einigen Bemerkungen zu Ludwig Heinrich Jakobs „Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden"*). Jakob erzählt im Vorwort zu dieser Arbeit über die Entstehungsgeschichte des Kantschen Aufsatzes**): „Als ich Herrn Prof. Kant meinen Entschluß, die „Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden" herauszugeben, meldete und ich in meinem Briefe u. a. die Stelle in den Morgenstunden S. 116 erwähnte, hatte Herr Prof. Kant sogleich die Güte, mir eine Berichtigung dieser Stelle zu meinem Buche zu versprechen, welche er mir nachher in diesem Aufsatz, worin noch weit mehr enthalten ist, zusandte."

Mit dieser Schilderung des Verkehrs der beiden edlen Denker mag die Darstellung von den Beziehungen Kants zu den Juden beschlossen sein. Für uns gilt, was einer der feinsten Kenner von Kants Philosophie, was Hermann Cohen anläßlich seines hundertsten Geburtstages gesagt hat, für alle Zeit: Nur dem Genius wollen wir danken, die Eigenart und die Selbständigkeit seines Geistes verehrungsvoll anerkennen. Alles Tiefe und Fruchtbare im ganzen Gebiete des Geistes hat seine Analogien, und eine innerliche Verwandtschaft verbindet alles Große. Dennoch aber bleibt es richtig, daß die Schöpferkraft des Genius eine Eigenart in allem Geistigen bildet. Je reiner sich in ihm die Idee der Menschheit verwirklicht, desto ursprünglicher ist und bleibt die Selbständigkeit des weltgeschichtlichen Individuums. Kants Gesetz der Sittlichkeit, seine Freiheit dieses Sittengesetzes und der höchste Inhalt, den er diesem Gesetze gab, die Idee der Menschheit, diese ethischen Grundbegriffe sind die Leitsterne unseres religiösen Wesens. Sie sollen und sie werden immer leuchtender für uns werden. Das Gedächtnis des Weisen ist unvergänglich, weil sein Wirken kein Ende hat.

---

*) Immanuel Kants kleinere Schriften, herausgegeben von J. H. von Kirchmann. Heidelberg 1882. Band VI. S. 129 ff.
**) Leipzig 1786. S. XLIX.

Unsere Großmütter.*)

Von

Rosalie Perles.

Bis zur zweiten Teilung Polens im Jahre 1793 gab es im Königreich Preußen außer in Schlesien nur wenig Juden. Erst mit der neu erworbenen Provinz Posen kam eine sehr beträchtliche Anzahl Juden nach Preußen. Diese brauchten nicht lange, um germanisiert zu werden; denn es waren lauter ehemalige Deutsche, die vor den in Deutschland damals nie endenden Verfolgungen nach Polen geflüchtet waren. Sie hatten sich im fernen Osten auch ihre deutsche Sprache bewahrt, die sie nun wieder, wenn auch in veralteter Form erstarrt und mit allerlei slavischen und hebräischen Worten vermischt, als Jargon nach Deutschland zurückbrachten. Schon die zweite Generation verwandelte den Jargon in Hochdeutsch, und die Juden waren es von Anfang an, welche in der Provinz Posen das Deutschtum vertraten. Sie erleichterten der Regierung ganz außerordentlich die Germanisierung der Provinz, und sie sind bis auf deu heutigen Tag die Träger des Deutschtums in Posen geblieben. Von der Stadt und Provinz Posen aus ging der Strom der jüdischen Bevölkerung nach den größeren Städten der anderen preußischen Provinzen, am meisten nach der Hauptstadt Berlin, und man kann wohl sagen, daß ein großer Teil der in der jüdischen Gemeinde Berlin auf allen Gebieten zu Bedeutung gelangten Persönlichkeiten mit einem Tropfen slavischen Oeles gesalbt war. Es ist kaum nötig, hier Namen zu nennen, die Reihe derselben wäre

* Vortrag, gehalten im Verein für jüdische Geschichte und Literatur in Königsberg am 24. Febr. 1904.

endlos. Unter den vielen sei nur an den langjährigen Stadtverordnetenvorsteher Straßmann erinnert, unter dem Berlin aus einer preußischen Hauptstadt zur Reichshauptstadt sich entwickeln mußte: an Lasker, der an der deutschen Reichsverfassung die Fundamente hat legen helfen. Ferner sei an die stattliche Reihe hervorragender Mediziner erinnert, deren Namen in der Geschichte der Medizin für immer verzeichnet bleiben werden. Ebenso verhält es sich mit den anderen Wissenschaften. Auf jüdischem Gebiete seien Grätz, Lazarus, Joel genannt. Auch viele Journalisten, Humoristen, Schriftsteller und Dichter waren Posener Abstammung, von denen ich Ihnen nur Aron Bernstein nenne, den unermüdlichen Journalisten, der zugleich Naturforscher, Schriftsteller und Dichter war, auf dessen Erzählungen wir noch später zurückkommen werden.

An diesen wenigen Beispielen, die man noch lange fortsetzen könnte, besonders mit den zahlreichen auf wirtschaftlichen, kaufmännischen und gewerblichen Gebieten hervorragenden Männern wollen wir uns genügen lassen. All diesen Männern kann niemand den Ruhm absprechen, unter den führenden Geistern an den großen Aufgaben mitgearbeitet zu haben, welche in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts dem preußischen Staate und vor allem der Hauptstadt zufielen.

Wird es schon mit Recht als eines der größten Wunder betrachtet, daß die Juden alle Leiden ihrer endlosen Jammergeschichte überhaupt überdauert haben, so ist doch das Wunder noch größer, daß sie gleich im Augenblicke ihrer Befreiung aus dem Ghetto reif für die Freiheit dastanden. Nicht ein Sklave, dessen Kette bricht, nein, ein freier Bürger, heimisch in der himmlichen Luft der Freiheit, die er aus seinem göttlichen Buche geschöpft hatte, atmete er nun die Luft der irdischen Freiheit. Durstig sog er sie ein. Mit jugendlichem Feuereifer, als wäre er auf einmal fertig und neu aus der Hand seines Schöpfers hervorgegangen, griff er mit fleißiger, gewerbstätiger Hand überall im neugewonnenen, deutschen Vaterlande an. Bald wurde auch die bürgerliche Gleichstellung angestrebt und nach heißen Kämpfen, die in jedem der vielen deutschen Vaterländer von damals extra gekämpft werden mußten, auch errungen. Schon vorher begannen die Kinder der Juden Schulen und Hörsäle zu füllen. Damit wurde der Welt ge-

zeigt, daß die Schätze des Wissens ihnen höher standen als Geld und Gut. Mit Bewunderung sahen es die Freunde, mit Haß und Neid sahen es die Feinde; dieses wunderbare Schauspiel, wie die so lange von Licht und Luft abgesperrten Triebe im Lichte der Sonne sich entfalteten und die herrlichsten Blüten zeitigten.

Wer war es nun aber, dem in erster Reihe dieses Wunder zu danken ist? Wer hat das jüdische Haus in dem jähen Uebergange behütet und mit starker und liebender Hand aus Enge und Druck zu Wohlsein und Behaglichkeit geführt? Es sind unsere Großmütter gewesen, oder, wie ich gleich ergänzend und berichtigend hinzufügen will, von den jüngeren unter uns waren es die Urgroßmütter nnd von den jüngsten die Ururgroßmütter.

Was hatten die Frauen in diesem schwierigen Uebergangsstadium zu leisten, was war ihre Aufgabe? Die Aufgaben waren verschiedene je nach dem Stande, der Vermögenslage und der Lebensführung der Familie. Zunächst lassen Sie mich nur diejenigen Züge und Eigenschaften anführen, welche allen gemeinsam waren. Die Ansprüche, welche diese Frauen an sich selber stellten, waren unbegrenzt; die Ansprüche, die sie an das Leben stellten, waren minimal, ja, man kann wohl sagen, sie waren gar nicht vorhanden. Es ist erstaunlich, mit wie wenigem oft ganze Familien haushalten und mit einem gewissen Anstand haushalten konnten. Ob Wohlhabenheit im Hause herrschte, ob Enge und Dürftigkeit — immer wohnte Frohsinn und Heiterkeit darin. Die jüdische Frömmigkeit bringt diese Heiterkeit mit sich. Die altjüdische Weltansicht ist eine durch und durch optimistische und schließt jeden Hader mit dem Schicksal aus. Kopfhängerei verträgt sich nicht mit der Art der Frömmigkeit, wie sie unsere Großmütter besaßen. Es war eine naive, man möchte sagen, unbewußte Frömmigkeit, keine Betschwesterfrömmigkeit. Wohltätigkeit üben, Not lindern, Ergebung in den Willen der Vorsehung, das war ihr Frömmigkeitsideal. Betschwestern gediehen niemals im Judentum. Während in mancher anderen Religion das ganze Ceremoniell auf die Frauen zugeschnitten erscheint, sind bei uns eine Menge Gebote nur für die Männer verbindlich. Erlassen sind den Frauen besonders alle diejenigen Forderungen, die an eine

bestimmte Zeit gebunden sind. Die Begründung dieser Praxis ist höchst charakteristisch. Die Zeit, welche die Frau zu den notwendigsten Arbeiten braucht, soll nicht durch diese Forderungen zu sehr in Anspruch genommen werden. Vielleicht würde sie dadurch in einer wichtigen häuslichen Verrichtung sich unterbrechen müssen, vielleicht gar würde sie in ihren frommen Werken sich dadurch stören lassen! Nun, deutlicher kann nicht die Hochstellung ihrer Arbeit und die Wertung derselben Ausdruck finden.

Wir werden unsere Großmütter oder Urgroßmütter am besten verstehen lernen, wenn wir uns ihre Lektüre näher betrachten. Die Woche zwar gehörte ganz der Arbeit; aber am Sonnabend wurde für die ganze Woche gelesen. Aber was? Sie lasen nur aus drei Büchern: aus dem Gebetbuche, aus der Bibel, aus dem Erbauungsbuche Ze'éno'ure'éno.

Die Ze'éno'ure'éno, im Volksmund Zennerenne genannt, das gelesenste Buch der damaligen Frauen, wird von Grünbaum, dem intimsten Kenner der jüdisch-deutschen Literatur, folgendermaßen geschildert: „Eigentümlich wie die Geschichte des jüdischen Volkes, und wie auch das jüdisch-deutsche Idiom etwas ganz Eigentümliches ist, ist auch diese Literatur eine eigentümliche Erscheinung, zu der sich schwerlich irgendwo eine Analogie finden läßt. Das jüdisch-deutsche Idiom wird zuweilen „Weiberdeutsch“ genannt, wie auch die jüdisch-deutsche Schrift unter dieser Benennung vorkommt. Auch die Schriften, die in diesem Weiberdeutsch geschrieben sind, bilden eine Frauenliteratur, insofern als sie alle für Frauen bestimmt sind, da man bei jedem Manne voraussetzt, daß er wenigstens Raschi oder sonst ein leichteres Buch in der Ursprache lesen könne. . . . . . Diese Schriften haben jedenfalls einen entschiedeneren Charakter und einen bestimmteren Zweck, als z. B. die modernen Bücher deutscher Literatur mit den Titeln: Aesthetik für Frauen, Geschichte für höhere Töchterschulen, Mythologie für das weibliche Geschlecht, Botanik für Mädchen. Bei diesen und ähnlichen Büchern sieht man nicht ein, was die Trennung der Geschlechter bedeuten soll. Die jüdisch-deutschen Bücher haben das miteinander gemein, daß sie sich innerhalb eines streng abgegrenzten Gebietes bewegen: allen gemeinschaftlich ist aber auch die Demut, Bescheidenheit, die

milde Resignation, das Gemütliche, die fromme Innigkeit und Innerlichkeit. Diese jüdisch-deutsche Literatur gemahnt an die jüdische Frau früherer Zeiten, auf die der Vers angewandt wurde:

„Alle Herrlichkeit der Königstochter ist im Innern.“

Diesen jüdisch-deutschen Büchern ist es zum Teil wenigstens zuzuschreiben, wenn die häuslichen Tugenden, wenn Pietät, Familiensinn, fromme Sitte, Mildtätigkeit und Wohltätigkeit im jüdischen Hause herrschten.“

Soweit Grünbaum. Lassen Sie mich nun noch einer anderen Lektüre gedenken, die auf alle diese hier genannten Tugenden, hauptsächlich aber auf die Richtigstellung der Begriffe von Frömmigkeit, noch größeren, wohltätigeren, tiefergehenden Einfluß übte. Ich meine die in das Gebetbuch aufgenommenen „Sprüche der Väter“. An jedem Sabbath in den langen Sommernachmittagen wurden sie abschnittweise von den damaligen Frauen nach dem Minchagebete, wie es Vorschrift ist, mit Ruhe und Muße gelesen. Die Sprüche der Väter! Was ist nicht alles in diesen Sprüchen enthalten! Es ist der Geist des Judentums, der hier in konzentrierter und doch allgemein verständlicher Form vorliegt, es ist der zusammengefaßte Goldgehalt, der in dem unermeßlichen Schrifttum zerstreut ist, es sind die köstlichsten Perlen aus demselben, die hier zu einer Kette zusammengereiht sind, mit der das Volk sich schmücken sollte. Und es hat sich damit geschmückt; denn jedermann war sie zugänglich gemacht, jedermann besaß sie in seinem Gebetbuche. Es ist eine religiöse Spruchweisheit, wie sie nur das Judentum aufzuweisen hat. Eine Frau, welche diese Schätze von religiöser Weisheit, wie von Lebensweisheit sich zu eigen gemacht, hat gründlich gelernt, worauf es im Punkte der Frömmigkeit am meisten ankommt. Das dort aufgestellte Ideal geht ihr in Fleisch und Blut über. Sie verbindet mit dem Worte „fromm“ alles Große, Gute und Edle, wozu die jüdische Religion erzieht. Sie glaubt nicht, durch das bloße Halten der Gebräuche schon eine Ideal-Fromme zu sein. Das gute Herz, die vornehme Gesinnung, das edle Handeln, die frommen Werke, das galt ihr, wie sie es aus den Sprüchen lernte, für Frömmigkeit, und danach richtete sie ihr Leben ein. Gewiß,

man hielt sich damals streng, sogar mit rigoroser Strenge an alle äußeren Vorschriften und Gebräuche; aber man tat sich darauf nichts zu gute, man dachte gar nicht, daß es anders sein könnte, noch weniger, daß man damit etwas besonders Frommes tat. Ein derartiger Mißbrauch mit dem Worte fromm wird erst heutzutage getrieben. In diesem zarten Punkte ist unter uns eine förmliche Verwilderung eingetreten. Was nennt man heut' nicht alles fromm, woran denkt man bei dem schönen Worte fromm! Ich glaube es Ihnen sagen zu können, woran man dabei denkt: Man denkt dabei an Teller und Töpfe, an Speisen und Mahlzeiten und all dergleichen. Was soll man dazu sagen, wenn mit dem edlen Beiwort „fromm“ Wirtschaften und Menus beehrt werden! Wenn wir Heutigen, wie einst unsere Großmütter, die „Sprüche der Väter“ wiederum allgemein zu unserem Studium machen würden, wir würden das Wort fromm nicht in dieser Weise degradieren, wir könnten z. B. das Wort „fromme Schüsseln“ nicht über unsere Lippen bringen.

Wie die Frömmigkeit unserer Großmütter und Urgroßmütter beschaffen war, und wie sie sich äußerte, das können wir unter anderem auch aus einem Beispiele sehen, das uns Lazarus in seinem Buche „Treu und frei“ vor Augen führt. Er spricht von der Großmutter seiner Frau und sagt: „Die Frauenvereine bearbeiteten damals ein reiches Feld; weibliche Krankenpflege und Leichenbestattung, Pflege der Wöchnerinnen, Ausstattung, besonders Ausrichtung der Hochzeit armer Bräute forderten eigentlich kaum erschwinglichen Tribut. Der persönliche Dienst kannte bei manchen der Vorsteherinnen kaum eine Grenze oder Ermüdung. Bobe (Großmutter, wie sie allen hieß) Zortelchen hatte in unserem Hause gewohnt; ich habe sie nicht mehr gekannt, aber der Ruf ihrer Heiligkeit und Werktätigkeit hat sie lange überlebt und das Zimmer, worin sie gewohnt, betraten auch wir noch mit ererbter Ehrfurcht. In vielen Anekdoten wurde ihr Andenken charakteristisch gefeiert, nur einer will ich gedenken. Von ihrer früh verstorbenen einzigen Tochter lebte ihr einziger Enkelsohn in der Gemeinde, draußen vor der Stadt, auf einem Vorwerk. Als diesem ein Töchterchen geboren war, das — nach der Sitte — den Namen seiner Mutter erhielt, gereichte ihr der Besuch dieses Kindes, als der

neu auflebenden Tochter zur süßesten Freude. Aber an keinem Wochentage hat sie diesen Besuch sich gegönnt; diese gehörten allesamt dem heiligen Dienste, den sie den Pfleglingen all der Vereine leisten mochte."

Von anderen damaligen Frauen sagt Lazarus: „Die reinen, frommen in ihrer Art gebildeten, mit der Kenntnis nicht bloß der Schriftzeichen, sondern auch der Sprache des Hebräischen gezierten jüdischen Matronen voriger Geschlechter gehören zu den edelsten Erscheinungen, welche menschliche Kultur gezeitigt hat; ihr gesittigtes, gemütsinniges, von Wohltätigkeit durchleuchtetes und von religiöser Tiefe durchgeistigtes Wesen hat seinesgleichen an Würde selten gefunden." So weit Lazarus.

Gestatten Sie, daß ich nun den Typus zu schildern versuche, der in Gestalt meiner eigenen Großmutter eine Menge Züge in sich vereinigt, welche die damaligen jüdischen Frauen kennzeichnen, so daß wohl jeder den einen oder anderen Zug der eigenen Urahne darin wird zu erkennen glauben.

Wie damals in sehr vielen anderen Fällen war es auch hier die Aufgabe der Frau und nicht des Mannes, für den Erwerb, für das Geschäft, mit einem Worte für die Existenz zu sorgen. Der Großvater, dessen Wissen und Gelehrsamkeit (auch in nicht jüdischen Fächern, was damals noch eine Seltenheit war) ihn zum Aristokraten stempelten und seine Familie dadurch in eine höhere gesellschaftliche Sphäre rückten, war, seit er denken konnte, mit seinem Studium beschäftigt. So kam es denn, daß die Frauenfrage, die uns Heutigen so viel Kopfzerbrechen verursacht, hier ganz von selbst sich löste. Die Erwerbstätigkeit der Frau wurde nicht als Recht gefordert, sondern als Pflicht, oft als sehr schwere, ausgeführt. Wenn das heutige Motto in der Frauenfrage lautet: Die Frau ist zu allem berechtigt, wozu sie befähigt ist, so kümmerte sie sich damals um gar kein Motto, hielt sich zu allem verpflichtet, und das geschärfte Pflichtgefühl machte sie zu allem befähigt.

Im Ertragen von Strapazen, von Kälte und Hitze, von Hunger und Durst konnte diese Frau mit dem abgehärtetsten Kriegshelden es aufnehmen. Ob alles vor Frost erstarrte, ob glühender Sonnenbrand alles versengte, — immer war die Großmutter unten auf ihrem Posten, vom frühen Morgen

bis zum späten Abend. Ja, auch ihre Mahlzeiten wurden im ungeheizten Geschäftslokal (es war ein Engros-Geschäft) eingenommen, wenn sie nicht gar lieber dem Kunden aus der Provinz angeboten wurden, während sie selber sich am Zusehen sättigte und erwärmte. Das Auspacken der frisch angekommenen Waren wurde immer in der Nacht besorgt, sonst wurde in der Nacht nach dem Zehnuhrladenschluß oben nur die Wirtschaft für den andern Tag besorgt, und der frühe Morgen sah sie schon wieder unten auf ihrem Posten. Der Kampf der Konkurrenz, der heute in anderen Formen fortwütet, äußerte sich damals noch in handgreiflicher Gestalt. Jede versäumte Minute rächte sich, jede versäumte Minute bedeutete einen Vorteil des eifrigeren Konkurrenten. Jeden Abend, bevor der Laden geschlossen wurde, wurde der Barerlös des Tages gezählt und jedesmal das Maaser (der den Armen reservierte zehnte Teil des Verdienstes) sorgsam berechnet und gewissenhaft in die für diesen Zweck bereit stehende Kassette getan.

Mit der eifrigen Geschäftsfrau, die für nichts anderes Sinn zu haben schien als für ihre Arbeit, ging am Freitag nachmittag, wenn der Laden geschlossen war, eine Wandlung vor. Bevor die Sabbathlichter angezündet wurden, war die hochgewachsene Gestalt in eine Fürstin umgewandelt. Wir Enkel mußten ihr helfen, schnell damit fertig zu werden; denn die Zeit war kurz bis zum Beginn des Sabbaths. Wenn sie am Sabbathmorgen mit kostbarer Pelzstola geschmückt, an der Seite ihres männlich schönen, sie noch überragenden Gatten der Synagoge zuschritt, verbeugte sich alles vor dem stattlichen Paare. Nichts an der heutigen Erscheinung der Frau ließ die Strapazen der vorangegangenen Woche ahnen.

Was der Großmutter der Synagogenbesuch war, das ist einem heutigen Publikum schwer klar zu machen. Man muß es gesehen haben, dieses häßliche, düstere, vom Alter geschwärzte Gemäuer, das sich die alte Schul in Posen nannte, mit der langgestreckten, sackähnlichen Frauenschul, von der aus man durch kleine, in die dicke Mauer durchgebrochene Löcher, die in langen Abständen angebracht waren, einen Blick in die Männerschul werfen konnte. Als eine der Vornehmsten hatte die Großmutter ihren Platz vorn an dem ersten dieser Fensterlöcher. Mit welcher Inbrunst verrichtete sie ihre An-

dacht, mit welcher verständnisvollen Aufmerksamkeit folgte sie jedem Worte, mit welchem naiven Entzücken lauschte sie dem Kantor, während die Vorlesung aus der Thora das immerwährende Ehrenamt ihres Mannes war, der in dieser Art Vortrag eine unbestrittene Ueberlegenheit besaß. Später, als er im hohen Alter die ohnehin lange Sidra durch seinen gedehnten Vortrag noch mehr als nötig in die Länge zog, wagte man dennoch nicht, ihm dieses verjährte Vorrecht zu entziehen. So groß war der Respekt vor seiner Person.

Die Großmutter ließ sich während der Dauer des Gottesdienstes durch nichts in ihrer Andacht stören. Nur in einem Falle machte sie eine Ausnahme: wenn nämlich eine junge Frau nach der Hochzeit zum ersten Male „schulgeführt" wurde. Einer solchen räumte sie immer dienstwillig ihren Platz ein, um sie etwas von dem Gottesdienste sehen zu lassen. Für meine Großmntter war dieser Gottesdienst mit seinem Kantor der Inbegriff aller Kunstgenüsse. Er war ihr höchstes Entzücken, ihr einziges Vergnügen, das sie wahrhaft beglückte, und das gar kein anderes Zerstreuungsbedürfnis mehr in ihr aufkommen ließ, wie sie denn auch, wenn sie strahlend vom gehabten Genuß aus dem Gottesdienste heimkam, immer zu sagen pflegte: Seht, Kinder, das ist meine Komödie, was ungefähr so viel bedeuten sollte, als: Geht ihr nur in eure Konzerte, in eure Theater — so was bekommt ihr doch nicht zu hören. Hatte sie gar eine Predigt von Salomon Pleßner, einem der frühesten deutschen Prediger, der manchmal auch in der alten Schule eine Predigt hielt, gehört, dann kannte ihre Begeisterung keine Grenzen mehr.

Die übrigen Sabbathstunden waren ebenso wie der Freitagabend der Lektüre geweiht und zwar der Lektüre, die ich oben geschildert habe. Sie las nichts als die Bibel und die Zennerenne und war doch eine nicht nur überaus kluge und geistreiche, sondern, obgleich sie nur Jargon sprach, gebildete Frau. An ihr konnte man so recht sehen, daß es nicht die Summe der angesammelten Kenntnisse ist, was die Bildung ausmacht, sondern die Wirkung, die diese auf den Geist, auf die Veredelung des ganzen Menschen üben. Woher kam ihre Erkenntnis, aus welcher unsichtbaren Quelle strömte ihrem klaren, scharfen Geiste Nahrung zu? Diese eigentliche

Bildung, die das ganze Innere durchleuchtet, hat ihr die Bibel allein vermittelt. Allsabbathlich den Wochenabschnitt in ihrem Jüdisch-deutsch lesend, lernte sie zunächst die fünf Bücher Moses gründlich durch alljährliche Wiederholung kennen. Aber auch die anderen Bücher der Bibel waren ihr geläufig. Aus den Sprüchen Salomonis, ja sogar aus Hiob zitierte sie bei passender Gelegenheit in der Ursprache, wie überhaupt ihr Sprüchwörterschatz allein schon ein Bändchen füllen würde.

Selten nur in ihrem langen, arbeitsreichen Leben hat die Großmutter einen Ausgang, niemals aber einen Spaziergang gemacht. An den Wochentagen hinunter ins Geschäft, an den Sabbathen in die nahe „alte Schul", so floß ihr Leben dahin. Ein zweckloser Schritt wurde nicht gemacht. Sah man sie aber doch in einem seltenen Falle einmal auf der Straße, so wußte man, sie hatte einen großen Zweck. Eine arme Braut mußte ausgestattet und dazu mußte Geld geschafft werden, oder eine früher reiche und vornehme Familie war am Rande des Ruins angelangt. Dem mußte vorgebeugt, die Familie durfte nicht fallen gelassen werden.

Warum sie außer Bibel und Zennerenne kein Buch las, das hatte einen besonderen Grund. In ihrer Jugend hatte sie einmal den Robinson gelesen. Nach all den großen Erlebnissen des Helden, dessen Schicksale sie mit heißer Spannung und innigem Mitgefühl verfolgt hatte, erschien ihr der Schluß so unbefriedigend, daß sie in ihrer energischen Natur den Vorsatz faßte, nie wieder die Zeit mit so unnötigen, im Sande verlaufenden Geschichten zu verbringen.

Dieser kleine Zug ist charakteristisch, nicht nur für die einzelne Frau, sondern für den ganzen, aufs vernünftige gerichteten Sinn der damaligen Juden. Sie hatten noch nicht Zeit gefunden für den Luxus zweckloser Beschäftigungen. Das Nützliche, das Gute, das Zielbewußte lag ihnen im Blute. Sie hatten ein Wort dafür geprägt, für das es gar keine deutsche Uebersetzung gibt, ein Wort, das die Richtschnur bildete, bilden mußte, wonach das Leben geführt wurde; ein Wort, das der Zwang auf den Thron erhoben hatte, der Zwang, unter dem alle Kräfte der Juden immer gestanden hatten und noch damals am meisten standen, wo es galt, den Weg vom Schatten des Ghetto in die Sonne der freien

Wohnsitze zu finden, wo es galt, die Spuren von Jahrhunderten des Druckes schnell zu tilgen und dazustehen, als wären sie immer freie Bürger des Staates gewesen. Ich meine das Wort, den Begriff: Tachlis.

Erst im Alter von 80 Jahren, nach dem fast gleichzeitigen Tode ihres Gatten und ihrer einzigen Tochter, meiner Mutter, gönnte sich die Großmutter Ruhe und zog sich ganz vom Geschäfte zurück. Sie erlebte noch Urenkel und starb in dem glücklichen Bewußtsein, ihren Enkeln durch ihre Arbeit das Haus mit erbaut zu haben und dieselben so vermählt zu sehen, wie es ihrem frommen Sinne und ihrem am jüdischen Wissen hängenden Herzen genehm war.

Damit sind wir bei der nächsten Generation angelangt. Jetzt war die Sachlage bereits eine andere.

Da die Männer nunmehr für den Erwerb sorgten und die ökonomische Lage durch den unverdrossenen Fleiß und die geschäftliche Tüchtigkeit derselben sich rasch aufbesserte, konnten die Frauen ihr großes Erbe an Tatkraft und Pflichtgefühl ganz auf das Haus verwenden. Die Sorge für das Wohl der Familie, für die körperliche und moralische Erziehung der Kinder war nunmehr ihre Hauptaufgabe. Wie sie dieser Aufgabe gerecht wurden, das zeigt eben das an Wunder grenzende Aufblühen der jüdischen Gemeinden. Die Kräfte wuchsen mit dem Wohlstande, und war der Kaufmann zu Vermögen gekommen, so konnte man sicher sein, daß jeder Sohn von Begabung und leider auch manchmal ohne dieselbe, den gelehrten Berufen sich zuwenden würde. Weniger begüterte Familien setzten nur allzuoft ihr letztes daran und legten sich die größten Entbehrungen auf, um den Kindern das Studium zu ermöglichen. In dieser Periode kam es oft vor, daß die Frau in weltlicher Bildung ihrem im Geschäftsleben kämpfenden Gatten um einen Schritt voran war. Deshalb spielte sie sich aber nicht etwa auf die sogenannte unverstandene Frau heraus, sondern bemühte sich doppelt und dreifach, das Haus auf ein höheres Niveau zu bringen und war glücklich, wenn sie den Söhnen und Töchtern eine höhere Bildung zu verschaffen vermochte. Tief lag die Wertschätzung des Wissens den Juden im Blute, und hatten die Großväter dieses höchste Gut, das Wissen, am Talmud und an nichts

als am Talmud geübt, hatten die Väter der Not gehorchend, als Geschäftsleute Vermögen erworben, so kehrten die Söhne, wo es irgend anging, zum gelehrten Berufe der Großväter zurück, nur mit dem Unterschiede, daß sie Aerzte und Juristen statt Talmudisten wurden. Aber auch Schriftsteller, Dichter, Gelehrte, Künstler, Universitäts-Lehrer und Politiker erstanden aus den jüdischen Familien und wunderbar blühten alle Fähigkeiten unter ihnen auf. So zahlreich aber auch die Talente unter den deutschen Juden waren, so reich die herrlichsten Blüten ihrer Begabung dem deutschen Vaterlande und besonders seiner Literatur zugute kamen, wir warten bis heute noch vergebens darauf, daß ein großer jüdischer Schriftsteller gerade dieses blühende Familienleben in einem größeren Bilde schildern möchte, dieses Aufblühen der großen jüdischen Gemeinden, die sich aus lauter solchen Familien zusammensetzen. Hier wäre das Wesen und Wirken der Frau und Mutter zu schildern gewesen, der Seele des Hauses, der Schöpferin dieses Gedeihens, dieser Blüte. Mir ist keine deutsche Erzählung eines jüdischen Autors bekannt, die sich diese Aufgabe gestellt hätte, die hineingriffe ins volle Menschenleben und mit innerer Wahrheit künstlerisch gestaltet dieses Leben der Welt vorführte. Einer der in diesem Winter hier gehaltenen Vorträge behandelte ja gerade dieses Thema: „Jüdische Gestalten in der deutschen Literatur“. Da wurden sie uns in langer Reihe vorgeführt, die Zerrbilder, wie sie von Juden und Nichtjuden auf die Bühne und in die Romane gebracht wurden, bald zu gut, bald zu schlecht, immer aber unwahr. Noch vor wenigen Wochen, also ganz kurz vor seinem unerwarteten, allzu frühen Hinscheiden, unterwarf Karl Emil Franzos das neueste Theaterstück von Sudermann „Der Sturmgeselle Sokrates“ einer vernichtenden Kritik und wies nach, wie schief, unwahr und verzerrt die abstoßenden Gestalten gezeichnet sind, die darin als Juden auftreten. Und doch, dieses Familienleben mit seinen Freuden, Sorgen, Konflikten und Leiden, mit seinen so fein abschattierten, psychologisch so interessanten, durch fortwährende Reibungen aller Art geschaffenen Situationen wäre es wohl wert, einen Schilderer zu finden. Mit Ausnahme der zwei Novellen von Bernstein: „Vögele der Maggid“ und „Mendel Gibbor“, die

das Ghettoleben im Momente des Heraustretens aus demselben in einem kleinen Städtchen der Provinz Posen poetisch verklärt und doch innerlich wahr und zart schildern, gibt es keine Schilderung von Wert. Karl Emil Franzos nennt selbst seine Erzählungen „Halb-Asien“. Also das nahe, das eigene, des nächste hat auch er nicht geschildert. Zangwill hat mit großer dichterischer Kraft die Kinder des Ghetto geschildert, wie sie im Ostende von London ihr Ghettoleben weiter führen. Weniger realistisch, aber voll von Poesie, hat lange vor ihm Kompert seine Ghettogeschichten gedichtet. In neuester Zeit hat auch Ulrich Frank uns mit farbenreichen Bildern aus dem jüdischen Gemeindeleben von ehemals beschenkt.

Wann wird der Dichter erstehen, der uns schildern wird, was später aus diesen Kindern des Ghetto geworden ist, wie es geworden ist und wie es jetzt ist? Bis jetzt hat unseren Großmüttern niemand ein literarisches Denkmal gesetzt, wie sie es wohl verdient hätten. Aber sie haben sich selber ein Denkmal gesetzt in ihren Kindern, die gar nicht lange nach dem Falle der Ghettomauern ihren andersgläubigen Gefährten in allem Großen, Guten, Schönen, Nützlichen und Idealen mindestens ebenbürtig an der Seite standen. Unvergessen sind die großen Wohltäterinnen, welche den Grund legten zu den imposanten jüdischen Wohltätigkeits- und Wohlfahrtsinstituten, deren Aufzählung für Berlin allein ein ganzes Bändchen füllt. Unvergessen ist es, daß es jüdische Frauen waren, deren geistige Energie und praktische Schöpfergabe sie in die erste Reihe der Kämpferinnen stellte, die in Deutschland für Frauenrecht, für Frauengleichstellung, für Volkswohlfahrt und Volkserziehung ihre ganze Lebenskraft einsetzten und noch einsetzen. Ich nenne Ihnen nur Lina Morgenstern, Jeanette Schwerin und Henriette Goldschmidt. Aber wichtiger noch als die Leistungen der hervorragendsten unter den Frauen ist dasjenige, was dieselben in ihrer Gesamtheit sind und leisten. Durch die falschen Zeichnungen in der Literatur einerseits und durch das vordringliche Gebahren einiger weniger andererseits ist im allgemeinen eine ungerechte Beurteilung, eine Verkennung des wahren Sachverhalts zu beklagen. Wegen einer verschwindend kleinen Minderheit, die sich leider am meisten sichtbar macht, muß die Gesamtheit der

jüdischen Frauen es sich gefallen lassen, so beurteilt zu werden, als hätten sie alle die Fehler und Lächerlichkeiten von Emporkömmlingen. Die Auswüchse, die sich oben in den höchsten Schichten hie und da gebildet haben, werden für das Typische genommen. Wenn z. B. Bogumil Goltz sagt: „Es ist, als ob die Jüdinnen alle verbotenen und nie gekannten Freuden ihrer Vorgängerinnen nachträglich für sich ausbeuten wollen," oder: „sie ruhen auf dem sicheren Piedestal, das der Geldsack bildet und das Vertrauen auf die Gewerbtätigkeit und Geschäftsumsicht ihrer Männer und Väter," und in diesem Tone seitenlang fortfährt, so ist ihm zu entgegnen, daß er das, was er schildern will, gar nicht kennt. Er nimmt den obenauf schwimmenden Schaum für den ganzen Inhalt. Würde er tiefer geblickt haben und die jüdischen Familien in ihrem Heim gesehen, beobachtet, genau kennen gelernt haben, er würde anders urteilen über die Jüdinnen. Er würde wahrgenommen haben, daß die jüdische Frau in den allermeisten Fällen nicht nur häuslich ist, daß sie viel mehr als häuslich ist, daß sie oft Wirtschafterin, Köchin, Erzieherin, Hauslehrer und Weltdame in einer Person ist, daß sie es mit der Pflege aller ihrer Sorgfalt anvertrauten Familienglieder sehr ernst nimmt, daß sie die Kinder und ihre Pflege und Erziehung niemals Fremden überläßt. Er würde ferner wahrgenommen haben, daß alles Streben der Frau darauf gerichtet ist, das Haus zusammenzuhalten in allen seinen Gliedern und in seinen Räumen, das Haus zu verbessern, zu verschönern, er hätte überall ein Gedeihen, ein mächtiges und erfolgreiches Aufwärtsstreben gesehen, das von ihrer gesegneten Hand ausgeht. Was würde er z. B. zu den wackern Frauen sagen, die trotz ihrer Wohlhabenheit und hohen gesellschaftlichen Stellung alle Liebesdienste an den Toten üben, zu den Frauen, die heute noch ebenso wie in vergangenen Tagen keine bezahlte Hand an eine Tote, auch nicht an die ärmste heranlassen, um sie zur ewigen Ruhe herzurichten und zu kleiden?

Bogumil Goltz fährt aber in seiner Kritik der Jüdinnen fort: „Die Zeit arbeitet an ihnen sehr merklich, und vielleicht zeigen sich an keinem menschlichen Geschöpf ihre Wirkungen merklicher als an den jüdischen Frauen, — wenn man die heutigen mit ihren Großmüttern vergleicht." Mit ihren Groß-

müttern — von diesen sind wir ausgegangen, und darin muß man Bogumil Goltz recht geben, daß zwischen den Enkelinnen und ihren Großmüttern ein gewaltiger Unterschied besteht. Die Enkelinnen sind Kinder der Neuzeit und jene waren Kinder des Ghetto, diese sind in modernen Schulen gebildet, jene ganz ohne andere als jüdische Bildung aufgewachsen, diese sprechen außer ihrem reinen Deutsch noch so und so viel fremde Sprachen und haben, zum Teil wenigstens, alles Jüdische vergessen; jene verstanden Geld zu verdienen, diese Geld auszugeben, jene wußten von nichts als von Tachlis, wie ich es oben definierte, diese treiben Musik und alle schönen, der ästhetischen Ausbildung dienenden Künste, allen Sport, der den Körper erfrischt und die Nerven stärkt — — und so könnte man die Unterschiede noch lange fortführen.

Aber alle diese tiefgehenden Unterschiede sind noch geringfügig gegen den Hauptunterschied, den Grad ihrer Religiosität. Hierüber zu sprechen, kann nicht meine Aufgabe sein. Daß wir aber auch bei dieser, für die Gegenwart jedenfalls traurig ausfallenden Vergleichung nicht zu verzweifeln brauchen, lehrt uns die Betrachtung der Geschichte, die Betrachtung der Entwickelung des jüdischen Geistes, der nach scheinbarem Vergehen immer wieder von neuem erwacht, reiner, schöner und kräftiger als er vorher gewesen.

Wir besitzen in unserer biblischen Poesie ein Gedicht, das vom Volk nach seinen beiden ersten Worten „Esches chajil“ genannt wird, auf deutsch „Frau der Kraft“, also nicht wie anderwärts: das schwache Geschlecht. Dieses Lied wurde jeden Freitag abend von dem aus der Synagoge in sein trautes Heim zurückkehrenden Manne beim Eintritt in dasselbe gesungen — ein Beweis, daß dieses uralte Lied nicht etwa unter dem Schutt der grauen Vorzeit verborgen ruht, daß es vielmehr als Volkslied in aller Munde fortlebte, und sein Inhalt ganz und gar, wie er der Volksseele entnommen, wieder in die Volksseele übergegangen war. Dieses Gedicht ist eine Perle nicht nur der jüdischen Dichtung, sondern der Dichtung überhaupt, und es ist von den berufenen Beurteilern aller Zeiten und Länder anerkannt und ausgesprochen worden, daß kaum eine Literatur der Welt etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Man lese nur die Minnelieder des Mittelalters,

darunter auch die Dichtungen des Meisters, der sogar den Beinamen Frauenlob führt. Das Lob der Frau zu singen, war jahrhundertelang die alleinige Aufgabe dieser Sänger. Und doch, in dieser ganzen weitschichtigen Literatur des Minnedienstes, in der uns Heutigen vieles unverständlich, manches lächerlich, alles aber ungenießbar vorkommt, ist nichts enthalten, was auch nur entfernt an die Würde, Wahrheit und Schönheit unseres kurzen Liedes Frauenlob von der Biederfrau heranreichte. Unser altes schönes Lied ist kein Minnelied, noch weniger eine Heiligenlegende, sondern eine einfache, wahre, kurze und dabei hoch poetische Schilderung der Wirksamkeit einer Frau, wie sie sein soll. In knappen, scharfen Linien gezeichnet, tritt uns aus dem Rahmen dieses Liedes ein Frauenideal entgegen, das für alle Zeiten seine Gültigkeit bewahrt, ja, man kann sagen, dieses Frauenideal ist sogar ein modernes im höchsten Sinne zu nennen. Die Frau erscheint neben dem Manne, dem Herrn des Hauses, als Herrin des Hauses, also gleichberechtigt, es wird ihr eine Einflußnahme auf Dinge eingeräumt, die weit über die Sphäre des Hauses hinausgehen. Nachdem alles nacheinander in wundervoll poetischer Form aufgeführt ist, was eine Frau zu tun hat und leistet, was sie ihrem Manne ist, in welcher Weise sie alles versorgt, wie vollkommen alles ihr Unterstehende durch ihre Hand gehegt und gepflegt wird, wie sie Tag und Nacht sich nicht Ruhe gönnt, wie sie die Mägde im Zaum hält, ihnen aber nur zuteilt, was ihnen zukommt, wie die kunstfertige Hand köstliche Gewebe bereitet und mit dem Erlös einen Weinberg kauft, wie sie dem Elenden und Dürftigen ihre Hand reicht. Und dann, erst dann, wenn das alles, diese Hauptaufgaben erledigt sind, dann beginnt ihr kluger Sinn auch an dem Erwerb selber mitzuarbeiten, und sie kauft Aecker und tut den Mund mit Weisheit auf und sieht heiteren Gemütes der Zukunft entgegen.

Wie fein ist nach alledem der Schluß, daß ihre Söhne sie preisen, und ihr Gatte sie mit den Worten rühmt: „Gar viele Frauen haben sich wacker erzeigt — du aber übertriffst sie alle.“ Das ist nicht anders gemeint als: So denkt jeder Mann von seiner Frau, ein jeder meint, die eigene übertrifft alle anderen. Und so war und blieb es auch zu allen Zeiten.

In der hell erleuchteten, sabbathlich geschmückten Freitag-Abendstube, wenn Frau und Kinder den Gatten strahlend begrüßten, in diesem schönsten, oft dem einzigen schönen Augenblicke, der ihm im Leben der Woche vergönnt war, drängte sich ihm unser Lied auf die Lippe, pries er sich glücklich im Besitze seiner von der Frau geschaffenen Häuslichkeit, seinem Paradiese. Am Schlusse des Liedes von der Biederfrau heißt es: Lug ist die Anmut und ein vergänglicher Hauch die Schönheit; ein Weib, das Gott fürchtet, das soll man ehren. Dieser Satz, obwohl an den Schluß gestellt, ist doch als Voraussetzung des ganzen gedacht. Eine Lebensführung, wie die hier geschilderte, ist eben nur als Resultat, als Ausfluß einer Frömmigkeit, wie das Judentum sie versteht, möglich. Alle diese Vorzüge sind nur denkbar als Frucht der Gottesfurcht.

Dieses alte jüdische Frauenideal ist noch immer bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben. Es ist nicht tot, nicht ausgestorben, was auch über die jüdischen Frauen der Gegenwart von Juden und Nichtjuden gesagt, gedichtet, gekrittelt werden mag. Es lebt in ihrer Brust, ihr Leben und Wirken im Hause ist noch in den allermeisten Fällen das Leben und Wirken nach dem oben geschilderten Ideal, unbeirrt von den wechselnden Modebegriffen über Schicklichkeit, Weiblichkeit, Moral. Die Flamme der Gottesfurcht, die unsere Großmütter und Urahnen einst erleuchtet und erwärmt hat, sie hat ihre Leuchtkraft noch nicht eingebüßt, sie leuchtet den Enkeln, ihnen selber unbewußt, auf ihren Pfad und hält sie im Banne strengster Pflichterfüllung, schärft ihr Gewissen, führt sie der Wohltätigkeit, der werktätigen Liebe zu und läßt das Streben nach Höherem niemals in ihnen schwinden.

So lange noch ein Tropfen Blut von der Urahne in den Adern der späten Enkelin rollt, so lange wird auch ein Hauch ihres Geistes in derselben lebendig bleiben — des Geistes der Urahne, von der man mit Fug und Recht das Dichterwort wiederholen kann:

An Märchen grenzt, was sie für andre konnte,
An Heiligenschein, was sie sich selbst versagt.

Naemi Ehrenfest.

Von

Ulrich Frank.

Die hohe, stolze Gestalt Esthers erschien ein wenig gebeugt. Nicht in Demut, nur in Schmerz. Sie kam vom Grabe der Großmutter. Neben ihr Ruth, in stummer Trauer, als wage das tiefe Leid ihrer Seele nicht, sich laut anzukündigen. Die Frau, die sie heute zur letzten Ruhe gebettet hatten, war die treue Hüterin ihrer Kindheit, die Freundin und Beraterin ihrer Jugend, die zärtliche Spenderin ihrer Freuden, Frau Naemi Ehrenfest, die Witwe des Sanitätsrat Dr. Ehrenfest.

Achtundvierzig Jahre hatte sie mit ihrem Gatten in glücklicher Ehe gelebt, der aber die trübsten, schwersten Stunden nicht erspart blieben. Zwei Söhne hatten sie besessen, beide aber wurden ihnen entrissen, im blühendsten Alter. Beide gehörten sie zu denen, die die Ehre des Vaterlandes mit ihrem Leben bezahlten. Der jüngere fiel bei Sedan, an jenem Tage, dessen glorreichen Sieg tausende mit ihrem Blute besiegelten. Der ältere, Arzt, wie sein Vater, erlag ein Jahr später einer Typhusepidemie, die in dem Lazaret ausgebrochen war, das er als Assistenzarzt leitete. Beide waren verheiratet und ihre Kinder Esther und Ruth kamen in das Haus der Großeltern, diesen Trost zu bringen und den Gram über den unsagbar schweren Verlust, den das Schicksal über sie verhängt hatte, zu mildern. Esther war damals 5, Ruth 2½ Jahre alt. Trostlos hefteten sich die Blicke der tiefgebeugten Frau auf das blonde Köpfchen Ruths, trostlos blickte sie in die schwarzen Augen Esthers, die beide kein Verständnis

hatten für das Ungeheuerliche, das über sie, über die Familie, der sie angehörten, verhängt war. Zärtlich und verschüchtert schmiegte die kleine Ruth sich an die beim Anblick der Kinder lautjammernde Frau, stürmisch und erobernd drängte Esther sich heran und rief mit herrischer Stimme: „Du sollst nicht weinen, Großmama, nicht weinen . . . sonst gehe ich weg von dir! Und Ruth nehme ich auch mit . . . kleine, dumme Kinder weinen, artige Kinder nicht und alte Großmamas auch nicht . . ." Und die „alte Großmama," sie war damals zweiundfünfzig Jahr, trocknete ihre Tränen, hob Ruth zu sich empor, umschlang Esther und — lächelte. So fand sie der Gatte, der nach seiner ärztlichen Sprechstunde in ihr Zimmer trat. Er beugte sich über ihren Scheitel, den kaum hie und da ein ergrauter Faden durchzog. Eine heimlche Träne fiel in die bräunlichen Haarmassen und flimmerte darin auf, wie ein Edelstein. Dann küßte er die Kinder.

„Du hast jetzt wieder eine Aufgabe, Naemi," sprach er leise. „Junges Leben begehrt nach dir, harret dein! Und so, du diesen Verwaisten dich weihend, ich meinem ärztlichen Beruf und meiner Pflicht, werden wir unser Dasein weiter führen, weiter führen können! Das Vaterland hat große Opfer gefordert, überall. In allen Kreisen und Ständen. Bei allen unseren Brüdern, ohne Unterschied von Rang, Vermögen, Glauben. Schweres hat es von uns verlangt — Schwerstes! Sollen wir murren? Zurückbleiben hinter andern an Opfermut, an Liebe zum Vaterlande? Seinem Ruhm und Heil, der Aufrichtung seiner Größe haben unsere Söhne gedient . . ." Seine Stimme schwankte, „Naemi, und sie starben alle beide, Machlon und Chiljon . . . Dir aber hat Gott diese Kinder geschickt zu neuen Freuden, und ich bin bei dir, Naemi, dein Gatte!"

Ruth war, den Blondkopf an die Brust der Großmutter geschmiegt, eingeschlafen, und Esther sah mit großen, trotzigen Augen von einem zum andern, als wolle sie das Schicksal herausfordern.

„Warum heißt Großmama Naemi?" fragte sie plötzlich. Der Sanitätsrat und seine Frau blickten sich betroffen an.

„Weil sie Freude erleben soll an euch, die ihre Söhne ihr hinterlassen haben . . ."

Das kleine Mädchen achtete nicht auf seine Antwort, sein lebhafter Geist war längst mit anderem beschäftigt; Naemi aber hatte ihn verstanden.

Vorsichtig erhob sie sich und reichte das schlummernde Kind der eintretenden Wärterin, die es mit hinaus nahm. Esther aber spielte zu ihren Füßen. Den brennenden, wühlenden Schmerz verschloß sie in den tiefsten Schrein ihres Herzens.

Als sie am nächsten Morgen aufstand, war ein Silberschein auf ihr braunes Haar gefallen. Der Mann bemerkte es, aber er sagte kein Wort. Rührung und Wehmut zogen durch seine Seele. Sie aber sah es nicht. Sie blickte hinaus über ihren äußeren Menschen, in die Weltenweite, die das Unglück ihr erschlossen. Ihr Blick suchte die Wüste ihrer Leideinsamkeit zu erforschen und dann haftete er auf der Oase der Pflicht. Leise schlich sie in das Nebenzimmer, wo die Kinder schliefen. Esther und Ruth. Mit trotzig geballtem Fäustchen, das schwarze Haar über der Stirn widerspänstig sich aufkräuselnd die eine, rosig, wie von Sonnengold umsponnen, die andere. Lange stand sie beide betrachtend. Plötzlich, mit einem Ruck setzte Esther sich empor und blickte neugierig um sich. Das Erwachen in einer neuen Umgebung verwirrte sie. Das Baby aber blinzelte sie aus kleinen, verschlafenen Augen an und verzog das Mündchen zum Weinen, dann aber besann es sich und reckte ihr freundlich die Händchen entgegen. Und nun lächelte sie nicht blos — sie lachte.

*　　*
*

Jetzt standen sie wieder in dem traulichen Zimmer, das von jenem Morgen ihre Heimat geworden war. Der Schauplatz ihrer kindlichen Spiele, der Boden ihrer geistigen Entwickelung und ihrer ersten jungen Mädchenträume. Großmamas Zimmer: Ein Heiligtum! Welche Erinnerungen umfaßte es für sie. Seit sie beide ihren eigenen häuslichen Herd begründet, war es immer wie eine Zufluchtsstätte, wo sie beide alljährlich zu bestimmter Zeit sich einfanden. Und so verschieden geartet beide auch waren, jede fand das vollste Verständnis bei der feinempfindenden, klugen Frau. Mit tränenüberströmtem Antlitz stand Ruth vor dem Tische, über

den eine Lampe mit grünem Schirm bedeckt, ein mildes Licht ausbreitete.

„Dort in jenem Stuhle saß sie, als ich sie zum letzten Male gesehen, dort, Esther. Vom Schimmer der Lampe war das edle, gute Gesicht sanft beschienen . . .“ sie brach in nur mühsam beherrschtes Schluchzen aus, „dort Esther . . . und jetzt ist dieser Platz leer für immer . . . und vor ihrem Grabhügel, ja weißt du Esther, vielleicht ist es sündhaft, daß ich es sage, aber . . . ja, in diesem Moment, wo die ersten Schollen herabfielen auf ihren Sarg, fühlte ich mich verwaist.“

Esther sah sie lange an. In ihren großen, dunkeln Blicken stieg etwas Geheimnisvolles auf, und dann als sammle sie ihre Gedanken nur langsam, sprach sie mit verhaltener Stimme: „Ihr Scheiden reißt eine große Lücke in unser Leben. Hier war immer ein Plätzchen, wo ich von seiner Unrast, von seinen Anforderungen, von seinen Wirrnissen und Erfolgen ausruhen konnte . . . mich sammeln . . . nun ist auch das vorbei! Ganz auf mich selbst gestellt, muß es nun weitergehen, vorwärts . . . Kein kluges Lächeln gebietet mehr Halt . . . wortlos nur, aber ausdrucksvoll.“ Sie ließ sich am Tische nieder und stützte den Kopf auf die Hand. Auch Ruth hatte sich allmählich beruhigt und lauschte auf ihre Worte, dann seufzte sie tief und sagte mit leiser Stimme: „O, Esther . . . Esther!“

„Was nutzt es, Ruth, über Unabänderliches zu klagen! Denke nur, was sie erlebt und wie sie es getragen! Wir sind jung und begruben heute eine alte Frau . . . das ist die schlichte Tatsache . . . Naturgesetz! Niemand wird es anders ansehen und anders beurteilen, und niemand wird uns verstehen in der Besonderheit unseres Schmerzes. Nur sie wußte es, was es für uns bedeuten wird, an ihrer Bahre zu stehen. Ruth und Esther! An Naemis Grab!“ Ein seltsames Leuchten ging über ihr Antlitz, fast wie ein Lächeln. Es entging Ruths gesenktem Blick..

„Und darum auch wohl die sonderbare Anordnung, daß zu ihrem Begräbnis niemand kommen solle, als du und ich, niemand aus unserm Familienkreise. Wir beide, denen ihr Leben geweiht war, wir beide, die ihr Leben erfüllten. Weißt

du, Ruth, es wird mir immer klarer, daß sie alle Ereignisse, alle Zusammenhänge der Welt, nur aus einem Punkte betrachtete oder richtiger aus zwei Punkten . . . Ruth und Esther! Aus ganz entgegengesetzten, denn das sind wir doch, Ruth. In ihrem Herzen aber waren wir eins . . . eines in der Liebe, mit der sie uns umfaßte . . ."

„Wie glücklich bist du, Esther, daß du dir das alles so sagen kannst, daß dir all dieses Schöne, Große so gegenwärtig ist. Ich . . . ich konnte es wohl fühlen, empfinden! Aber es mir so klar machen . . ." sie weinte wieder heftiger und stammelte unter Schluchzen: „Aber jetzt! Gefühle, Empfindungen verblassen, ersterben, wenn sie nicht genährt werden . . ."

„Der Geist erhält sie lebendig!" Sie erhob sich bei diesen Worten und trat vor Ruth hin. Hochaufgerichtet die königliche Gestalt.

„Ruth! Die Großmutter hat uns ein Vermächtnis hinterlassen. Hier in diesem Briefe kündigt sie es mir an." Sie zog einen Brief aus der Tasche ihres lang herabwallenden Trauergewandes. Mit suchendem Auge überflog sie den Inhalt des Schreibens, dann las sie: „Und nun meine teure Esther, noch eines. Ich habe nach des Großvaters Tode, als meine selbstgewählte Einsamkeit nur noch von meinen Erinnerungen belebt war, für euch diese aufgezeichnet. Für dich und Ruth. Das Altern wäre eine unangenehme Beschäftigung, wenn man sich nicht zu verjüngen vermöchte, indem man noch einmal überschaut, was man durchlebt . . . wie! Und so aus einer Distanz, die uns das geistige Nachkosten unserer eigenen Persönlichkeit gestattet, wächst das Licht und die Schatten sinken. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß wir unser Erdenwallen nur beenden, um Gottes Herrlichkeit zu schauen. Als Jüdin glaube ich das und als ein Menschenkind, dem vieles sich offenbart hat. Wer seine Kraft wachsen gefühlt unter des Daseins Schwere und Bitternis, der erkennt ein allmächtiges Gesetz über den Dingen. Warum sollte ich darin nicht etwas Unendliches, Wundervolles erschauen? Hat es mich doch erhoben, als ich zerschmettert am Boden lag. Jetzt in der großen, nachdenklichen Ruhe meines durch euch gesegneten Alters, erstehen

mir diese Ideen, gewinnen sie Gestalt und Klarheit und ich will sie festhalten für euch. Wenn du und Ruth zurückkehren werdet von meinem Grabe, an dem ihr auf meinen besonderen Wunsch allein stehen sollet, dann werdet ihr, in der braunen Truhe neben meinem Bette, das einst mein Sterbebett sein wird, eine Mappe finden, in deren Blättern meine Erinnerungen und Gedanken aufgezeichnet sind. Oeffnet sie erst am dritten Tage nach meinem Heimgange, wenn schon etwas Ruhe in eure aufgewühlten Gemüter eingekehrt sein wird. Denn ich weiß, ihr werdet meinen Tod sehr schmerzlich empfinden. Insbesondere Ruth, die Zarte, Weichherzige. Nicht, daß ich glaube, du, meine Esther, wirst mein Abscheiden weniger beklagen, aber du bist stark und aufrecht, und darum wende ich mich an dich, um meinen letzten Willen kundzugeben. Bleibe mit Ruth vereint, bis sie die ersten heftigen Schmerzenseindrücke verwunden hat und sich zurückfindet in den gewohnten Gang des Lebens. Ich hoffe, es wird ihr leichter werden, wenn sie mein geistiges Vermächtnis empfangen haben wird. Zusammen sollt ihr es lesen, und ich treffe meine Anordnungen darum schon heute und in voller Gesundheit und Geistesfrische und in der leisen Hoffnung, daß der Tag der Erfüllung noch fern sei. Aber bereit sein, ist alles! Und darum rüste ich bei Zeiten. Du wirst, meine geliebte Esther, diesen Brief zugleich mit der Nachricht von meinem Tode empfangen, möge er dir den ersten Trost bringen. Ruth teile seinen Inhalt mit, wenn ihr vom Friedhof heimkehrt, auf dem ihr zurückließet, was sterblich war an mir. Meine Seele aber geleitet euch zurück, und wenn ihr in dem traulichen, freundlichen Zimmer sein werdet, in dem ich in diesen letzten, reichen Jahren meines Lebens so viel innige, innerste Gedanken gesponnen habe, dann denket, ich weile unter euch und Ruhe und Sammlung ziehe in eure Herzen ein. Ich habe in meinen letzten Bestimmungen festgesetzt, daß meine Beisetzung erfolge, wenn der Tag zur Ruhe geht . . . sei es Sommer oder Winter, Frühling oder Herbst, wenn die Erde mein irdisch Teil in sich aufnimmt. Und wenn ihr dann nach Hause kommt, wird des Abends milde, geruhsame Stimmung sänftigend auf eure betrübten Herzen wirken, der Lampe stiller Schein euch

behaglich umspielen, wie so oft, wenn wir alle drei beieinander saßen, und wir werden wieder beisammen sein, und ihr werdet mich nicht betrauern — nein, lieben werdet ihr mich und meiner in Freudigkeit gedenken. Und nun, an dieser Stelle meines Briefes angelangt, wird Johanna, die getreue, euch das Abendbrot servieren . . . Drücke nur auf die Klingel, Ruth, sie weiß genau Bescheid! Ich habe das Menu gemacht zu dieser Mahlzeit. Eure Lieblingsgerichte! Wie sonst, wenn ihr alljährlich euch bei mir einfandet. Auch heute seid ihr meine Gäste . . ."

Laut aufschluchzend barg Ruth das Gesicht in den Händen, Esther aber vollendete mit fester Stimme: „Und ich bin unter euch!"

*　　*
*

„Heute sind es zwei Jahre her, daß mein treuer Gefährte, der edle, vornehme Mann, den ein günstiges Schicksal mir an die Seite gestellt hat, zur Ewigkeit eingegangen ist. Am 22. September des Jahres 1885. Achtundvierzig Jahre haben wir des Lebens Freud und Leid mit einander getragen. Viel Leid! So drängt es sich mir in die Feder. Und doch ein einziger Tag der Freude war mein Zusammenleben mit ihm, denn neben einem guten Menschen wohnen, ist Freude! Dieser Tag war oft verdunkelt von Sorge und Not; die schweren, düstern Wolken tiefsten Kummers, unsäglicher Schmerzen zogen darüber hin, aber aus dem Dunkel erhob sich der helle Schein echter Güte, reinster Gesinnung und tatkräftigen Mannesstolzes stets aufs neue . . . Das war mein Gatte, der Sanitätsrat Michael Ferdinand Ehrenfest. Er hat sein Leben vollendet und die Grenze des prophetischen Alters erreicht, rüstig und geistesklar. Ohne Krankheit und Gebrechen war er bis zu seinem Tode, der plötzlich eintrat. Die erste traurige Stunde, die er mir bereitete. Aber trostlos war sie nicht, denn ich gedachte seiner, und was er mir gewesen und was er mir — geblieben! Nichts tröstlicheres in solchen Stunden der Vereinsamung, als dieser seelische Zusammenhang mit einem Wesen, das dem Irdischen seinen Zoll gezahlt hat. In mir erlebe ich diese feine, kluge Persönlichkeit noch einmal und in jener grausigen

Betrachtung, die uns alles klarer und wahrer erscheinen läßt, genoß ich eines guten, edlen Menschen Herrlichkeit. Und so viel er mir gegeben, da er neben mir geweilt, er gibt mir mehr und immer mehr, da ich seiner gedenke. Denn von seinem Tun ist das Alltägliche abgefallen, das Banale, das unserm Erdenwallen naturgemäß anhaftet . . . Das Ewige aber bleibt, das Gottgeweihte, das Gottgefällige! Und wenn es so vor mich hintritt in der Stille und Einsamkeit meines jetzigen Lebens, dann erscheint es mir immer schöner und reicher und wird mir immer lebendiger. Meine Tage sind erfüllt von tausend Dingen, von unendlichen Zusammenhängen mit Welt und Leben. Ich empfinde dieses Alleinsein, wie ein Geborgensein. Oft kehre ich in meinen Gedanken auch zu mir zurück. Mit mir selbst beschäftige ich mich, wie ich war, wurde und bin . . . eine alte Frau! Lachet nicht, die ihr dieses leset, ich fühle mich jung mit meinen 68 Jahren! Und am heutigen Tage beschließe ich, meine Lebenserinnerungen niederzuschreiben.

Ich bin als das jüngste Kind meiner Eltern am 14. März 1819 geboren, wie mein Vater auf dem Blatte seiner Bibel, in der die Geburts- und Todestage seiner Kinder eingetragen wurden, verzeichnete. Viele Todestage waren darunter, denn von den 9 Kindern, die meine Eltern hatten, waren 4 bereits gestorben, ehe ich das Licht der Welt erblickte. Mit frommer Freude begrüßt. Die Mutter hatte auf weiteren Kindersegen nicht mehr gerechnet, und so wurde die Nachgeborene mit geheimem Stolz und innigster Zärtlichkeit aufgenommen. Nesthäkchen, nennt man das heutzutage. Damals war das hübsche Wort noch nicht bekannt, aber der liebenswürdige Sinn vergoldete auch damals schon meine Kindheit. Im Judenhaus galt das Jüngstgeborene als etwas Bevorzugtes, dem die älteren Geschwister neidlos alle möglichen Vorrechte einräumten. Schon Benjamin, Israels Jüngstgeborener, war seiner Brüder Verzug. Und Benjamin war fünfmal mehr gegeben als den anderen, von Josef, seinem Bruder, „und er gab ihnen allen, jeglichen ein Feierkleid; aber Benjamin gab er dreihundert Silberlinge und fünf Feierkleider . . .“

So ein Verzug war auch ich. Alles was die Geschwister mir Gutes erweisen konnten, geschah. Es war ein vornehmes

Haus, in dem ich aufwuchs. Mein Vater stammte aus einer begüterten Familie, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Ungarn nach dem Rheinland eingewandert war. Erst in Worms ansässig, kam mein Großvater später nach Frankfurt und gelangte dort in der Judengasse, aus der die hervorragendsten Finanziers der Welt hervorgingen, zu Ansehen und Vermögen. Die späteren kriegerischen Zeitläufte hatten dieses zwar teilweise wieder aufgezehrt, aber in der Familie erhielt sich der väterliche Wohlstand großmütterlicherseits sogar mit den größten der Handelswelt, die unter dem Namen Rothschild auf den Geldmärkten eine führende Rolle spielten. Ein gewisses Selbstgefühl hatte sich jedenfalls den Nachkommen aufgeprägt, und mein Vater war eigentlich ein stolzer, sehr zurückhaltender Mann, der sich von seinen damaligen Glaubensgenossen wesentlich unterschied. Nicht, daß er etwa nicht in voller Glaubenstreue zu ihnen gehörte, im Gegenteil er war Jude mit Seele und Leib, aber er hielt sich ihnen fern, in seiner ganzen Lebenshaltung. Die Juden waren in jener Zeit schon dadurch, daß sie auf bestimmte Ansiedlungs- und Wohnrayons beschränkt waren, zu einer gewissen Solidarität beinahe gezwungen. Die Gebräuche, die religiösen Uebungen, die Heilighaltung der Sabbate und Festtage brachte sie ohnedies einander näher und in der Synagoge schienen sie alle gleich. Aber es gab merkliche Unterschiede und merkwürdigerweise waren es nicht die idealen Güter, die diese herbeiführten. Wenn auch die Talmudgelehrsamkeit hoch in Ehren stand, so hatte Besitz und Reichtum doch die größte Bedeutung und der reichere Jude galt häufig auch als der bessere Jude. Sie hatten einen ganz bedeutenden Respekt vor dem Gelde, vielleicht weil es das beste und einzige Mittel war, ihnen zu Macht und Stellung zu verhelfen. Was ich hier niederschreibe, hat meine Mutter mir erzählt, die Gottes Gnade mir bis in ein hohes Alter erhielt. Von ihr weiß ich auch manches von den Wandlungen, denen die Juden in Deutschland ausgesetzt waren und von der Geduld, Widerstandskraft und Zähigkeit, mit der sie es durchmachten und überwanden. Während mein Großvater Veit Sinsheimer nach Frankfurt gekommen war, nachdem in den Jahren 1755 und 56 schreckliche Katastrophen die Ghettos

in den niederrheinischen Städten heimgesucht, und Erdbeben und Ueberschwemmungen das mühselig erworbene und noch sehr geringfügige Eigentum der Juden verschlungen hatten, war er bei der Geburt meines Vaters, des ältesten seiner drei Söhne, schon wieder zu einigem Wohlstand gelangt. Im Jahre 1770 wurde dieser in der Judengasse in Frankfurt geboren. Das Haus meiner Großeltern lag schrägüber von dem Rothschildschen, in dem Meyer Anschel, der nachmals in der Geschichte des Welthandels zu so großer Berühmtheit gelangte, wohnte. Ich habe, als ich viel später an der Seite meines Gatten die Vaterstadt besuchte, dieses Haus gesehen, wie es mit seinen Giebeln und kleinen, dicht aneinander geschobenen, kleinscheibigen Fenstern, der schmalen Eingangspforte und den überhängenden Gesimsen dastand, eigentlich unscheinbar und jedenfalls in seinem Aeußern nicht verratend, daß über Weltgeschicke hinter diesen Mauern verhandelt wurde. Mein Vater war in dem Hause nachmals viel ein und ausgegangen und Segen und Glücksgüter kamen von dort in das Haus meiner Eltern. Auch dieses habe ich damals wiedergesehen. Ganz schmal, es hatte nur zwei Fenster Front, stieg drei Etagen hoch empor und endete in einem von zwei Schornsteinen überragten Giebel. Dicht daneben, so eng aneinander gedrückt, wie die Juden zu jenen Zeiten es waren, stand ein Haus, über dessen schiefgetretene, verwitterte Treppe, einer der schärfsten und charakteristischsten Söhne dieser Judengasse aus- und eingegangen war. Ludwig Börne . . . Löb Baruch, wie er eigentlich hieß. Der Tag seiner Geburt war meinem Vater in besonderer Erinnerung. Es war der 18. Mai 1786, an dem er, damals 16jährig, meine Mutter, die zwölfjährige Rahel Kassel, die er vier Jahre später heiratete, zum ersten Male gesehen hatte. Sie war mit ihrer Tante zu Frau Baruch gekommen, die dieser nach der Geburt des Sohnes einige Erfrischungen bringen wollte. Diese Anverwandte Rahel Kassels, meiner Mutter, war aber auch mit Meyer Anschels Frau verschwägert. So knüpften sich in dem engen Judenviertel die Familienbande hinüber und herüber. Das alles liegt heute fast sagenhaft zurück, und wenn ich es erwähne, so geschieht es, um die verhältnismäßig kurze Zeitspanne zu überblicken, die von

diesen Ereignissen hinüberführt zu dem modernen Judentum, dem wir heute angehören. Alles aber wurzelt in demselben Boden einer Vergangenheit, reich an starkem Familiensinn, reich an Kämpfen und reich an Errungenschaften. Infolge der durch meine Mutter mit den Rothschilds bestehenden Verwandtschaft war Meyer Anschel auf meinen Vater aufmerksam geworden und er zog ihn zu geschäftlichen Handhabungen hie und da heran. So hatte er ihn im Jahre 1802 einmal nach Altona zu dem Bankier Lawaetz gesandt, um über eine Anleihe für den dänischen Hof ihm Mitteilungen zugehen zu lassen, die er wohl durch einen zuverlässigen Mann mündlich zu bestellen für richtiger ansah. Und im Jahre 1806 reiste mein Vater in besonderem Auftrage für ihn nach London zu seinem Sohne Nathan, der damals schon als eine der hervorragendsten Finanzkapazitäten in England galt, und die Operationen, deren intellektueller Urheber sein Vater war, mit außerordentlicher Ueberlegenheit und Klugheit ausführte. Das war zu jener Zeit, als der Kurfürst sein Land verlassen mußte, und seinen Staatsschatz seinem damaligen Oberhofagenten Rothschild übergab, zur Sicherheit und Verwaltung. Dieses Geld schickte Meyer Anschel an seinen Sohn Nathan nach London, da er es in Frankfurt nicht für genug sicher hielt, und obwohl die Sendung der großen Summe von 600 000 Pfd. Lstrl. durch die Post erfolgte, so reiste mein Vater gleichzeitig dahin, um sich persönlich im Auftrage Meyer Anschels über den erfolgten Eingang der Kapitalien zu versichern. Wenn ich bei diesen Einzelheiten etwas länger verweile, so geschieht es, weil ich glaube, daß es nicht ohne Einfluß auf unser späteres Leben und die Entwicklung unserer Familie geblieben ist, daß sie im Zusammenhang mit jenen, moralisch ganz einwandsfreien, geistig hochbegabten, machtvollen Geldfürsten stand, die meiner Vaterstadt Frankfurt, als einer Veste des Großkapitals eine dauernde Bedeutung gaben. Für die Frankfurter Juden hatte Meyer Anschel Rothschild einen ganz besonderen Wert, nicht nur weil er reich war, sondern weil er das Vertrauen genoß, das nur Intelligenz, Korrektheit und Zuverlässigkeit vereint zu erringen vermögen, und diese Eigenschaften bei den Juden, denen jegliche Bildung und sogar die deutsche Sprache noch

etwas Fremdes war, noch nicht allzuhäufig anzutreffen waren. Daß man es also als Genugtuung empfand, zu ihnen zu gehören und in diesem Kreise sich gewissermaßen zu entfalten, muß begreiflich erscheinen. Und da zu diesen Vorzügen sich noch ein mildtätiger Sinn gesellte, so ist es natürlich, daß dieser Zusammengehörigkeit in meiner Familie eine große Bedeutung beigelegt wurde. Ich las später noch mit großem Interesse, was Ludwig Börne, bei dessen Geburt, wie ich schon erwähnte, mein Vater und meine Mutter sich zum ersten Male sahen, und der den alten Rothschild noch kannte, über ihn schrieb und ich will es zur Erinnerung an den Mann, der meinem Vater Gutes erwiesen, hierher setzen: „Der alte Rothschild war ein frommer Mann, die Frömmigkeit und Gutherzigkeit selbst. Er war ein mildtätiges Gesicht mit einem spitzigen Bärtchen, auf dem Kopfe ein dreieckig gehörnter Hut und die Kleidung mehr als bescheiden, fast ärmlich. So ging er in Frankfurt herum und beständig umgab ihn, wie ein Hofstaat, ein Haufen armer Leute, denen er Almosen erteilte oder mit gutem Rat zusprach. Wenn man auf der Straße eine Reihe von Bettlern antraf, mit getrösteten oder vergnügten Mienen, so wußte man, daß hier eben der alte Rothschild seinen Durchzug gehalten hatte. Als ich noch ein kleines Bübchen war und eines Freitags Abend mit meinem Vater durch die Judengasse ging, begegneten wir den alten Rothschild, welcher eben aus der Synagoge kam; ich erinnere mich, daß er, nachdem er mit meinem Vater gesprochen, auch mir einige liebreiche Worte sagte, und daß er endlich die Hand auf meinen Kopf legte, um mich zu segnen . . .“ Solche Aeußerungen imponierten mir sehr und es erfüllte mich mit einem gewissen Stolz, daß mein Vater das Vertrauen eines Mannes genoß, über den Ludwig Börne so vortreffliches aussagte. Auch meine Mutter erzählte mir über Rothschilds Wohltätigkeitssinn mancherlei, so, daß es in der Gemeinde bekannt war, daß er mitunter im Abenddunkel durch die Judengasse ging, jedem ärmlich Aussehenden, der ihm begegnete, einige Geldstücke in die Hand drückte und dann eilig davon lief.

Ach, und wie viele ärmlich Aussehende mag es damals in der Judengasse in Frankfurt gegeben haben?

Schon warfen die traurigen Kriegsereignisse, die bald darauf die Welt in Brand setzten, ihre Schatten voraus. Die französischen Kriegskontributionen, die überall erhoben wurden, lasteten schwer auf den Staatssäckeln der Landesfürsten, schwerer noch auf dem Volke, das zu Abgaben gezwungen war, die alles weit überstiegen, was die Armen aufbringen konnten. Und immer wieder war es der Kurfürst, an den man mit oder ohne Rothschilds Mithilfe heranzukommen versuchte. Daß die intelligenteren und geschäftskundigen Juden der Frankfurter Judengasse diese Vorgänge mit ungeheurer Anteilnahme verfolgten, erscheint nur selbstverständlich. Mein Vater gehörte zu ihnen, und er war es, der 1807 bei einem preußischen Anleiheversuche seine Hand im Spiele hatte und wenn auch nur in vollständigstem Incognito jene Verhandlungen führte, die damals, von Frankfurt aus angeregt, von London in Szene gesetzt wurden. Wäre diese Anleihe zustande gekommen, so wäre mein Vater aus der unscheinbaren, wenn auch sehr wichtigen Stellung des Vertrauensmannes wohl mit einem Male in den Vordergrund gerückt und hätte sicherlich auch ein Vermögen erworben, das ihn aus der nach außen ganz untergeordneten Stellung eines Vermittlers emporgehoben hätte. Aber dieses Geschäft kam nicht zustande. Die Landesschulden Preußens waren sehr groß, das Mißtrauen nach Jena unendlich gewachsen, und Vorsicht dem Kurfürsten gegenüber sehr geboten, sodaß Meyer Anschel bei diesen Versuchen selbst möglichst hinter den Kulissen blieb. Offenbar trat später zunächst ein Rückgang in allen diesen Finanzoperationen ein, und mit dem Eintritt der Söhne in die väterliche Firma, lockerten sich auch die Beziehungen, in denen mein Vater zum alten Rothschild stand. Das verwandtschaftliche Wohlwollen, das Meyer Anschel ihm erwiesen, blieb zwar noch bestehen, aber die geschäftlichen Dispositionen des Hauses unterstanden doch vielfach den Söhnen und so veränderte sich die Situation und das patriarchalische Verhältnis, in dem der Begründer des Welthauses zu denen gestanden hatte, die in irgend einer Form ihm attachiert waren, hörte auf.

Mein Vater machte nun kleine Geldgeschäfte auf eigene Faust und seine Unternehmungen glückten und hätten ihn

sicherlich sehr weit gebracht, wenn die Unruhe und Unsicherheit der Zeitläufte die Erfolge seiner Arbeit nicht immer wieder beeinträchtigt hätte. An den politischen Ereignissen dieser Periode nahmen die Juden in Freud und Leid teil, soweit man ihnen eine Teilnahme an öffentlichen Angelegenheiten überhaupt gestattete. Freilich mehr in Leid! Denn die Prügelknaben der Menschheitsgeschichte waren sie doch, und wo immer etwas auszufressen war, der Jude wurde dafür verantwortlich gemacht, auch wenn seine Unschuld sich klar erweisen ließ. Besonders in Frankfurt sah man es immerhin mit einigem Mißbehagen und viel Mißgunst, daß die großen Finanzgeschäfte in jüdischen Händen lagen. So lebten sie in einer gewissen äußerlichen Uneingeschränktheit in ihren Geschäftsbeziehungen und einem innerlichen Druck, der schwer genug auf ihnen lastete. Das aber hinderte sie nicht, später in den Befreiungskriegen eine Vaterlandsliebe und einen Enthusiasmus zu entwickeln, die in Beispielen großer Tapferkeit während des Krieges sich ebenso äußerte, wie in Werken der Humanität und Wohltätigkeit im Frieden. An Barmherzigkeit und Nächstenliebe wetteiferten die jüdischen Frauen mit allen übrigen und taten in Krankenpflege und Wartung der Soldaten sich rühmlich hervor. Aus diesen Jahren bewahrte meine Mutter die Abschrift eines Briefes, den mein Vater aus Hamburg mitgebracht hatte, wo er mit der hochangesehenen Firma Warburg Verbindungen angeknüpft. Es schien, als sollte unmittelbar nach den Befreiungskriegen ein großer geschäftlicher Aufschwung eintreten. Die Finanziers atmeten auf und bekamen Lust zu neuen Unternehmungen und seit im Frühjahr 1814 die Subsidienzahlungen Englands den Geldtransaktionen auf allen Weltmärkten große Chancen boten, regte sich der Geschäftsgeist allenthalben, und der Kauf und Verkauf von Wechseln auf London und deutsche Börsen bildete das Hauptgeschäft meines Vaters. In solcher Angelegenheit kam er damals nach Hamburg und bei den ebenfalls ganz glaubenstreuen, vornehmen Warburgs war von jenem Briefe die Rede, den der Staatskanzler Freiherr von Hardenberg schon am 4. Januar 1814 an den Grafen von Grothe in Hamburg geschrieben hatte und der folgenden Inhalts war: „Die Geschichte unseres letzten Krieges wider

Frankreich hat bereits erwiesen, daß die Juden des Staates, der sie in seinen Schoß aufgenommen, durch strenge Anhänglichkeit würdig geworden. Die jungen Männer jüdischen Glaubens sind die Waffengefährten ihrer christlichen Mitbürger gewesen und haben auch unter ihnen Beispiele des wahren Heldenmutes und der rühmlichsten Verachtung der Kriegsgefahren aufzuweisen, sowie die übrigen jüdischen Einwohner, namentlich die Frauen, in Aufopferung jeder Art den Christen sich anschlossen."

In diesem Jahre hatten meine Eltern auch die große Freude, daß ihr ältester Sohn David sich mit der Tochter des sehr angesehenen und wohlhabenden Kaufmanns Eliefer Freund in Breslau verheiratete. Das war vier Jahre vor meiner Geburt und mein Bruder damals 22 Jahre alt. Es war die erste Etappe zu unserer nachmaligen Einwanderung in Schlesien. Ich möchte an dieser Stelle gleich von den meinen Eltern erhalten gebliebenen Kindern berichten, daß ein Sohn Samuel, zur Zeit 16jährig, fast gleichzeitig nach Breslau kam, um unter der Obhut seines älteren Bruders und im Schutze von dessen Familienkreis seine Studien, sowohl talmudistische wie akademische zu machen. Ein dritter Sohn, Maier Josua, der im Jahre 1800 geboren wurde und dessen Gevatter Meyer Anschel Rothschild war, kam 15 Jahr alt nach London in ein sehr bedeutendes überseeisches Geschäft, auf Empfehlung von Salomon Rothschild, dem damaligen Leiter des Frankfurter Hauses. Maier Josua wurde nachmals Mitbegründer der bekannten Textilfabriken Sinzheimer, Brightman & Co. in Bradfort. Endlich der jüngste, Josef, der 1812 geboren wurde und 7 Jahr alt war, als ich das Licht der Welt erblickte. Mein Geburtsjahr 1819 war voller Beunruhigungen für das Geschäftsleben, und besonders für die Frankfurter Juden verhängnisvoll. Schon in den letzten beiden Jahren bereitete man ihnen allerhand Schwierigkeiten und es regten sich, die im Freudentaumel von Sieg und Befreiung niedergehaltenen Verhetzungen und Ungerechtigkeiten gegen sie aufs neue. Zu rasch schien vergessen, welchen Anteil sie gehabt an den gewaltigen patriotischen Kundgebungen der Befreiungsjahre, und Neid und Bosheit erhoben gierig ihre Häupter und schürten schlimmen Judenhaß. Mein Vater

hatte bedeutende Verluste erlitten, und es fehlte ihm auch an der nötigen Spannkraft, immer wieder von vorne den Kampf zu beginnen, den er in allen möglichen Phasen ausgefochten. Dazu kamen sehr traurige Familienereignisse, die schwer auf seinem Geiste lasteten. Zwei Kinder, ein Knabe von 13 Jahren und ein Mädchen von 9 Jahren, starben innerhalb zweier Tagen, an einer Krankheit, die man damals häutige Bräune nannte. Das war drei Jahre vor meiner Geburt, die älteren Brüder hatten das Haus bereits verlassen und nur der kleine Josef war da, zu jung, um auf die Stimmung meiner Eltern einen Einfluß ausüben zu können. Es schien abwärts zu gehen mit dem Glanz und Glück des Elternhauses. Das Gemüt bedrückt von tiefen Schmerzen, materielle Verluste und Aergernisse aller Art, so sah es um die Teuren aus, als ich geboren wurde. Und wie meine Mutter mir nachmals oft erzählte, es war als wären mit diesem jungen Leben junge Freuden und frische Hoffnungen in die Herzen der alternden, müden Leute eingezogen. Mein Vater stand vor der Wiege der Neugeborenen voll tiefer Rührung und dann wandte er sich zu seiner Frau und sagte: „Der allmächtige Gott hat uns dieses Kind gesandt, um unser Leben zu verjüngen, Rahel, mein Weib, und Freude soll wieder sein in unserem Haus, und nicht einsam werden wir sein auf unsere alten Tage, wenn auch Josef, unser jüngster Sohn, hinausgehen wird in die Welt . . . denn die Söhne müssen von dannen ziehen. Diese Tochter aber wird unser Haus erfüllen mit Jugend und Güte und sie sei darob gesegnet und du mit ihr, Rahel, mein Weib!“ Und dann breitete er die Hände aus über mein Haupt und sprach mit lauter Stimme: — „Der Herr segne dich, und gebe dir Frieden, der Herr lasse leuchten dir sein Angesicht und gebe dir seinen Segen — Amen!“

Als meine Mutter lange, lange Jahre nachher mir die Geschichte meines Elternhauses erzählte, brach sie bei dieser Erinnerung in Tränen aus. Meine Geburt war wirklich ein Markstein im Leben meiner Eltern. Mein Vater von neuem Lebensmut erfüllt, streifte die Sorgen und die Unlust ab, die ihn in den letzten beiden Jahren früh gealtert erscheinen ließen, und mit wiedererwachter Energie und Schaffenskraft ging er seinen Geschäften nach. Und noch einmal blühten

diese empor. Daran änderte sich auch nichts, als im Herbst meines Geburtsjahres in der Judengasse zu Frankfurt, wie in vielen andern Städten Süddeutschlands, arge Judenverfolgungen ausbrachen. Der dunkle Geist der Reaktion machte sich überall wieder geltend. Nicht, als ob nur eine kurze Spanne Zeit zwischen dem Jahre der Erhebung und Befreiung läge, sondern als ob alles ausgelöscht sei, was die Juden an Patriotismus und Opfermut aufgeboten hatten, so ging man wieder mit ihnen um, und in fast mittelalterlichen Verfolgungen gefiel sich der niedere Pöbel und der höhere, unter dem die Anstifter zu suchen waren. Die Frankfurter Krawalle brachten auch das Haus der Rothschilds in schwere Gefahr. Vor nichts schreckten die Tumultanten zurück, und nur besonders glücklichen Umständen und der Entschlossenheit des Chefs der Firma und ihrer Angestellten gelang es, das Haus, in dem zur Zeit die Gelder des Bundestages untergebracht waren, vor Plünderung zu bewahren. Mein Vater gehörte zu denen, die sich ohne Rücksicht auf die persönliche Gefahr zusammenfanden, um den Angriff abwehren zu helfen, aber am Abende jenes denkwürdigen Tages beschloß er, Frankfurt zu verlassen und nach Breslau überzusiedeln, wo bereits zwei seiner Kinder lebten. Frankfurt und seine Judengasse war ihm verleidet. Er sehnte sich hinaus in eine Freiheit, die ihm dort zu winken schien, und meine Mutter billigte seinen Entschluß, den sie auch niemals zu bereuen hatte. Im Mai des Jahres 1821 übersiedelten wir nach Schlesiens Hauptstadt, und Breslau wurde meine zweite Heimat. Die Stadt meiner Kindheit, meiner Jugend! Mit wie viel innerster Glückseligkeit erfüllt mich die Erinnerung an jene Zeit! . . .

An dieser Stelle trat eine längere Pause in meinen Aufzeichnungen ein. Eure diesjährige Anwesenheit, meine Kinder, hat wieder Sonne und Schönheit in meine stille Klause gebracht. Du Esther, Braut! Was wacht alles in meiner Seele auf bei diesem Gedanken! Und ich werde des Glückes teilhaftig werden, dich an den Traualtar zu geleiten. Natürlich komme ich! Ich komme, wie ich es dir versprach. Dieses Ereignis ruft mich aus meiner Einsiedelei in den Trubel der Welt zurück und wie gerne folge ich diesem Ruf.

Und du meine holde Ruth! Wann wird auch dir die Seligkeit zuteil, die Esthers stolzes Herz erfüllt? Ja, stolz bist du, mein Kind, und ich will dich darob nicht schelten. Ein edler Stolz erhebt den Sinn und bewahrt uns von Kleinlichkeit und Niedrigkeit. Darum habe ich auch nie angekämpft gegen das, was so aufrecht und stark in deiner Seele erstand. Nicht ankämpfen soll man gegen die Merkmale einer Persönlichkeit, nur beobachten soll man und liebevoll den Spuren nachgehen. Verstehen soll man eines Menschen Natur, nicht sie bekämpfen. Das hat euer weiser Großvater zum ersten Erziehungsprinzip für unsere Kinder festgesetzt. Für deinen herrlichen Vater, meine Esther, für deinen herrlichen Vater, meine Ruth, und ich habe es übernommen, als ich dazu auserwählt war, eure Erziehung zu leiten. Erziehung! Das Wort ist mir eigentlich nicht recht sympathisch. Es liegt zu viel Bewußtes, Zielvolles darin. Plan und Absicht und vor allem Richtung. Das heißt schon Beeinträchtigung. Ich möchte dieses Anleiten der Jugend mit einem sanfteren Ausdruck bezeichnen. Ziehen! Das umschließt etwas Hartes, Gewaltsames. Betrauen! Das sagt mir viel mehr, was meiner Auffassung dieser höchsten Aufgabe entspricht. Betrauen an Leib und Seele! Werden lassen, wachsen lassen und behüten. Die Augen offen halten und aufpassen, was da sich regt im jungen Gemüt. Es ist meist das Schöne. Ich glaube an die eingeborenen guten Eigenschaften in der menschlichen Natur. Und wenn man ihnen mehr Freiheit, mehr Liebe, mehr Sonne gäbe, wenn man ihnen mehr Güte zeigte, mehr Verständnis und mehr Eingehen auf den Eigenwert, dann würden die Menschen besser sein. Darum, mein Kind, liebe ich deinen Stolz, wie ich Ruths Demut liebe! Ach, du Süße, wie viel Freude gießest du in meine Seele, wie hold und anmutsreich erscheinst du mir immer und wieviel Hohheit liegt in deiner Demut! Wenn ihr das lesen werdet, dann wird es euch zurückrufen, was ihr mir gewesen seid und was diese Tage des Beisammenseins für mich bedeuteten. Was war das für ein kluger Einfall eures Großvaters, als ihr unser Haus verließet, festzusetzen, daß ihr beide alljährlich einmal zu uns kommen sollt, auf kurze Zeit nur . . . aber regelmäßig und immer nur ihr beide. Es lag scheinbar ein

gewisser Egoismus in dieser Anordnung und doch wie viel Klugheit. Durch keinerlei äußere Einwirkungen beeinträchtigt, sollten wir erkennen, wie ihr euch entwickelt, seit ihr uns verlassen. Er ist dieses Glückes ja nicht oft teilhaftig geworden, mir aber hat seine Anordnung ein köstliches Vermächtnis gegeben. Zum fünften Male weiltet ihr jetzt bei mir und wenn ihr wiederkehret, ist Esther bereits vermählt. Und immer werdet ihr mir das Köstlichste bringen, wie ihr auch kommt, denn dieses Köstliche ruht in euch! Ich lächle, wenn ich denke, wie ihr so in voller Gegensätzlichkeit vor mich hintretet. Schwarz die eine, hoch erhobenen Hauptes, blond die andere, den Scheitel leicht gesenkt . . . und dennoch seid ihr eines . . . eins in der Liebe, die ihr bringt, eins in der Liebe, die ihr empfangt. Und wenn eure Lebenswege auch auseinanderstreben, haltet fest an dem Erdreich, dem ihr entsprossen, haltet hoch das Heiligtum der Familie! Und damit ihr es als solches erkennt, kehre ich zu meinen Lebenserinnerungen zurück, heute, nachdem ihr abgereist seid.

* * *

In Breslau wohnten wir in der Reuschestraße gegenüber dem Spezereiwarengeschäft von Wolf Schiff, das damals einen solchen Aufschwung genommen hatte, daß man den alten Wolf Schiff den jüdischen Molinari nannte. Das war der Inhaber des größten Spezereiwarenhauses en gros in Schlesien, das Gustav Freytag später in seinem berühmten „Soll und Haben“ verewigt hat. Meine frühesten Kindheitserinnerungen knüpfen an dieses Geschäft an, und die Rosinenfässer, aus denen Onkel Schiff uns immer eine Handvoll spendete, wenn wir die drei Steinstufen, die zum Laden führten, hinaufkletterten und hineinlugten, sind mir in lieber Erinnerung. Mein Bruder Josef und ich, die damals kaum vierjährig, im Schutze des elfjährigen Bruders anfing, sich mit den andern Kindern der Gasse zu befreunden. Dazu gehörten in erster Reihe die Söhne und Töchter von Wolf Schiff. Es war meinen Eltern sehr erwünscht, daß wir mit den Kindern dieser hochangesehenen Familie spielten, denn wenn wir auch durch die Angehörigen meines ältesten Bruders

sehr bald zu den Honoratioren der jüdischen Gemeinde Breslaus zählten, so war es immerhin ein Vorzug, mit Wolf Schiff bekannt zu sein, der ein Schwiegersohn des Rabbi Akiba Eger zu Posen war, also zu den ersten Judenfamilien des Landes gehörte. Und unsere Beziehungen knüpften sich sehr rasch und fest, dank der harmlosen Kinderspiele der Gasse und der Rosinenspenden Onkel Wolfs. Noch fester wurden sie, als mein Bruder Josef nach seiner Barmizwah in das Spezereigeschäft als Lehrling eintrat, dessen Chef er später wurde, als er die zweite Tochter des Hauses heiratete und mit dessen ältestem Sohn Carl das Geschäft weiterführte, als Onkel Wolf Schiff sich zur Ruhe setzte. Ich erinnere mich genau des alten freundlichen Mannes, der stets ein gutes, witziges Wort für uns in Bereitschaft hatte, das er obendrein aus den Schätzen seines Ladens noch versüßte. Josef hob das Geschäft durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit und gab ihm bald einen großkaufmännischen Charakter. Meine Brüder sind alle bereits zu ihren Vätern versammelt, Gott segne ihr Angedenken, wir können in Stolz und Wehmut der Trefflichen gedenken, meine lieben Kinder, alle gereichten sie der Familie zur Ehre. Der erste starke Eindruck, den ich in diesem Kreise empfing, war Josefs Hochzeit. Bis dahin zog das Leben, wie ein Traum an mir vorüber. Still und innig, wie das Dasein in dem wohleingehegten Frieden eines reichen, vornehmen Judenhauses in damaliger Zeit. Die Zeitläufte waren ruhigere geworden. Ueberall blühte und gedieh Handel und Gewerbe; das kam auch den Juden zu Gute, die man in Frieden ließ, wenn Strömungen allgemeinen Wohlstandes den Neid auf die Begünstigteren niederhielten. Und besonders in Schlesien und dem Herzogtum Posen ließ man den Juden einen sehr weiten Spielraum, weil ihre Intelligenz und ihre Tüchtigkeit ganz neue Erwerbsquellen erschlossen, und breite Bevölkerungsschichten des geschäftlichen Segens teilhaftig wurden. Aber je mehr sie nach außen sich betätigten, desto abgeschlossener lebten sie nach innen, und ihr Familienleben bildete eine feste Burg des Glaubens der Väter und der Sorgsamkeit und Treue der Verwandtschaft. Ich weiß nicht, warum ich nicht das Wort: „Mischpoche“ hierhersetze. Es hat später einen etwas komischen Beigeschmack erhalten; und

euch, meine Teuren, Esther und Ruth, ist es vielleicht nur in diesem Sinne bekannt. Zur Zeit, von der ich spreche, umfaßte es die unverbrüchliche Zusammengehörigkeit, die Zuverlässigkeit und Hingebung einer Familie, das, was man heute unter Solidarität versteht. In einer gewissen Monotonie verflossen allerdings die Tage innerhalb solcher Daseinsbedingungen. Die Familienoberhäupter auf den Erwerb bedacht, die Mutter ganz mit der Sorge für das Haus und die Kinder beschäftigt. Diese Kinder wiederum auf sich angewiesen und die Gespielen der Gasse, die in der Gleichartigkeit der Lebensgewohnheiten und Interessen gewissermaßen wiederum nur eine Familie bildeten. Und in einer solchen Atmosphäre von Wohltun und intimer Freude wuchs die damalige jüdische Jugend auf, und was an Intensität und starkem Familiensinn, an innerlicher Geschlossenheit der Charaktere sich auch heut noch unter den Juden findet, an Hilfsbereitschaft und werktätigem Handeln, ist diesem Boden entsprossen und wenn ihr glaubet, daß es anders geworden, so blicket nur scharf zu und ihr werdet erkennen, daß es in den Grundzügen noch heute vorhanden ist, wenn auch die Form sich verändert hat. „Man versucht den Juden einen Vorwurf aus diesem Zusammenhalten zu machen und vergißt ganz, daß es die einzige Schutzwehr ist, das Auseinanderfallen zu verhindern. Daß die unglücklichen, armen und verfolgten unter unseren Glaubensgenossen nichts, aber auch gar nichts von andern zu erwarten haben, darüber müssen wir uns heute doch völlig klar sein, so müssen wir selbst ihnen helfend und schützend zur Seite stehen. Und wenn wir darüber nicht vergessen, was wir der Humanität im allgemeinen schulden, so darf und wird uns nichts verhindern, unsere Aufmerksamkeit und Fürsorge in erster Reihe denen zuteil werden zu lassen, die einzig und allein auf uns angewiesen sind“ . . . Diese Worte hat euer Großvater zur Zeit des ärgsten Antisemitismus in einer Versammlung ausgesprochen, und sie haben und hatten stets den gleichen Wert, sodaß ich sie auch heute anwenden kann, wo meine Gedanken mich zurückführen in längst vergangene Zeiten. Ach, und mit so viel Dankbarkeit und Liebe gedenke ich dieser Jugendzeit, so viel Heiliges und Inniges strömte von dort in mein ganzes späteres Leben über, daß

ich gern verweile bei den schlichten, reinen Freuden dieser lieben, schönen Tage. Und ihr, meine Lieblinge, begleitet mich zurück an jene Stätten liebevollen Gedankens. Das Elternhaus in Breslau hatte schon einen gewissen moderneren Anstrich bekommen. „Neumodisch", sagte mein Vater schmunzelnd, wenn er etwas von den Formen und Gebräuchen zu erkennen glaubte, die durch den Verkehr mit den feinen Judenfamilien auch bei uns eingeführt wurden. Die Mutter trug einen Hut und Handschuhe, wenn sie Visiten machte, der Vater mußte sich ebenfalls zum Zylinder und Ueberzieher bequemen, und die Tracht, die sie in der Judengasse zu Frankfurt noch bis zuletzt beibehalten hatten, wurde allgemach den Forderungen angepaßt, die veränderte Lebensbedingungen und erweiterte Beziehungen zur Außenwelt notwendig machten. Und wenn mein Vater darüber auch spöttelte, so war er doch ein viel zu kluger und im gewissen Sinne vorurteilsloser Mann, um sich den Einwirkungen zu entziehen, die mit der Entwicklung seines Volkes auf dem Boden moderner Kultur zusammenhingen. „Andere Zeiten, andere Sitten" sagte er manchmal. Er war eben aus einem Kreise von Kaufleuten hervorgegangen, deren Horizont geweitet durch die großen, weltbeherrschenden Finanzoperationen, die auch nach anderen Richtungen die Blicke hinausschicken konnten zu jenen fernen Zielen, die Befreiung aus der Engnis und Bedrängnis verhießen, und ein Aufhören der Absonderung und Ausschließung von den Fortschritten und Errungenschaften des Kulturlebens der Nation. Die Sehnsucht und der Ehrgeiz der Juden regte sich damals schon allenthalben. Zu viel herrliche, bedeutsame Kräfte, zu viel geistige Betätigung, zu viel patriotischer Sinn strebte nach Entfaltung, nach der Möglichkeit teilzunehmen an den zivilisatorischen Arbeiten der Menschheit. Ueberall hörte man von hervorragenden Juden, von bedeutenden Taten solcher auf verschiedenen Gebieten, und wenn diese auch noch als Einzelfälle anzusehen waren, jene als Ausnahmemenschen galten, so hatte doch die gesamte Judenschaft einen Anteil daran, und betrachtete mit freudigem Stolze diese Anzeichen künftig gerechterer Würdigung. So war diese Epoche mit die glücklichste für die Juden Deutschlands. Nach außen leidliche Ruhe, das Herz voll Erwartungen und Hoffnungen,

Glaubenstreue und Gemütsleben; in unverminderter Stärke gingen die Juden dem dann rapid folgenden Aufschwung entgegen, der sie aus dem Geächteten zu freien Menschen machte. Diese Uebergangszeiten mußten jene prächtigen Gestalten zeitigen, zu denen meine Brüder, mein Gatte, und gleich ihnen eine große Schar junger Israeliten sich entwickelten, die in der Geschichte des Judentums, ebenso wie in der Geschichte der deutschen Nation, eine ehrenvolle Rolle spielten. Manch einen von ihnen werdet ihr im Verlaufe dieser Aufzeichnungen noch kennen lernen, die Namen mancher unter ihnen sind euch längst bekannt. Zu jener Zeit, bei der ich jetzt verweile, lebten sie nach ihrer Kindheit hinter engen Mauern, in engen Straßen, in engen Anschauungen, nur aufeinander angewiesen, auf das, was das Judenhaus, die Gasse ihnen brachte — und doch, es muß ein triebkräftiger Boden gewesen sein und mit dankerfülltem Herzen kehre ich wieder dorthin zurück, denn auch mein Jugendleben vollzog sich unter diesen Bedingungen. Die Einflüsse des Geisteslebens an denen die Juden seit Moses Mendelssohns heilvollem Wirken bereits einen lebhaften Anteil nahmen, machten sich allgemach überall bemerkbar und besonders in Breslau, dessen sehr intelligente Judenschaft mit höchster Spannung die Vorgänge in Berlin verfolgte, äußerte sich dies in starker geistiger Regsamkeit. Ich hörte, damals ein junges Kind noch, die Namen aller der Männer und Frauen, die eine große Rolle spielten in diesen Tagen geistigen und sozialen Emporstrebens und mit aus kindlicher Neugier und staunender Bewunderung gemischten Gefühlen lauschte ich auf die Gespräche meiner Brüder und konnte nie genug hören, von dem, was sie den Eltern erzählten, von den Errungenschaften, die auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Literatur den Juden zu Gute kamen, von ihuen selbst erobert und gefördert wurden. Viel später erst gelangte mir das zu vollem Bewußtsein, aber als kleines Mädchen wußte ich schon, daß Joel ben Jehuda Löwe der erste Professor an der Wilhelmsschule war, an der zu unserer Zeit Aron Wolfsohn Halle wirkte, bei dem mein Bruder den ersten Unterricht im deutschen, französischen und besonders in der Mathematik genoß. Ich hörte, wie der Schwiegervater meines ältesten Bruders, Eliefer Freund, meinen Vater seine Miß-

billigung über Wolfsohn Halles reformatorische Bestrebungen ausdrückte, in denen er eine Gefahr für die israelitische Jugend sah, und ganz deutlich im Gedächtnis ist mir geblieben, wie er einmal an einem Sabbathnachmittag ausrief: „Das ist ja alles ganz schön mit der Aufklärung und Toleranz, aber wir werden die Aufklärung besitzen und die Toleranz wird man uns verweigern. Sie sollen sehen, Mechutten, wie ich recht behalt'. Jude bleibt Jude! Ob mit oder ohne Aufklärung . . ."

Ich mochte damals etwa acht Jahr alt gewesen sein und der Sinn seiner Worte wurde mir erst viel später klar . . . leider! Als auch ich zu der Erkenntnis gelangen mußte, daß alles, was wir an geistigem Besitz erworben, was wir in uns entwickelt haben, dank der uns angeborenen Vorzüge, der Nächstenliebe, der Dankbarkeit für uns erwiesene Wohltaten, des Opfermutes für unser Adoptivvaterland, nicht vermochte, uns die Toleranz derer zu sichern, auf die wir bauen und hoffen zu dürfen glaubten. Wo blieb der Nachhall von Herders Worten, die als Widmung in ein Buch eingeschrieben waren, das mein Bruder Josef zu seiner Barmizwah bekam? Es waren Geßners „Idyllen", in einer Uebersetzung von David Friedländer, auch eines jener Männer aus der nachmendelsohnschen Zeit, der bedeutsamen Einfluß auf die geistige Entwicklung seiner Glaubensgenossen nahm und durch seine aufopferungsvolle Tätigkeit, an der sogenannten „Freischule" in Berlin, der auf Mendelsohns Anregung ersten modern organisierten jüdischen Schule, sich große Verdienste erwarb. Mein Bruder hat mir später dieses Buch geschenkt . . . zu jener Zeit als euer Großvater, mein unvergeßlicher Gatte, zum ersten Male in unser Haus kam. Ich war damals zwölf Jahr alt. Ich bewahre dieses Buch, als eines der köstlichsten Erinnerungszeichen aus jenen für mich herrlichen Tagen, wo der Geistesreichtum der deutschen Nation in Dichtkunst und Literatur auf mich einzuströmen begann. Wo in feurigem Lerneifer und mit dem den Juden innewohnenden philosophischen Spürsinn und der ihnen angeborenen Dialektik, junge, begabte Leute, wie mein Bruder und seine Freunde, zu denen mein nachmaliger Gatte gehörte, die Kantischen Philosopheme zu durchdringen sich bemühten, wo sie für seine

Lehrsätze sich begeisterten und sie zum Dogma, zum Gesetz ihrer eigenen Weltauffassung machten. Ein Name ist mir im Gedächtnis geblieben, den sie oft mit Stolz nannten, als den eines jüdischen Kantianers von hervorragender Bedeutung: Lazarus Bendavid ... ich weiß nicht, was er geleistet hat für die Wissenschaft, aber unvergeßlich bleibt mir, wie dankbar und hochgemutet von der damaligen jüdischen Jugend alles aufgenommen wurde, was als ein Anzeichen galt, daß die Juden sich regen und betätigen, und aus der Nacht des Elends und des geistigen, moralischen Druckes den Blick aufwärts wenden durften nach jenen lichten Höhen, zu denen in nie geahnter Herrlichkeit das deutsche Geistesleben sich aufgipfelte. Die Widmungsworte dieses Buches aber lauteten: „Israel war und ist das ausgezeichnetste Volk der Erde; in seinem Ursprung und Fortleben bis auf den heutigen Tag, in seinem Glück und Unglück, in Fehlern und Vorzügen, in seiner Niedrigkeit und Hoheit, so einzig, so sonderbar, daß ich die Geschichte, die Art, die Existenz dieses Volkes für den ausgemachtesten Beweis der Wunder und Schriften halte, die wir von ihm haben und wissen. So etwas läßt sich nicht erdichten, solche Geschichte, mit allem, was daran hängt und davon abhängt, kurz, ein solches Volk läßt sich nicht erlügen. Seine noch unvollendete Führung ist das größte Poem der Zeiten und geht wahrscheinlich bis zur Entwicklung des letzten, noch unberührten Knotens aller Erdennationen hinaus ... Dieses sonderbarste Volk hat die sonderbarsten Bücher. Ein Volk dessen Religion und Geschichte ganz von Gott abhängt, hat auch Bücher derart des Geistes. Jene Dinge aus diesen, diese aus jenen entstanden und alles ist im Grunde nur eins. Ein Gepräge, ein Charakter, eine Beurkundung aller Zeiten, ihr Name ist das Volk Gottes ...“ Der Dichter, der das geschrieben hat, heißt Herder, sagte mein Bruder zu mir, merke dir das, Naemi, er ist einer von denen, die neben Lessing, Göthe und Schiller stehen, deren Werke du jetzt lesen wirst ... es war etwas feierliches in seinem Ton ...

Es ist der Mann, der gesagt hat: „Die Humanität ist die verschlossene Knospe der wahren Gestalt der Menschheit“ fügte sein neben ihn stehender Freund hinzu. Dieser Freund hieß: Michael Ehrenfest.

* *
*

Eine köstliche Zeit begann jetzt für mich. Im Hause meiner Eltern und bei Onkel Wolf Schiff, versammelte sich die jüdische Jugend zu ernsten, geistigen Unterhaltungen. Aus den Spielgefährten der Gasse waren Jünglinge und Jungfrauen geworden, die nur ein Ziel, ein Streben hatten, sich zu belehren und aus dem Born der Weisheit zu schöpfen, die wundervollen Anregungen in sich aufzunehmen, die in ungeahnter Fülle und Herrlichkeit auf sie einströmten. Seine Kinder unterrichten zu lassen, galt stets als vornehmste Pflicht jüdischer Eltern, auch der einfachsten und ärmsten unter ihnen. Denn die Lehre Gottes kennen zu lernen war Gebot; dem schloß sich das Studium von Mischna und Talmud an, und wenn sie auch nur im Hebräischen, der Sprache der Väter, bewandert waren, so gab es Analphabeten, wie bei den breiten Volksschichten Andersgläubiger, bei den Juden nicht. Auf so vorbereitetem Boden keimte dann auch leicht der Wunsch, mehr zu wissen und zu lernen, als was im engen Umkreis jüdischer Gelehrsamkeit gedieh, und schon am Ende des 18. Jahrhunderts gab es ausgezeichnete Männer, die mit dem geistigen Besitz anderer Völker sich vertraut machten. Deutsch lesen und schreiben lernten damals schon viele, wenn auch meist nur heimlich. Denn wie ein Unrecht gegen die Lehre betrachteten jüdische Fanatiker es, wenn dem Studium des Talmud die Zeit entzogen und auf andere Dinge verwendet wurde. Das aber hielt den Strom der geistigen Regsamkeit nicht auf; unaufhaltsam ergoß er sich in die engen Judenhäuser und erfüllte dort die Seelen mit neuen, erhabenen Empfindungen. Mein Vater hatte schon in Frankfurt deutsch geschrieben, soweit seine geschäftliche Tätigkeit dies erforderte, während die meisten unserer Glaubensgenossen sich zur Zeit noch der jüdischen Kurrentschrift zur Verständigung bedienten. Auch die Sprache war noch gemischt mit den Ausdrücken des Jargons, den sie, wenn sie unter sich waren, was besonders bei den Frauen und Kindern immer der Fall war, ausschließlich anwendeten. Es erscheint geradezu unglaublich, in wie verhältnismäßig kurzer Zeit sich die Umwandlung vollzogen hat, die schon der nächsten Generation die höchsten Höhen der Bildung zugänglich machte, die Pforten der Wissenschaft und Literatur weit erschloß und

sie nicht nur Empfangende, sondern bald auch Gebende werden ließ. Denn reich war die Frucht, die der Aussaat folgte. Wenn ich, heute eine 68jährige Frau, zurückblicke auf diese Entwicklungsphasen, die ich selbst erlebt, dann denke ich manchmal, Jahrhunderte müßten zwischen einst und jetzt liegen. und mit Dankbarkeit gegen Gott, mit Bewunderung für die Pioniere unter unsern Glaubensbrüdern erfüllt es mich, wenn ich die Wegstrecke überblicke, die sie zurückgelegt in so kurzer Zeit. Mutig, unerschrocken, beharrlich vorwärts dringend, den Urwald der Vorurteile lichtend, der von hüben und drüben, schier undurchdringlich, ihnen den Weg ins Land geistiger Freiheit sperrte. Ihr, meine Geliebten, und um euch die moderne Welt, wandelt auf breiten geebneten Pfaden, weich und leicht jeden Schritt zu den Tempeln des Wissens, der Schönheit und Erhabenheit in Kunst und Literatur; auch meine Straße war schon eben und gut gehalten, aber mit Rührung erfüllt mich der Gedanke, daß mein Mütterchen erst in Breslau, also bereits im 48. Lebensjahre, deutsch lesen lernte, ganz heimlich und wie in stiller Scham, um wenigstens eine Vorstellung von dem zu gewinnen, was die Herzen ihrer Kinder und Enkel so hochgemutet machte und begeisterte . . . Wissenschaft und Dichtung und immer wieder Wissenschaft und Dichtung und immer wieder . . . von nichts anderem war die Rede. Und wenn sie es auch nicht mehr erreichte, sich selbst viel von dem zugänglich zu machen, was in dieser köstlichen Sprache entstand und zum Ausdruck gelangte, an höchstem geistigen Gehalt und blühender Poesie, so lauschte sie doch zaghaft erst, später aber mit wachsender Anteilnahme, wenn ich und meine um zwei Jahr ältere Nichte, die Tochter meines Bruders David, ihr die Geßnerschen „Idyllen“, Mendelssohns „Phädon“, Lessings „Nathan“ vorlasen. Und so wie ihr, ging es auch den andern Frauen der vornehmeren Judenschaft. Ihre Männer hatten durch ihre geschäftlichen Beziehungen schon einen Zusammenhang mit der Außenwelt gewonnen, der es ihnen unmöglich machte, den Einwirkungen des modernen Lebens sich ganz zu verschließen, und ihre Kinder erst lechzten nach diesen Errungenschaften, schlürften mit erwachenden Sinnen am Born der Kultur den quellenden Trank, berauschten sich an seinem

Feuergeist und wendeten die bis dahin stumpfen Blicke der Sonne zu. Ein eigentümliches Leben kam damals ins Judenhaus. Die Alten hüteten die Schätze der Tradition, die Jungen eroberten die Güter einer neuen Zeit. Zögernd fanden diese sich darin und wehrten ihnen nicht, und jene respektierten in ehrfürchtiger Pietät, was den andern heilig war. Und so aus dieser Wechselwirkung erwuchs das, was dem Judenhaus in allen Phasen seine Beständigkeit sicherte: Die Achtung vor dem Alten, dem Bestehenden, das Verständnis für das Neue, das Werdende. In ein feines Wort hat euer Großvater das zusammengefaßt: „Jüdische Eltern lieben in ihren Kindern die Fortentwickelung, jüdische Kinder ehren in ihren Eltern die Ueberlieferung.“ Euer Großvater! Ihr seht ihn jetzt immer klarer und deutlicher in mein Leben treten. Und daß ich es euch nur vertraue, ich glaube im Herzen der Zwölfjährigen regten sich bereits die ersten zärtlichen Gefühle für den damals Siebzehnjährigen.

Mein Bruder Joseph, der zwei Jahre älter als er, und damals schon eine gewisse verantwortliche Stelle im Geschäft von Wolf Schiff einnahm, war in dessen Familie durch Carl mit Michael Ehrenfest bekannt geworden. Dieser galt unter den jungen Leuten als ein Lumen, und war es auch, wie ich mit Stolz und Freude es euch sage. Alle waren bemüht, in freundschaftliche Beziehungen zu ihm zu gelangen, und es galt als ein Vorzug, von ihm sagen zu dürfen: „Mein Freund Michael Ehrenfest.“ Alle geizten um diesen Vorzug und mein Bruder, der trotz seines kaufmännischen Berufes, sich mit wahrer Leidenschaft und Inbrunst geistigen Bestrebungen zuwendete, hatte erst das Interesse und später die Freundschaft dieses ausgezeichneten, ernsten jungen Mannes errungen. Ich möchte an dieser Stelle auf die immerhin sehr bemerkenswerte Erscheinung hinweisen, daß es besonders die jungen Kaufleute waren, die mit einer Hingebung und Verehrung ohne Gleichen das geistige Aufblühen im Judentum verfolgten und förderten. Moses Mendelssohn, David Friedländer und manche andere waren ihnen leuchtende Vorbilder. Die meisten von ihnen hatten im Talmudstudium, das allgemein geübt wurde, gute Vorbedingungen für den Ausbau des Denkens und Erfassens gewonnen und so wurde die Mußezeit nur dazu angewendet,

den Wissens- und Bildungsschatz zu vermehren. Mit wahrem Heißhunger wurde alles aufgenommen, was sich ihnen darbot, und mit Begeisterung und dem den Juden angeborenen Temperament erwarben sie diesen neuen köstlichen Besitz und hielten ihn fest. Es war eine herrliche, fruchtbare Zeit, die wir damals durchlebten und gern verweilte ich noch länger dabei, aber es drängt mich, über Euren Großvater zu sprechen, und daß ich es nur gestehe, mit dem Bekenntnis eines unrechten, ungerechten Gefühls muß ich das einleiten. Es hatte ein an Hochmut grenzender Stolz sich bei den Juden festgesetzt, die von vornehmer Abstammung waren. Gelehrsamkeit und großes Vermögen waren die Grundlagen der gesellschaftlichen Stellung, die nach außen noch immer sehr eingeschränkt, innerhalb der Judenschaft darum um so höher gehalten wurde. Man gab sich keine Rechenschaft darüber, wollte es wohl auch nicht tun, aber das Wort „Jiches" — Adel — hatte bei den Juden eine so außerordentliche Bedeutung, wie nur je in den feudalen Familien der Aristokratie, und die alten Rittergeschlechter konnten kaum einen größeren Ahnenstolz für ihre Helden und Kreuzfahrer aufbringen, als die Juden für ihre Vorfahren, die den geistigen und materiellen Besitz des Volkes gemehrt und gehütet hatten. In die Güte und Hilfsbereitschaft für arme Glaubensgenossen mischte sich immer etwas wie Herablassung, wenn sie nicht nur arm, sondern auch unwissend waren, und über ihr Herkommen nichts bekannt. Ganz unmöglich wäre es gewesen, daß Sohn oder Tochter aus gutem Hause sich unter ihrem Stande verheiratet hätte, und ebenso, wie die Vermögensverhältnisse vorher genau geordnet wurden, so wurde die Würdigkeit der Familie, mit der man eine Verbindung einging, geprüft, die Abstammung durchforscht bis in die weitesten Verzweigungen, und ein beinahe noch höherer Wert auf den Stammbaum als auf die Mitgift gelegt. Besonders bei sehr reichen Juden war es Sitte, die Kinder mit solchen, in hohem Ansehen stehenden Talmudgelehrten zu verheiraten, so daß beides, Wissen und Vermögen, die Basis solcher Ehen bildete. Das Wort „Jiches" war uns Allen geläufig. Es umfaßte das wichtigste Interesse für neue sich uns gesellende Erscheinungen und galt innerhalb dieser Kreise soviel wie ein Adelsbrief.

„Aus welcher Familie ist er?“ war die erste Frage, wenn man einen Fremden kennen lernte, „ist er von „Jiches“? die zweite. Genau so, wie man sich nach der Ahnenreihe derer „von“ und „zu“ erkundigte. Ich lächle heute darüber . . . es gab eine Stunde, wo es der erste und tiefste Schmerz meines jungen Lebens war. Damals als ich erfuhr, daß Michael Ferdinand Ehrenfest nicht von „Jiches“ sei. Ich muß hier einschalten, daß in diesen festgeschlossenen Vorurteilen eine Ausnahme zu Gunsten der „Lernenden“ gemacht wurde. Die sogenannten „Bachurim“, die Talmudbeflissenen, hatten überall Zutritt, wurden überall aufgenommen und wenn auch, vielleicht ohne daß man es selbst wußte, eine gewisse Scheidewand aufgerichtet wurde, so waren die Beziehungen zu diesen die Talmudstudien betreibenden Jünglingen durchaus herzliche und achtungsvolle. Das steigerte sich noch erheblich, als diese Studien einen wissenschaftlichen Charakter bekamen durch die Ausbildung, die mit den akademischen Studien auf der Universität Hand in Hand ging. Diese jungen Männer waren überall hochwillkommen, und im Hause von Wolf Schiff verkehrten viele von ihnen. Von dort hatte mein Bruder Josef eines Tages Michael Ehrenfest zu uns gebracht. Den jungen Studenten umgab noch ein ganz besonderer Nimbus. Er hatte, nachdem er zunächst einige Jahre das Talmudstudium betrieben, mit der Absicht Rabbiner zu werden, sich diesem plötzlich abgewendet und war zur Medizin übergegangen. Das hatte gerechtes Aufsehen in den betreffenden Kreisen gemacht, um so mehr, als noch zwei andere junge Leute seinem Beispiel folgten, und die Stellung, die Michael Ehrenfest damals einnahm, schien einigermaßen erschüttert. Da war es mein Bruder Josef, der mit dem schönen Enthusiasmus, der sein ganzes Leben auszeichnete, für ihn eintrat, mit ihm sein Freund Carl Schiff. Beide erklärten, in diesem Uebertritt Michaels auf ein anderes Studiengebiet keinen Abfall vom Judentum zu sehen, wenn er den Satzungen desselben nur treu blieb, beide fanden es sogar wünschenswert, daß die studierenden Juden sich weiteren Wissenszweigen zuwendeten, sie beriefen sich dabei auf das Beispiel Dr. Gabriel Rießers, der als Jurist, und vieler anderer die als Aerzte sich schon in jungen Jahren so große

Verdienste um ihre Glaubensgenossen erworben hatten, daß der Ruf davon auch bis nach Breslau gedrungen war, wo man in fieberhaften Erregungen die Vorgänge verfolgte, die auf die Emanzipation der Juden von Bedeutung und Einfluß waren. Es war nach der Juli-Revolution von 1830, wo diese neue Strömungen die jungen Geister erfaßten. Gabriel Rießer hatte damals gerade seine berühmte Streitschrift herausgegeben: „Ueber die Stellung der Bekenner des mosaischen Glaubens in Deutschland an die Bekenner aller Konfessionen," und man fing zu begreifen an, daß man aus dem engen Gehege philosophischer Weisheit, den exakten Wissenschaften sich zuwenden müsse, um im realen Leben tatkräftig und praktisch seinen Mann zu stellen. Michael Ehrenfest gehörte zu den ersten, die dies erkannten und durchführten. Es mögen sich wohl auch damals schon die freigeistigen Ideen in ihm geregt haben, die nachmals sein Leben erfüllten, ohne daß er deshalb je aufgehört hat, ein guter Jude zu bleiben. Mein Bruder Josef und Carl Schiff machten sich also zu Verteidigern Michaels, und ich erinnere mich lebhaft der Debatten, die darüber geführt wurden. Im Stillen billigte ich den Entschuß des jungen Studenten und in meinem jungen Herzen erwachten jene dunkeln Gefühle, mit denen man aus so kühner, ungewohnter Handlungsweise ein Heldentum sich ausmalt — und seit jenen Tagen war Michael Ehrenfest mein Held. Aber diesem Helden fehlte ein Wappen, das äußere Abzeichen des Adels. Keinerlei Jiches ließ sich erweisen und an einem Sabbath-Nachmittag saß Herr Eliefer Freund bei meinem Vater, erging sich in erregtem Gespräch über Michaels medizinisches Studium und sagte die denkwürdigen Worte: „Se megen es glauben oder nich, Mechutten, as Ehrenfest nich stammte von Parchonim, wär er nich ä so ä Freigeist . . . was wird er tun, wenn er wird Schabbes gerufen zu ä Kranken? Schreiben werd' er, un fahren werd er . . ."

„Aber das mög' man doch, bei ä Kränk . . ."

„Wer weiß, was man noch Alles mög," sagte der fanatische Mann darauf erbittert, und das Wort ist mir in späteren Jahren, wo die Jüngeren anfingen, sich auch von vielen Dingen zu befreien, oft durch den Kopf gegangen: „Wer weiß, was man noch Alles mög?"

Michael Ehrenfest aber dachte gar nic
veränderter Studiengang ihn auch zu eine
Sitten und Gebräuche führen könnte, die
Gelassen, fromm und bescheiden, mit einem
seine Wissenschaft, verkehrte er unter seinen
unterrichtete, um sich zu erhalten, in vers
die jüngeren Sprößlinge in Deutsch, Latei
und verbrachte seine wenigen Erholungs
oder bei Wolf Schiffs, so daß wir dadurch
waren. Das waren köstliche Stunden, denn
mir und meiner Nichte die Schätze der d
zu erschließen. In athemloser Spannung
er uns die Meisterwerke der großen Dichte
sich mühte, uns den geistigen und sittli
Schöpfungen zu erklären; in mir aber wu
geisterung für diese Verkörperung hoher
Idealgestalten der Liebe, Hingebung, He
schlimme Frage, und eines Tages wurde sie
Schillers „Kabale und Liebe“ zusammen
bittere Tränen über Louisens und Ferdin
und den Bürgerstolz des alten Musikus ge
als es plötzlich wie eine Verteidigung de
mir erklang: Darf man es ihm wirklich
nicht wollte, daß sein Sohn ein Bürge
Was würden meine Eltern sagen, wenn
nehmen wollte, der nicht von „Jiches“
schoß mir das Blut ins Gesicht und in
sah ich zu Ehrenfest hinüber . . . und dann
zu weinen an, daß meine Nichte Regina ga
zu beruhigen versuchte. „So darfst du
nicht zu Herzen nehmen, Naemi . . . und
gar nicht wahr . . . das ist ja nur aus
die Louise ist gewiß gar nicht tot . . .
Ehrenfest . . .“

„Wenn sie von Jiches gewesen wä
heiraten dürfen . . .“ schluchzte ich fassung

Regina sah mich ganz verdutzt an, abe
Blick traf mich, den ich nie in meinem Leb
so traurig und doch stolz zugleich war er.

Nachmittag erfuhr ich etwas über Michaels Herkunft. Merkwürdig genug war sie. Von seinen Großeltern war ihm überhaupt nichts bekannt. Vermutlich gehörte sein Großvater zu den Packjuden, die noch in den Verordnungen der Jahre 1765—1770 gleich den Zigeunern behandelt werden sollten und zu denen nächst den Gauklern, Bettlern, Bärenführern, Kollektanten, die Pack- und polnischen Juden gerechnet wurden. Ein galizischer Jude, war er wahrscheinlich in Deutschland eingewandert, und hatte bettelnd und hausierend sich dort erhalten, trotz aller Drohungen von Zuchthaus und anderen Strafen, die dem „herrenlosen Gesindel“, als das die sogenannten „Packjuden“ angesehen wurden, in Aussicht gestellt waren. Diese ärmsten, heimatslosen waren eben zäh, mußten es sein in jenem wunderbaren Selbsterhaltungstrieb, der das Volk vor dem Untergang bewahrte. Im Herzogtum Posen fanden sie damals noch die meiste Begünstigung und eine gewisse Hilfeleistung bei besser situierten Glaubensbrüdern, und dorthin weisen die Spuren von Chajim Ehrenfest, Michaels Vater.

Er war vermutlich ursprünglich wie die übrigen seiner ärmeren Glaubensbrüder, hausierend auf den Dörfern umhergegangen, das Stück trockenen Brotes und die Zwiebeln im Leinwandsäckchen mit sich führend, die Ernährung der ganzen Woche, die durch ein Glas Milch, das man auf den Bauernhöfen gegen irgend etwas von seinen Hausiererschätzen eintauschte, zum Festmahl erhoben wurde. In dieser beispiellosen Bedürfnislosigkeit lebten damals die meisten Juden. Beglückt und stolz, wenn Sabbath- und Feiertage ihnen gesteigerte Daseinsbedingungen gewissermaßen zu religiöser Pflicht machten. Chajim Ehrenfest aber hatte offenbar etwas mehr Energie und Intelligenz wie andere Packjuden, denn schon im Jahre 1807 hatte er die Erlaubnis erlangt, einen kleinen Ausschank von Wein, Branntwein und sonstigen Spirituosen zu eröffnen, außerhalb der Stadt, auf der Chaussee, die von Kempen nach Kreuzburg führte. Das Geschäft schien gut gegangen zu sein, denn die Fuhrleute, die damals noch den ganzen Verkehr der Frachten mit ihren großen Planenwagen besorgten, ebenso wie die alten Postkutschen den der Personen, machten regelmäßig Halt vor

Chajim Ehrenfests Weinschank und es bild
nach eine Art Ausspannung dort, die sicherl
lich war und es dem Chajim ermöglichte,
zu begründen. So verehelichte er sich im
Esther Manuel, einem starken, kräftigen Mä
unter den Jüdinnen damaliger Zeit öfter a
Für sein Geschäft und seinen Hausstand ern
großem Nutzen. Es gehörte ein resolutes
sicheres Auge dazu, um mit diesen Gäste
auszukommen, und sie in Ordnung zu halt
durfte es neben guten Zuspruchs handgreifli
um Trunkenbolde, Landstreicher und allerl
Zaum zu halten, die außer den Fuhrleuten
suchten. Aber Esther Manuel verstand es,
behandeln und oft soll ein Blick von ihr g
auch die rabiatesten und rohesten Gesell
Jedenfalls galt sie als eine Frau von beso
eigenschaften, und was Michael später vo
hörte, war eine Anerkennung eigentümliche
aber wohl auch den Grund ihres romantische
bildeten. Im Jahre 1811 wurde dem
Ehrenfest und seiner Gattin Esther geb. M
geboren, der den Namen Michael erhielt.
schaft und Verwandtschaft, wie das sonst, sel
Judenfamilien üblich ist, nahm teil an de
sich in der einsam gelegenen Schänke an de
spielte. Chajim Ehrenfest war ein Fremd
meinde, der nur an hohen Feiertagen „
Kempen kam und dort in der Synagoge
und ärmsten seinen Platz einnahm. Von de
Frau wußte man noch weniger. Es hieß,
falen gebürtig, mit wandernden Juden nach
und Chajim habe sie bei dieser Gelegenheit i
wo sie Rast machten, gesehen und rasch e
seiner Gefährtin gemacht. Um diese Ehe w
Romantik ihre bunten Fäden und umspa
dichten, eigentümlichen Netz außergewöhnlich
Bei der Geburt Michaels war nur die T
gegen und eine freundwillige Nachbarin,

Viertelstunde von der Schänke gelegenen Mauthhause, der Zollerhebungsstelle für Mensch und Vieh, Frau Goldine Freudenberg; ihr verdankt Michael nicht nur die spärlichen Mitteilungen über seine Eltern, sondern überhaupt den Schutz, dessen der frühverwaiste bedurfte. Frau Goldine Freudenberg, die Frau des Mauthpächters Selig Freudenberg, spielte eine gewichtige Rolle in Michaels Leben, und mit tiefster Rührung und Dankbarkeit gedachte er ihrer bis an sein Lebensende. Schon drei Tage nach Michaels Geburt stand seine Mutter wieder hinter dem Schanktische. Sie verhielt sich diesem Akte gegenüber, wie die Bäuerinnen auf dem Dorfe, nicht, wie die verwöhnten Frauen in der Stadt. Am achten Tage wurde der Knabe in die Synagoge getragen zur Aufnahme in den Bund Abrahams, wobei wiederum Frau Goldine als Gevatterin figurierte. Als man nach der feierlichen Handlung in die Schänke zurückkam, gab es Lebkuchen und süßen Likör, „Lekech und Bronew“ wie es hieß, und damit war alles erledigt. In dem Weinschank an der Landstraße ging wie vorher Mann und Frau harter und unermüdlicher Arbeit nach. Und schwerer und verantwortungsvoller wurde diese von Tag zu Tag, und was noch schlimmer war, auch des Nachts gab es keine Ruhe. Die unruhigen Zeitläufte brachten allerhand Kriegsvolk auf die Fahrstraße, daneben trieb Raubgesindel und sonstiges lichtscheues Pack sich umher, und die Sicherheit des Verkehrs litt unter den kriegerischen Ereignissen. Die einsame Schänke Chajim Ehrenfests und das Mauthhaus Selig Freudenbergs waren oft bedroht von herumziehenden Scharen wüster Gesellen, und da war es mehr die Umsicht und Kaltblütigkeit der tapferen Frauen Esther und Goldine, wie der Mut der allerdings bewaffneten Männer, die das Schlimmste abwehrten von den jeder Willkür preisgegebenen Judenhäusern. Das brachte die beiden Frauen auch mehr zusammen, und die freundlich-gütige Goldine und die ernste, verschlossene Esther schlossen eine Art Freundschaft, die den schweren, sorgenvollen Zeiten doch manchen Lichtschein gab. Dazu gehörte auch, daß in Selig Freudenbergs Hause drei Kinder, Lea, die älteste und zwei Knaben trefflich gediehen, während die Eltern Michaels sich ihres erstgeborenen und einzigen Kindes erfreuten. Dieses entwickelte sich gesund

und kräftig. Die Sorgen und Nöte der E
Schatten auf die Wiege des kleinen Ge
Anblick die junge Mutter sich manchmal
geholt haben mag; denn trauriger und s
von Tag zu Tag. Allerhand Kriegsgerüch
dem einsamen Hof, den eine Horde beutegi
bereits einmal einer Plünderung unterwor
hatte die geängstigte Frau ihr einziges
in ein Bündel gepackt und einer ergebenen
die es im Straßengraben förmlich hinkriec
Landstreichern nicht entdeckt zu werden,
brachte. Dort war die Sicherheit etwas
Gebäude der Hebestelle fiskalischer Besi
behördlichen Organe infolge dessen ihnen ei
angedeihen ließen. Und dort fand der k
Zeit darauf dauernd seine Heimat. Es w
Jahres 1813, als wieder einmal herumzi
Weinschänke überfielen und sie nach vorge
rung in Brand steckten und johlend und w
zogen, die unglückseligen Menschen hilfl
überlassend. An Rettung war nicht zu
den Aermsten zu Hilfe eilen sollen? Bis
nächsten Dorfe, von Selig Freudenberg herb
war alles niedergebrannt und Chajim G
erworbener Besitz ein Raub der Flammen.
das nackte Leben zu retten vermocht, u
Goldine die Trostspenderin und Helfer
Heimatlosen zunächst bei sich aufnahm. S
Maßnahmen seiner Frau stets einverstan
wenn es sich um Akte der Wohltätigkeit
seinem Einspännerwägelchen die schwer b
barn selbst ab und brachte die von H
triebenen unter sein schützendes Dach. Als
überwunden war, mußte Chajim aufs n
sich einen Erwerb zu suchen und verfiel dabe
und kühne Idee, sich als Marketender d
zuschließen, die damals zu neuen Kriegs
seinem Keller waren noch einige Fässer
wein der Raubgier der Plünderer entga

auf einen Karren und zog sie hinter den Kriegsscharen her, die das Edikt Friedrich Wilhelms III. am 17. März in heldenhaften Patriotismus zu den Befreiungskriegen vereinte. Viele Israeliten aus allen Kreisen der Judenschaft, reich und arm, folgten dem Aufrufe des Königs und stellten sich in die Reihe der Krieger. Aus allen Städten und Provinzen strömten sie herbei, und so gelang es Chajim Ehrenfest auch die kriegsrechtliche Erlaubnis zu erreichen, mit seinem Proviantkarren dem Heere sich anzuschließen. Herzlich schwer wurde ihm der Abschied von Weib und Kind, aber die Hoffnung, ihnen eine neue Existenz begründen zu können, wenn er nach Beendigung des Krieges mit dem dort Erworbenen zurückkommen würde, gab ihm Mut und Kraft. Auch sein Weib Esther war voll Entschlossenheit und Ruhe, und als sie zurückkam aus der Stadt, wohin sie ihm das Geleit gegeben hatte, als er sich beim militärischen Kommando meldete, da nahm sie ihr Kind in den Arm, küßte es und eine brennende Träne fiel aus ihrem Auge auf die Stirn des Knaben, so daß dieser erschrocken aufschrie. Dann sah sie ihn mit seltsamem Blick an und sagte halblaut: „Du bist gut aufgehoben bei Goldine Freudenberg, mein Michael . . . das ist eine „Zedekeste“ und ihr Haus ist in Frieden und du wirst sein mit Lea ihrer Tochter und mit ihren Söhnen Gabriel und Uriel“ . . . und dann fing sie heftig zu schluchzen an und rief mit lauter Stimme die Worte: „zu meiner Linken Gabriel, zu meiner Rechten Michael und zu meinen Häupten Uriel“ . . . man ließ sie gewähren und Goldine und Selig Freudenberg glaubten, daß so ihr grenzenloser Schmerz sich vielleicht am besten austobe.

Am nächsten Morgen war sie verschwunden. Keine Spur deutete darauf, wohin sie sich gewendet habe. In der Stadt hatte sie niemand gesehen, auch in den umliegenden Ortschaften nicht. Die Freiwilligen waren am Tage vorher abmarschiert, Chajim Ehrenfest mit ihnen, um sich in Posen dem Armeekorps zu vereinen, das nach Königsberg bestimmt war. Ein Hausierer erzählte, daß er auf der Chaussee zwischen Rawitsch und Posen eine Frau getroffen habe, die sich danach erkundigte, wo die Balmechomes — die Krieger — jetzt seien? Das war das letzte, was nach ihr hindeutete. Da

schiede sie nicht länger hindern würden, ihren Anteil an dem Aufblühen des preußischen Staates nehmen zu dürfen. Der Drang nach Bildung regte sich jetzt in allen Schichten der jüdischen Bevölkerung. Was man für sich nicht mehr erreichen konnte, wollte man seinen Kindern wenigstens zugänglich machen. Dieser gewaltige Trieb zog die Juden vom Lande in die Städte, wo sie leichter Mittel und Wege glaubten finden zu können, um für ihre Söhne und Töchter die heißbegehrten Güter geistigen Lebens zu erwerben. Tausende und aber tausende siedelten sich dann in den größeren Städten an, die Privilegien, die man ihnen gab, erleichterten ihnen den Erwerb, die Gemeinden, die sie bildeten, genossen behördlichen Schutz, und von Berlin aus, dem Mittelpunkte jüdischen Geisteslebens und sozialen Aufschwungs, gelangten Mitteilungen in die Provinz, die überall die Herzen freudiger und hoffnungsvoller schlagen machten. In diese Zeit fiel Michaels Kindheit, der mit den Freudenbergschen Kindern auferzogen, nicht ahnte, daß er ein Kind der Armut sei, um dessen Leben Abenteuerlichkeit und Kriegsromantik dunkle Schleier woben. Erst kurz vor seiner Barmizwah erzählte ihm seine Pflegemutter die Lebensschicksale seiner Eltern. Diese Erkenntnis aber drückte seinen Geist nicht darnieder. Er empfand es nicht als eine Schande, von niedriger Herkunft zu sein und gelobte sich damals schon, aus sich selbst etwas zu machen und denen in Dankbarkeit anzuhängen, die ihm so viel Gutes erwiesen. Und beides hat er getan in seinem edlen und reichen Leben.

Von Jiches war er zwar nicht, das erfuhren Regina und ich, als er uns diese Geschichte seiner Eltern erzählte, aber um ihn war etwas, was ihn adelte und auch den Ahnenstolz beugte, der ohne, daß ich mir dessen recht bewußt war, in mir ruhte. Und so hoch ich auch bis heutigen Tages das Gedenken an meine Familie halte, so großen Wert ich stets auf ihre vornehme Abstammnng gelegt habe, so habe ich an der Seite meines Gatten doch erfahren, daß es einen Adel gibt, der in der eignen Seele wurzelt und daß ein wahrhaft edler und guter Mensch eine Krone trägt, die ihn zum Herrscher macht über die gesamte sittliche Welt.

*　*　*

sich den Wünschen der älteren Gefährtin anzupassen . . . und wißt ihr, warum das geschah? Die kleine Tyrannin wollte meist nur das Gute. Sie besaß den glücklichen Instinkt, das angeborene Taktgefühl für das Rechte. Nur der ist zum Herrscher geboren, der nicht in blinder Willkür, in eigensinniger Selbstsucht sich durchzusetzen versucht, gegen die Einsicht und gegen die Demut anderer . . . und dir zu gehorchen war eine Freude, weil man dich als gütig empfand, auch wenn du noch so abwehrend und stolz erschienst. Wenn du das liest, mein Kind, dann sehe ich aus jenen Höhen auf dich herab, wo alles lichte Klarheit ist. Solche Klarheit erfüllt aber auch in dieser Stunde mein Herz, wo ich dir sage, was du uns warst und wie wir dich sahen! Dein Stolz war von besonderer Art, denn er verletzte nicht, und dein Wille war stark, weil er überzeugte, nicht zwang. Und so möge dein Stolz deinem Haus, in das du eingezogen, die Unnahbarkeit und Vornehmheit bewahren, die alles kleinliche, engherzige und gewöhnliche ihm fernhalten, nnd deine Willenskraft möge das Gute durchsetzen und wirksam sein in allem, was edel ist und groß. Nicht umsonst hat Gott dich an die Seite eines Gatten gestellt, einen Familienkreis dir erschlossen, wie er dir entsprechender nicht gedacht werden kann. So klang es aus der Rede wieder, die der ausgezeichnete Prediger, der euern Bund segnete und weihte, hielt. „Eins seid ihr vor Gott und den Menschen . . . eins waret ihr, denn ihr wurzelt im Boden derselben vornehmen Gesinnung, die ein Erbe ist eurer Väter!“ Wie schlug mein Herz in Dankbarkeit bei diesen Worten, gedachte ich deines Großvaters und meiner Ahnen, wie schlug mein Herz in Wehmut, gedachte ich deines teuren Vaters, dem es nicht vergönnt war, seines Kindes Hoheit zu schauen, und der im Dienste des Vaterlandes ein Opfer seines Berufes geworden. Wilhelm, mein herrlicher Sohn, mein Erstgeborener! Du aber wirst den Namen, den du jetzt trägst, ebenso in Ehren halten, wie wir alle den, der bislang dich zierte, Esther Ehrenfest — Esther Reichenheim, und dessen eingedenk bleiben, daß die Schönheit, die Weihe und Würde des Tages, der dir die Krone dieses Namens lieh, ein Tag der Freude und des Stolzes war für deine Großmutter!

* *
*

keine bestimmte Antwort wußte und mich auch nicht zu fragen getraute, so sagte ich mir doch eins, halb in Wehmut, halb in Lust: etwas Herrliches ist es, etwas Wunderbares, und mein unklares Fühlen gewann Gestalt, und trug die Züge von Michael Ehrenfest und war erfüllt von seines Wesens Art . . . So ist die Liebe! So sind Josef und Hannchen . . . so sind junge, beglückte Menschenkinder! Dabei lag es in der Zeit und Erziehung, daß nicht wie heut sich das laut und jubelnd ankündigte. Selbstbewußt . . . verlangend und gewährend, in äußerlichen Zärtlichkeiten und anmutendem Reiz eines Brautstandes. Scheu, verlegen, zurückhaltend waren die Brautleute, in steter Obhut und Beobachtung der Verwandten. Kaum, daß sie sich je auf Augenblicke allein sahen, kaum daß sie sich verstohlen einer Liebkosung erfreuten. Immer war jemand zur Stelle, der auf Form und Sitte streng achtete, und mehr innerlich, in heimlichen Gluten, ein still gehütetes, verschwiegenes Liebesleben war es, was man der damaligen Jugend gönnte. Selbst die Brautwerbung ging vom Vater aus, nachdem alle äußerlichen Verhältnisse geregelt waren, und großes Aufsehen machte es damals, daß man Josef und Hannchen sofort einen eigenen Hausstand begründete, und sie nicht, wie dies noch vielfach üblich war, erst einige Jahre im Hause der Schwiegereltern „Kost“ essen mußten. Ein hübsches Heim richtete man ihnen ein in einem an der Ecke der Ohlauerstraße und dem Ring gelegenen Hause.

Die Schilderung der Hochzeitsfestlichkeiten will ich euch aber heut geben, damit ihr ein Bild habt, wie in jenen Zeiten so frohe Ereignisse gefeiert wurden.

In den Tagen, die der Hochzeit vorhergingen, gab es eine freudige Geschäftigkeit in den Elternhäusern von Braut und Bräutigam und selbst in den der verwandten, befreundeten Familien. Ueberall wurden Vorbereitungen getroffen. Man rüstete die Festgewänder, man besprach eifrig alle auf diese Verbindung bezüglichen Fragen. Man erörterte, ob mein Bruder Josef oder Hannchen Schiff die bessere Partie mache, und kam endlich zu dem Schluß, daß sowohl die Familien Sinsheimer, wie die Wolf Schiffs einander ebenbürtig seien und daß ein so ausgezeichneter Mensch, wie

wurde, erscheint mir heute selbst ein Märchen. Aber ich habe dieses Märchen mit erlebt, ich, die die neue Zeit heraufdämmern sah, ich, die die neue Zeit erlebt, erlebt in innerster Seele mit ihren großen Erhebungen und ihren grausamen Schmerzen, ich, die ihr Herzblut hingegeben für diese neue Zeit, das hinausströmte, als meine Söhne den Heldentot starben, Wilhelm, mein herrlicher Sohn, dein Vater, meine Esther, und Ludwig, mein herrlicher Sohn, dein Vater, meine Ruth! Und Rabbi Akiba hatte uns dereinst gesegnet, die Jugend gesegnet, die damals in Ehrfurcht und Demut ihn umstand, nachdem er dem Bräutigam „die Weihe“ gegeben, die Ehe eingesegnet hatte. Am Donnerstag Abend war er in Breslau eingetroffen. Eine Abordnung der Gemeinde war ihm bis Obernigk entgegengereist, der hunderte von Gemeindemitgliedern sich angeschlossen hatten. Ein Viererzug war der Karosse vorgespannt, in der der kleine schmächtige Mann, in seinem seidenen Kaftan gehüllt, die Pelzkappe auf dem Haupte dasaß, still und einfach. Aber es ist mir noch heute erinnerlich, daß etwas Hoheitsvolles, Vornehmes über der bescheidenen Erscheinung ruhte, jenes undefinierbare Etwas, das die zum Herrschen Geborenen umgibt, und um den äußern Menschen den Abglanz einer edlen Seele breitet. So wirkte der Greis auf alle, die in atemlosem Schweigen das Haus von Wolf Schiff in der Reuscheſtraße umstanden, in dicht gedrängten Scharen, die Hunderte! Und dann, als er den Wagen verließ und einen Augenblick auf den steinernen Treppen, die zur Eingangspforte führten, stehen blieb und ein mildes, unendlich gütiges Lächeln seine Lippen umspielte, da neigten sich die Männer ehrfurchtsvoll und laut rief einer aus der Menge: „Gelobt seist du u. s. w.“ und die andern wiederholten murmelnd diese Worte und die Frauen schluchzten laut vor Ergriffenheit und preßten ihre Kinder an sich, als sollten sie von den Mutterarmen eng umschlungen der Empfindungen dieses Augenblickes teilhaftig werden. Drinnen aber wurde er von seiner Tochter und seinem Schwiegersohn Wolf Schiff begrüßt, die demutsvoll seine Hand küßten und ihm Hannchen zuführten, die bräutliche, deren goldbraune Haare er mit segnender Hand streifte. Diese Haare fielen am nächsten Tage der Vernichtung anheim, sie wurden nach der Trauung

Als sie kamen, nahmen Hannchens Mutter die bräutliche Tochter unter beiden Armen, und alle ihre Anverwandten weinten, und Hannchen selbst, von tiefer Rührung ergriffen, lehnte an ihrer Mutter Schulter. Ich stand von fern und wagte mir all dies nicht zu deuten, und ein banges Gefühl beschlich mich. Viel später erst erfuhr ich, daß die Braut durch ein rituelles Bad zu dieser Stunde für die Ehe geweiht wurde, für die Gemeinschaft von Seele und Leib mit dem Gatten. Als die Frauen sich beruhigt hatten, schloß sich ein fröhliches Mahl dieser Zeremonie an, ich aber blieb traurig, und im abenteuerlichen Mädchenhirn dämmerte es von den Pflichten des Weibes und ihrer heiligen Mission der Mutterschaft. Wie solche Gedanken in mir entstanden, weiß ich nicht. Vielleicht war es gerade das, was in halben Andeutungen und versteckten Hinweisen mein Ohr erreichte, meine bis dahin schlummernden Sinne weckte, meine Wißbegier reizte, was diese bangen Fragen in mir anregte, mich unruhig, ängstlich und dabei sehnsüchtig machte, und ich betrachte es als eine der besten Errungenschaften der modernen Erziehung, daß man seine Töchter aufklärt über das Wesen der Ehe und sie nicht unwissend diesem größten Wunder und tiefsten Rätsel gegenüberstellt. Es bleibt genug und übergenug, was sie in sich zu erleben haben in jenen Stunden, die sie zum Weibe machen.

So kam es, daß ich dem Hochzeitstage meines Bruders mit einer gewissen Erregung und Herzensunruhe entgegensah, die ich nur schwer beherrschen konnte. Glücklicherweise hatte niemand Zeit, sich viel um mich zu bekümmern, und so ging es unbemerkt vorüber, daß ich fast nur mechanisch, wie im Traume mich an allem beteiligte, was die freudige Geschäftigkeit dieser Tage mit sich brachte. Im Hause wurde gebacken und gebraten. Die Leckerbissen der jüdischen Küche kamen die ganze Woche nicht von unserm Tisch. Die berühmte „Kochfrau Friederike" schwang ihr Zepter in Küche und Keller, umgeben von einem Stab hilfreicher Kräfte. Man kostete und schmunzelte, man lachte. . . . Die Juden waren bei aller Einfachheit ihrer damaligen Lebenshaltung Gutschmecker. Ihre Magen waren wohl ausgerüstet für die schweren Nationalgerichte, die gewürzt, süß, fett und ziemlich unverdaulich waren. Die großen Fladen, [illegible]lben Butterkuchen, die rosinengespickten Barches, Braten

es nie, daß er in den Erregungen, den Augenblicken der Rührung, der Zärtlichkeiten und Familienintimität, die so eine Judenhochzeit auszeichnen, reserviert sich abseits hielt. Mehr wie ein stiller Beobachter als ein Zugehöriger, und daß meine Mutter, wohl unter dem Eindruck dieser innerlichen Entfremdung ihn mit „Sie" anredete, was er stillschweigend hinnahm. Auch die beiden Mädchen wurden nicht zutraulicher, und offenbar befremdete sie alles, was sie sahen. Die Hochzeit bot für sie zu viel des Absonderlichen; aber wenn ich heute gerecht beurteile, was mich damals tief verletzte, so muß ich mir sagen, Esther und Ruth werden den Zeremonien, von denen ich heute ihnen erzähle, mit ebenso viel Staunen folgen, wie einst Ellen und Judith.

Der Hochzeitsmorgen brach an. Es war ein sonniger Herbsttag. Für Naturstimmungen hatten die Juden von dazumal wenig Verständnis und ich weiß nicht, ob irgend jemand beachtete, wie schön und sonnendurchleuchtet dieser Tag war, wie reich und satt in des Herbstes gesegneter Fülle. Heute würde man der Symbolik eines solchen Hochzeitstages freudig nachspüren. Niemand dachte damals an derartige Dinge; hastig und geschäftig ging man der heiligen Handlung entgegen. Ich war am frühen Morgen mit meiner Nichte Regina und einigen Freundinnen zu einem Gärtner gegangen, der außerhalb der Stadt Gemüse und Blumen zog. Von ihm kauften wir bunte Zwergastern und Eisbeeren zu Kränzen, mit denen wir uns schmücken wollten. Frische Blumen im Haar. Der Eindruck der herbstlichen Schönheit dieses Tages ist mir in lebendiger Erinnerung geblieben. Die Morgensonne breitete sich über grünende Wegraine, goldig glänzende Stoppelfelder und blutrot glutende Vogelbeerbäume, die an der Landstraße standen, aus. Mein Herz wurde weich und weit, und träumerisch blickte ich in die Ferne, die sich vor mir auftat. Die Straße entlang kamen einige junge Leute. Michael Ehrenfest war unter ihnen, Carl Schiff, der Bruder der Braut, und einige Freunde Josefs. Sie waren frühmorgens in den Wald gegangen und kamen mit Tannenzweigen reich beladen zurück, um das Hochzeitshaus zu schmücken. Singend zogen sie einher, und die Klänge eines deutschen Liedes schollen an

Ehepaares und ihrer Nachkommen werden dadurch vor Not und Sorge gesichert, so weit dies nach menschlichem Ermessen möglich ist. Wer könnte dies mißbilligen? Damals verletzte es mich, daß geschäftliche Abmachungen diesen Tag höchster Wonne und zartesten Empfindens begleiteten, und bis auf den heutigen Tag bin ich dieses Gefühl von Abneigung und falscher Empfindsamkeit nicht los geworden. Josef und Hannchen liebten sich doch . . . Verstand und Lebenserfahrung sagen mir zwingend, daß es eine falsche Sentimentalität sei, mit der ich die Sache betrachte, aber das ist stärker als ich, und daß ichs nur gestehe, ich will es nicht anders. „Die alte Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht“ sagte ich immer, wenn jemand versuchte, in den Wall Bresche zu schießen, den ich mir errichtet hatte aus Vornehmheit, Zartgefühl, meinetwegen sogar aus Vorurteilen. Ich wollte keine Konzessionen machen, erst unbewußt vielleicht, später klar und entschieden, und ich bereue nicht, diese Gesinnung in mir vertieft zu haben. Ich bestritt nicht die Rechte anderer, nicht gewisse Notwendigkeiten mit ihren brutalen, rücksichtslosen Forderungen, aber ich lasse mir auch die meinen nicht verkümmern. Euer Großvater lächelte nachsichtig, wenn ich diese so energisch verteidigte, und ich glaube, im Grunde seiner Seele freute er sich, wenn ich in solchen Fällen immer wieder versicherte: wahrscheinlich haben die andern recht, aber ich gebe meinen Standpunkt deshalb nicht auf . . . nochmals: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht.“ Ich hatte aber auch das Glück, aus reiner Herzensneigung mich verheiraten zu können. Und später, als meine Söhne den Bund der Ehe eingingen, Wilhelm, mein herrlicher Sohn, meine Esther, und Ludwig, mein herrlicher Sohn, meine Ruth, da hielt euer Großvater mir alles fern, was meinem leicht verletzlichen Sinn hätte peinlich sein können. Es ist vielleicht kindisch von mir, mein Auge den Tatsachen, die unerläßlich sind, zu verschließen, aber ich hätschelte diese Schwäche und meine Umgebung unterstützte mich darin. — Kindisch?! War ich es damals nicht, als ich weinte und mir die Freude an meines Bruders Hochzeit verbitterte, weil dieser in des Vaters Gemach die Mitgift seiner künftigen Frau sich aufzählen ließ. Glücklicherweise konnte ich mich nicht lange solchen

und streute sie auf das gesenkte Haupt der Braut. Ein Symbol der Züchtigkeit die eine, eines der Fruchtbarkeit die zweite Zeremonie. Unter Gebetsprüchen wurde dann die Braut von ihrer und meiner Mutter, der Bräutigam von beiden Vätern unter den Trauhimmel geleitet, der unter freiem Himmel errichtet war und dessen Stangen vier junge Leute, die Freunde des Bräutigams, hielten, während alle übrigen Gäste sich darum gruppierten. Das Bild blieb mir unvergeßlich — Alter und Würde, Jugend und Fröhlichkeit, Andacht und Lust, alles in einem Gefühl vereint, der frommen Wünsche für das junge Paar. Die sehr feierliche und umständliche Zeremonie fesselte mein Interesse. Der lange, in hebräischer Sprache verlesene Ehekontrakt, die Segenssprüche des Rabbi und einzelner damit betrauter Ehrengäste, die heilige Handlung des Ringansteckens, der gemeinsame Trank aus goldenem Pokale, das Glas, das der Bräutigam mit festem Tritt zerbrach ... Das alles erfüllte mich mit tausend Gedanken, und als der Trauungsakt beendet war, brach ich halb ohnmächtig zusammen, während Hannchen und Josef glückstrahlend die Glückwünsche der Verwandten und Freunde entgegennahmen. Meine Mutter und Schwägerin, Davids Frau, waren zärtlich um mich bemüht, und ich hörte, wie im Traume, wie meine Schwägerin der Mutter beruhigend sagte: „Naemi ist noch zu zart, na, bis zu ihrer Hochzeit wird sie es schon besser vertragen ...“ Meine Hochzeit!

Sie machte zur Zeit viel von sich reden ... es war das erste Mal, daß mit gewissen, für unerläßlich geltenden Gebräuchen gebrochen wurde. Mein Bräutigam, Dr. Michael Ehrenfest, hatte es durchgesetzt, daß mein Haar nicht der alten Sitte des Scheerens anheimfiel, ich behielt meinen Hauptschmuck und durfte ihn frei und unbedeckt tragen. Das verletzte zur Zeit manch frommes Gemüt und mancher dachte und sagte: „Die neumodische Zeit breche an für die Juden und man räume auf mit Vorurteilen und altem Brauch“ ... In meinem Herzen aber war sie schon einige Jahre vorher angebrochen, am Hochzeitstage meines Bruders Josef, denn in all dem Trubel und Jubel, mit dem nach beendeter Trauung das Fest gefeiert wurde, wachte in mir etwas Neues, Fremdes auf ... etwas, das nach Klarheit

wurde, erscheint mir heute selbst ein Märchen. Aber ich habe dieses Märchen mit erlebt, ich, die die neue Zeit heraufdämmern sah, ich, die die neue Zeit erlebt, erlebt in innerster Seele mit ihren großen Erhebungen und ihren grausamen Schmerzen, ich, die ihr Herzblut hingegeben für diese neue Zeit, das hinausströmte, als meine Söhne den Heldentot starben, Wilhelm, mein herrlicher Sohn, dein Vater, meine Esther, und Ludwig, mein herrlicher Sohn, dein Vater, meine Ruth! Und Rabbi Akiba hatte uns dereinst gesegnet, die Jugend gesegnet, die damals in Ehrfurcht und Demut ihn umstand, nachdem er dem Bräutigam „die Weihe" gegeben, die Ehe eingesegnet hatte. Am Donnerstag Abend war er in Breslau eingetroffen. Eine Abordnung der Gemeinde war ihm bis Obernigk entgegengereist, der hunderte von Gemeindemitgliedern sich angeschlossen hatten. Ein Viererzug war der Karosse vorgespannt, in der der kleine schmächtige Mann, in seinem seidenen Kaftan gehüllt, die Pelzkappe auf dem Haupte dasaß, still und einfach. Aber es ist mir noch heute erinnerlich, daß etwas Hoheitsvolles, Vornehmes über der bescheidenen Erscheinung ruhte, jenes undefinierbare Etwas, das die zum Herrschen Geborenen umgibt, und um den äußern Menschen den Abglanz einer edlen Seele breitet. So wirkte der Greis auf alle, die in atemlosem Schweigen das Haus von Wolf Schiff in der Reuschestraße umstanden, in dicht gedrängten Scharen, die Hunderte! Und dann, als er den Wagen verließ und einen Augenblick auf den steinernen Treppen, die zur Eingangspforte führten, stehen blieb und ein mildes, unendlich gütiges Lächeln seine Lippen umspielte, da neigten sich die Männer ehrfurchtsvoll und laut rief einer aus der Menge: „Gelobt seist du u. s. w." und die andern wiederholten murmelnd diese Worte und die Frauen schluchzten laut vor Ergriffenheit und preßten ihre Kinder an sich, als sollten sie von den Mutterarmen eng umschlungen der Empfindungen dieses Augenblickes teilhaftig werden. Drinnen aber wurde er von seiner Tochter und seinem Schwiegersohn Wolf Schiff begrüßt, die demutsvoll seine Hand küßten und ihm Hannchen zuführten, die bräutliche, deren goldbraune Haare er mit segnender Hand streifte. Diese Haare fielen am nächsten Tage der Vernichtung anheim, sie wurden nach der Trauung

Als sie kamen, umarmte Hannchens Mutter die bräutliche Tochter unter heißen Tränen, auch alle übrigen Anwesenden weinten, und Hannchen selbst, von tiefer Rührung ergriffen, lehnte an ihrer Mutter Schulter. Ich stand von fern und wußte mir all dies nicht zu deuten, und ein banges Gefühl beschlich mich. Viel später erst erfuhr ich, daß die Braut durch ein rituales Bad in dieser Stunde für die Ehe geweiht wurde, für die Gemeinschaft von Seele und Leib mit dem Gatten. Als die Frauen sich beruhigt hatten, schloß sich ein fröhliches Mahl dieser Zeremonie an, ich aber blieb traurig, und im ahnungsvollen Mädchenherzen dämmerte es von den Pflichten des Weibes und ihrer heiligen Mission der Mutterschaft. Wie solche Gedanken in mir entstanden, weiß ich nicht. Vielleicht war es gerade das, was in halben Andeutungen und versteckten Hinweisen mein Ohr erreichte, meine bis dahin schlummernden Sinne weckte, meine Wißbegier reizte, was diese bangen Fragen in mir anregte, mich unruhig, ängstlich und dabei sehnsüchtig machte, und ich betrachtete es als eine der besten Errungenschaften der modernen Erziehung, daß man seine Töchter aufklärt über das Wesen der Ehe und sie nicht unwissend diesem größten Wunder und tiefsten Rätsel gegenüberstellt. Es bleibt genug und übergenug, was sie in sich zu erleben haben in jenen Stunden, die sie zum Weibe machen.

So kam es, daß ich dem Hochzeitstage meines Bruders mit einer gewissen Erregung und Herzensunruhe entgegensah, die ich nur schwer beherrschen konnte. Glücklicherweise hatte niemand Zeit, sich viel um mich zu bekümmern, und so ging es unbemerkt vorüber, daß ich fast nur mechanisch, wie im Traume mich an allem beteiligte, was die freudige Geschäftigkeit dieser Tage mit sich brachte. Im Hause wurde gebacken und gebraten. Die Leckerbissen der jüdischen Küche kamen die ganze Woche nicht von unserm Tisch. Die berühmte „Kochfrau Friederike" schwang ihr Zepter in Küche und Keller, umgeben von einem Stab hilfreicher Kräfte. Man kostete und schmunzelte, man lachte. . . . Die Juden waren bei aller Einfachheit ihrer damaligen Lebenshaltung Gutschmecker. Ihre Magen waren wohl ausgerüstet für die schweren Nationalgerichte, die gewürzt, süß, fett und ziemlich unverdaulich waren. Die großen Fladen, die gelben Butterkuchen, die rosinengespickten Barches, Braten

es nie, daß er in den Erregungen, den Augenblicken der Rührung, der Zärtlichkeiten und Familienintimität, die so eine Judenhochzeit auszeichnen, reserviert sich abseits hielt. Mehr wie ein stiller Beobachter als ein Zugehöriger, und daß meine Mutter, wohl unter dem Eindruck dieser innerlichen Entfremdung ihn mit „Sie" anredete, was er stillschweigend hinnahm. Auch die beiden Mädchen wurden nicht zutraulicher, und offenbar befremdete sie alles, was sie sahen. Die Hochzeit bot für sie zu viel des Absonderlichen; aber wenn ich heute gerecht beurteile, was mich damals tief verletzte, so muß ich mir sagen, Esther und Ruth werden den Zeremonien, von denen ich heute ihnen erzähle, mit ebenso viel Staunen folgen, wie einst Ellen und Judith.

Der Hochzeitsmorgen brach an. Es war ein sonniger Herbsttag. Für Naturstimmungen hatten die Juden von dazumal wenig Verständnis und ich weiß nicht, ob irgend jemand beachtete, wie schön und sonnendurchleuchtet dieser Tag war, wie reich und satt in des Herbstes gesegneter Fülle. Heute würde man der Symbolik eines solchen Hochzeitstages freudig nachspüren. Niemand dachte damals an derartige Dinge; hästig und geschäftig ging man der heiligen Handlung entgegen. Ich war am frühen Morgen mit meiner Nichte Regina und einigen Freundinnen zu einem Gärtner gegangen, der außerhalb der Stadt Gemüse und Blumen zog. Von ihm kauften wir bunte Zwergastern und Eisbeeren zu Kränzen, mit denen wir uns schmücken wollten. Frische Blumen im Haar. Der Eindruck der herbstlichen Schönheit dieses Tages ist mir in lebendiger Erinnerung geblieben. Die Morgensonne breitete sich über grünende Wegraine, goldig glänzende Stoppelfelder und blutrot glutende Vogelbeerbäume, die an der Landstraße standen, aus. Mein Herz wurde weich und weit, und träumerisch blickte ich in die Ferne, die sich vor mir auftat. Die Straße entlang kamen einige junge Leute. Michael Ehrenfest war unter ihnen, Carl Schiff, der Bruder der Braut, und einige Freunde Josefs. Sie waren frühmorgens in den Wald gegangen und kamen mit Tannenzweigen reich beladen zurück, um das Hochzeitshaus zu schmücken. Singend zogen sie einher, und die Klänge eines deutschen Liedes schollen an

Ehepaares und ihrer Nachkommen werden dadurch vor Not und Sorge gesichert, so weit dies nach menschlichem Ermessen möglich ist. Wer könnte dies mißbilligen? Damals verletzte es mich, daß geschäftliche Abmachungen diesen Tag höchster Wonne und zartesten Empfindens begleiteten, und bis auf den heutigen Tag bin ich dieses Gefühl von Abneigung und falscher Empfindsamkeit nicht los geworden. Josef und Hannchen liebten sich doch . . . Verstand und Lebenserfahrung sagen mir zwingend, daß es eine falsche Sentimentalität sei, mit der ich die Sache betrachte, aber das ist stärker als ich, und daß ichs nur gestehe, ich will es nicht anders. „Die alte Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht" sagte ich immer, wenn jemand versuchte, in den Wall Bresche zu schießen, den ich mir errichtet hatte aus Vornehmheit, Zartgefühl, meinetwegen sogar aus Vorurteilen. Ich wollte keine Konzessionen machen, erst unbewußt vielleicht, später klar und entschieden, und ich bereue nicht, diese Gesinnung in mir vertieft zu haben. Ich bestritt nicht die Rechte anderer, nicht gewisse Notwendigkeiten mit ihren brutalen, rücksichtslosen Forderungen, aber ich lasse mir auch die meinen nicht verkümmern. Euer Großvater lächelte nachsichtig, wenn ich diese so energisch verteidigte, und ich glaube, im Grunde seiner Seele freute er sich, wenn ich in solchen Fällen immer wieder versicherte: wahrscheinlich haben die andern recht, aber ich gebe meinen Standpunkt deshalb nicht auf . . . nochmals: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht." Ich hatte aber auch das Glück, aus reiner Herzensneigung mich verheiraten zu können. Und später, als meine Söhne den Bund der Ehe eingingen, Wilhelm, mein herrlicher Sohn, meine Esther, und Ludwig, mein herrlicher Sohn, meine Ruth, da hielt euer Großvater mir alles fern, was meinem leicht verletzlichen Sinn hätte peinlich sein können. Es ist vielleicht kindisch von mir, mein Auge den Tatsachen, die unerläßlich sind, zu verschließen, aber ich hätschelte diese Schwäche und meine Umgebung unterstützte mich darin. — Kindisch?! War ich es damals nicht, als ich weinte und mir die Freude an meines Bruders Hochzeit verbitterte, weil dieser in des Vaters Gemach die Mitgift seiner künftigen Frau sich aufzählen ließ. Glücklicherweise konnte ich mich nicht lange solchen

und breitete sie auf das gesenkte Haupt der Braut. Ein Symbol der Züchtigkeit die eine, eines der Fruchtbarkeit die zweite Zeremonie. Unter Gebetsrufen wurde dann die Braut von ihrer und meiner Mutter, der Bräutigam von beiden Vätern unter den Traubaldachin geführt, der unter freiem Himmel errichtet war und dessen Stangen vier junge Leute, die Freunde des Bräutigams, hielten, während alle übrigen Gäste sich darum gruppierten. Das Bild bleibt mir unvergeßlich — Alter und Würde, Jugend und Fröhlichkeit, Andacht und Lust, alles in einem Gefühl vereint, der frommen Wünsche für das junge Paar. Die sehr feierliche und umständliche Zeremonie fesselte mein Interesse. Der lange, in hebräischer Sprache verlesene Ehekontrakt, die Segenssprüche des Rabbi und einzelner damit betrauter Ehrengäste, die heilige Handlung des Ringansteckens, der gemeinsame Trank aus goldenem Pokale, das Glas, das der Bräutigam mit seinem Tritt zerbrach . . . Das alles erfüllte mich mit tausend Gedanken, und als der Trauungsakt beendet war, brach ich halb ohnmächtig zusammen, während Hannchen und Josef glückstrahlend die Glückwünsche der Verwandten und Freunde entgegennahmen. Meine Mutter und Schwägerin, Davids Frau, waren zärtlich um mich bemüht, und ich hörte, wie im Traume, wie meine Schwägerin der Mutter beruhigend sagte: „Naemi ist noch zu zart, na, bis zu ihrer Hochzeit wird sie es schon besser vertragen . . ." Meine Hochzeit!

Sie machte zur Zeit viel von sich reden . . . es war das erste Mal, daß mit gewissen, für unerläßlich geltenden Gebräuchen gebrochen wurde. Mein Bräutigam, Dr. Michael Ehrenfeit, hatte es durchgesetzt, daß mein Haar nicht der alten Sitte des Scheerens anheimfiel, ich behielt meinen Hauptschmuck und durfte ihn frei und unbedeckt tragen. Das verletzte zur Zeit manch frommes Gemüt und mancher dachte und sagte: „Die neumodische Zeit breche an für die Juden und man räume auf mit Vorurteilen und altem Brauch" . . . In meinem Herzen aber war sie schon einige Jahre vorher angebrochen, am Hochzeitstage meines Bruders Josef, denn in all dem Trubel und Jubel, mit dem nach beendeter Trauung das Fest gefeiert wurde, wachte in mir etwas Neues, Fremdes auf . . . etwas, das nach Klarheit

Zug sich bemerkbar. Ein brennender Ehrgeiz erfüllte die Gemüter und man konnte sich nimmermehr genug tun an allem, was eine erhöhte geistige Regsamkeit mit sich brachte. Für die jüngere Generation gipfelte alles in diesem einen Punkte, der so herrliche Fernsichten bot in das weite, sonnige Land der geistigen Freiheit, und die Aelteren ließen uns gewähren. Sie mochten wohl fühlen, daß es keinen Halt für den gibt, der jene Bahnen einmal betreten hat. Die Juden hatten sich ganz und gar jener Kulturelemente bemächtigt. Ihr kritischer, durch das Talmudstudium geschärfter Sinn, ihre scharfe Art zu denken und den Problemen der philosophischen Ideenwelt nachzuspüren, machten sie bald fähig, nicht nur Empfangende, sondern Gebende zu sein und sich zu Kulturträgern emporzuarbeiten, die maßgebend wurden für den guten Geschmack. Sie verstanden, die Poesie in leichter, anmutender Form sich anzueignen, sie brachten dem Wissen den nachdenklichen, schweren Ernst und die höchste Ehrfurcht entgegen. Aber diese gesellschaftliche Annäherung führte auch veränderte Anschauungen über religiöse Fragen mit sich und rüttelte mächtig an den Grundpfeilern des Glaubens. Es gab allerlei Konflikte, und viel Trübes erwuchs daraus für manche Familie . . . aber wenn ich es heute nachsinnend betrachte, so muß ich wohl sagen, wer trägt die Schuld daran? Kann man dem rollenden Rad in die Speichen fallen? Läßt der Strom der Zeit sich eindämmen?

Auch in unserm Kreise gab es schwere Stunden. Michael Ehrenfests immer deutlicher sich äußernder Freisinn erregte Anstoß bei einigen Familienmitgliedern. Nicht Vater und Mutter waren es, trotz ihrer strengen Glaubenstreue, nicht meine Brüder Josef und Samuel, aber mein Bruder David und sein Schwiegervater Eliezer Freund bekannten sich mit aller Entschiedenheit zum Alten, als mit dem Einzug des neuen Predigers ein frischer Wind die Segel blähte, die in früherer Indolenz schlapp geworden waren. Michael, Josef und Samuel waren die ersten, die sich dem hochgelehrten, geistvollen Manne anschlossen und treu zu ihm hielten in den Kämpfen, die er führte. „Kultur und Judentum!“ Diese Worte schrieb euer Großvater damals an meinen Bruder Josef von Berlin aus, wohin er zur Beendigung

Und wenn ich das so stolz hier ausspreche, so ist es mit jenem Stolze, dem tiefste Demut innewohnt!

* * *

Am 14. Mai 1837 war unser Hochzeitstag! Welche Fülle von Seligkeit weckt diese Erinnerung noch heute in mir! Ich schäme mich nicht, es zu sagen, daß mein Herz jung wird im alten Körper, gedenke ich der Fülle des Glückes, die an jenem Tage über mich hinströmte. Wie inbrünstig empfing ich den Ring aus seiner Hand, durchschauert von Heiligkeitsgefühlen, wie süß netzte der Wein meine Lippen, den ich mit ihm aus einem Becher trank, wie andächtig lauschte ich dem Segensspruch, der unsere Ehe segnete! Fest stand ich neben dem Mann meiner Wahl. Den Kopf gesenkt, dem sein Haarschmuck unversehrt erhalten blieb, in dem auch eine unerhörte Neuerung, eine Myrthenkrone ruhte. Es war die erste Trauung in dem Sinne einer modernen Zeit, und als Juden dieser Zeit gingen wir unter dem Traufhimmel hervor — als gute, glaubenstreue Juden!

* * *

Der liebe Vater, die gute Mutter! Welche Wandlungen in dieser kurzen Spanne Zeit! Es mochte ihnen nicht leicht geworden sein, sich dieser Veränderung anzupassen. Aber sie taten es mit bester Manier. Der Vater hatte im Verkehr mit den christlichen Bürgern, mit denen er vielfach in Geschäftsbeziehungen stand, sich unwillkürlich einen gewissen Weltton angeeignet. Er war zu intelligent, um nicht zu begreifen, daß die jüngere Generation nur die Wahl hatte, sich den Forderungen einer modernen Zeit anzupassen, um der so heißbegehrten Gleichberechtigung teilhaftig zu werden, oder im Althergebrachten zu verharren und dadurch die so bitter empfundene Absonderung natürlich erscheinen zu lassen. Er war also unvermerkt zu einer toleranten Auffassung der Dinge gelangt. Die Mutter machte in ihrer stillen, schlichten Weise keine gewaltsame Opposition. Sie führte das Haus im streng religiösen Sinne. Die kleinsten Gebräuche wurden mit ängst-

Freudenberg, die Tochter von Felix und Goldine Freudenberg, Michaels Pflegeeltern. Fünf Jahre älter als er, gewann sie entscheidenden Einfluß auf sein Leben, als er nach Berlin und in ihr Haus kam. Sie war an einen wohlhabenden Buchhändler Gustav Lehmann verheiratet, der ein naher Anverwandter des Dr. Markus Herz, des Gatten von Henriette Herz, war. Dadurch war auch Lea in die Kreise, die sich um die geistvolle Jüdin sammelten, eingeführt worden und sie bestand mit Ehren unter den Männern und Frauen jener unvergänglichen Epoche deutscher Geistesblüte. Das in einem Mauthhaus auf der Chaussee geborene Judenmädchen, dem die später zu Wohlstand gelangten Eltern eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen ließen, fand in der auserwählten Gesellschaft Berlins höchste Beachtung, und die Anregungen und geistigen Genüsse, welche ihr zuteil wurden, fielen auf fruchtbaren Boden. Als Michael im Jahre 1832 der Einladung Gustav und Lea Lehmanns folgend nach Berlin kam, um dort seine Studien zu beenden, fand er, wenn auch die Glanzzeit der Berliner Salons bereits vorüber war, doch noch die letzten Ausläufer jener glorreichen Zeit oft bei Lehmanns vereint, und stets war es ein Fest für ihn und uns, wenn er von jenen bedeutenden Männern sprach, die er dort kennen gelernt hatte. Es war, wie wenn vor dem Erlöschen noch einmal Alles seine letzte Kraft sammelte, um das Panier der geistigen Herrschaft hochzuhalten, das während einer 25jährigen Friedenszeit in Berlin entfaltet wurde, von jenen Heerscharen des schöngeistigen Lebens, zu denen die Juden ein starkes, stolzes Kontingent stellten. Er war den Besten und Edelsten jener Zeit, frommen, gelehrten und geistvollen Männern im Hause seiner Jugendfreundin oft begegnet, und unter der Wirkung dieser Eindrücke kehrte er zurück, um in Breslau sich als Arzt niederzulassen. Aber noch anderes, köstlicheres brachte er mit. Seine Liebe zu mir, an die er nicht vergessen in den Kreisen jener erlesenen Menschen, dem jungen, verträumten Mädchen, als das er mich zurückgelassen, hatte er die Treue bewahrt . . . die Treue, die der Grundzug seines edlen Charakters war.

* * *

[illegible]

[illegible]

Und überall in dem großen Familienkreis reicher Kindersegen. Viel Wohlstand und geregelte Lebensweise überall. Aber auch viel Ernstes und Trauriges. Teure Menschen schieden ab. Mein guter Vater starb ein Jahr nach Ludwigs Geburt, 71 Jahre alt. Auch Onkel Wolf Schiff wurde kurz darauf zu seinen Vätern versammelt, ebenso die Schwiegermutter meines Bruders David, Frau Freund. Nur Herr [illegible] Freund blieb von seinen Altersgenossen zurück, ein entschiedener Gegner der neuen Richtung, und mein Bruder David, sein Schwiegersohn, stand ganz zu ihm und mußte den großen Schmerz erleben, daß seine eigenen Kinder sich von ihm abwandten. Das gab viel Herzeleid, besonders für meine Mutter, die nach des Vaters Tode im Hause meines Bruders Josef lebte.

Aber in all' diesen inneren Erlebnissen und Kämpfen

Esther, deine schwesterliche Freundin. Sie weiß, so war ihr ums Herz, als sie den Gatten erharrte. Und nun bist du ihm vereint und hast in ihm den Getreuen gefunden, der deines Wesens Art begreift und liebt. Dich liebt mit dem großen Herzen eines edlen Mannes, dich liebt mit dem gereiften Geist eines frommen Gelehrten, dich liebt mit der weihevollen Zärtlichkeit eines reinen Gemütes!

Du wirst glücklich sein, meine Tochter, denn du hast für deine dienende Demut den Rechten gefunden, wie Esther ihn gefunden für ihren königlichen Stolz!

Ich aber will am stillen Herd mich eures Lebens freuen, so lang Gott es mir beschieden! Hinaus will ich nicht mehr! Und nichts mehr erleben . . . nur schauen und denken . . . auch wieder zurück denken!

* *
*

Was unsere Ahnen einst erlitten, ereignete sich wieder. Nach den Zeiten friedlichen Aufschwungs, ruhiger Entwicklung kam die Reaktion, unheilbringend und wüste Leidenschaften weckend. Das konnte nicht anders sein, und was ich aus früheren Zeiten nacherzählte, erlebte ich jetzt. Achtundvierzig!

Schon im Beginn der vierziger Jahre gährte es allenthalben. Bedrückungen jeglicher Art, Ungerechtigkeit und Willkür machten den Bürgern das Leben schwer und erweckten heimlichen Zorn in den sonst so patriotischen Gemütern. Vaterland und Regierung schienen einander feindliche Begriffe und man liebte das eine um so heißer, je mehr man die andere haßte. Ihr habt von jener Zeit des dumpfen Grolles und der darauf folgenden revolutionären Bewegung das historisch festgestellte gelernt, und ich berühre es nur so weit, als es im Zusammenhang mit unserem engeren Familienleben steht. Ein geschäftlicher Rückgang machte sich überall bemerkbar. Die solidesten und sichersten Häuser litten darunter, und im Kreise unserer nächsten Angehörigen hatten wir den Zusammenbruch des Geschäftes meines Bruders Samuel zu beklagen, der ebenso, wie der Schwager meines Bruders David, Eliezer Freunds ältester Sohn, seine Zahlungen einstellen mußte. Das gab schreckliche Zeiten für uns Alle. Meine

Kämpfen dieser denkwürdigen Zeit. Sie hatte es auch erreicht, ihren Mann, den sie in ihrer Begeisterung mit emportrug, in die Nationalversammlung nach Frankfurt a. M. berufen zu sehen. Einer der wenigen Juden, die dieser Auszeichnung zu teil wurden. Ihr höchster Ehrgeiz war erfüllt, aber da es ihr nicht vergönnt war, der Errungenschaften dieser Zeit teilhaftig zu werden, sie starb schon im Jahre 1850, will ich zu ihrer Charakterisierung und zu ihrem Gedächtnis einige Briefe hier für euch einfügen, die sie an ihren Mann damals schrieb und die ich bewahre. Ihr gewinnt dadurch ein Bild von der teuersten Freundin eures Großvaters, der er die höchste und dankbarste Verehrung über ihr allzufrühes Grab hinaus bewahrte. Zugleich aber auch werdet ihr aus jenen Briefen eine Vorstellung gewinnen, bis zu welchem Grade geistiger und sittlicher Höhe die jüdischen Frauen sich damals schon entwickelt hatten.

d. 2. des 4. 48.

Geliebter Mann! Noch ganz voll von dem Eindruck, den Vogts Rede (Verweigerung eines Vertrauensvotums) auf mich gemacht hat, schreibe ich Dir diese Zeilen und bitte Dich, ihm zu sagen, daß ich ihm, dem hehren Schirmvogt deutscher Freiheit, tausend Mal die Hände küsse, und daß ich nicht begreife, wie Frankfurts Frauen nicht einen Kranz für diesen Helden haben. Da ist Kraft, da ist Leben, und die tiefe Entrüstung, wie ist sie veredelt und verklärt durch die feinste Ironie und den feinsten Humor. Aber sage mir, Einziger, besteht denn die Majorität der Versammlung aus Götzenbildern, aus Mumien? Nach einer solchen, durch das dickste Fleisch bis auf das Mark dringenden Rede gibt man dem Ministerium ein Vertrauensvotum, und die Minister sind schamlos genug, es anzunehmen. Nein, das begreife, wer kann; wenn das Politik ist, dann ist sie gleichbedeutend mit Ehr- und Schamlosigkeiten. Nein, ein Tag der Rache darf nicht fern sein, jetzt lese ich noch einmal „Ocean und Mittelmeer“, jetzt ist mir erst jede Zeile, jedes Seesternchen, das er beobachtet hat, lieb und teuer, das ist mein Mann. Wie hat sich der demokratische Kongreß in Berlin blamiert und das neue Vorparlament! Es ist zum

putismus (der Apostel der „Freiheit") abwerfen, und die Partei muß sich spalten und schwächen. Diese Statuten kann nur ein herrschsüchtiger Parteiführer entworfen und eine großenteils kopflose Herde unterschrieben haben. Daß ich Dich darunter sehe, macht mich staunen. Liegt denn das Gute nur auf einer Seite? Grade das weise Herausfinden und harmonische Verbinden aller Parteien würde ich in vielen Fällen als die einzige hohe Politik halten und gerade Ihr habt Euch diesen schönen, versöhnenden Weg abgeschnitten.

d. 13. des 11. 48.

Von der Aufregung, die hier herrscht, kannst Du Dir kaum einen Begriff machen! Daß ich fortwährend fiebere, ist kein Wunder, aber daß die Philister, die Stadtverordneten, sich zu einer Adresse vereinigt haben für die National-Versammlung, wird Dich wohl auch wundernehmen. Der Verein der Freisinnigen veranstaltet morgen Abend eine große Volksversammlung, da wirst Du sehr fehlen. Wenn Ihr hier nicht mächtig für die Sache des Volkes einschreitet, so seid Ihr gerichtet für ewige Zeiten, so lautet die allgemeine Stimmung. Wenn doch ein Gott Eure gelähmte Rechte elektrisierte! Wem jetzt nicht die Augen aufgehen, der ist entweder blind oder tot geboren. „Larven herunter", wird es heißen müssen, ach, jämmerliche Physiognomien werden da zum Vorschein kommen, ich möchte dazu leuchten. Nun, geliebter Freund, laß mich Kraft finden, um mit Dir von dem Schrecklichsten zu sprechen, was mich in diesen Tagen getroffen, ich meine Robert Blums Ermordung. Gestern nach 11 Uhr, die Zeitungen waren sehr spät gekommen, las ich es in der Breslauer. Ich glaubte wahnsinnig zu werden. Eine Nacht im tobendsten Fieber war die Folge. Gott, Gott und Ihr habt ihn ins Verderben gesandt. Euch trifft die Blutschuld, Ihr habt ihn zu rächen. Jetzt weiß ich, wozu ich meine Söhne habe, ich werde sie groß ziehen für die Rache. Mit welch grauenvoller Ironie hat sich das Schicksal an dem ganzen Antrag gerächt. Wehe ihnen allen, die Vernichtung wird sie ereilen.

Gesetz erstarrt der glühendste Wunsch in seiner Brust) und wie man diese Treuen ausbeutet, um es nur noch mehr zu knechten, verliere ich alle Besinnung. Sehr viele Landleute, die heute hier waren, sagten, na, der König neigt sich ja wieder ganz auf unsere Seite, er verspricht ja alles Mögliche, er wird es auch halten. Wir dürfen nicht so ungehorsam sein, und der Reichsverweser verspricht es uns ja auch, da können wir ihm die Steuer nicht verweigern. Ich lese doch das Tröstliche aus Deinem Briefe heraus, daß Ihr nicht ganz verzweifelt und noch den Mut habt, einen neuen Verein zu gründen. Hütet Euch aber lächerlich zu werden, denn wer bei der Vereinswut in Deutschland jetzt sieht, wie alles in greulicher Zwietracht auseinanderfällt, der kann sich eines ironischen Lächelns nicht erwehren bei der Gründung eines Vereins zur Vereinigung der Uneinigen, und ich lese schon im Geiste seine Grabschrift: Die vereinigten Vereine zur Vereinigung der Uneinigen haben sich aufgelöst aus — Uneinigkeit. —

d. 6. des 12. 48.

Was ich schon vor einigen Wochen Dir gesagt, und wozu Du damals ungläubig den Kopf schütteltest, das wiederholst Du mir heute, für dieses Gesindel wagt man alles. Du hast in Frankfurt ganz den Maßstab verloren für die hiesigen Verhältnisse. Das Volk sagt entweder garnichts oder es jubelt. Arthur darf ich nicht viel erzählen von den Weltereignissen, er ist ein geborner Revolutionär und will alles füsilieren, was gegen das Volk ist.

d. 15. des 3. 49.

Gestern war ich in der größten Bewegung durch die wichtigsten Nachrichten, die mit den Schneeflocken auf die Straße fielen. Die Breslauer Zeitung verkündete die ungeheuerlichen Siege der Ungarn und die Abdankung Windischgrätz, und die Neue Preußische endlich das Fabelhafteste: Die Frankfurter Versammlung habe den König von Preußen zum erblichen deutschen Kaiser ausgerufen. Dein Brief ent-

d. 18. des 5. 49.

Wir haben jetzt 600 Soldaten hier, der Belagerungszustand ist ausgesprochen. Entziehst Du Dich der Strafe und gehst nach Amerika, so kann ich nicht mit Dir, denn im Oktober schlägt mir wieder die traurige Stunde, ich muß gebären, wo morden mir Wohltat wäre.

d. 1. des 6. 49.

Von Woche zu Woche hoffst Du auf eine Entscheidung und ich und alle Treuen mit Dir, aber vergebens. Mir scheint die Lage Deutschlands einem schweren Krankenlager vergleichbar, die meisten Aerzte haben es schon aufgegeben, einzelne warten aber noch auf eine Krisis. Bald soll es der 9., bald der 18. Tag sein, aber der Körper ist innerlich schon verwest, denn eine so lange Krankheit ist ein gewisser Tod.

* * *

Heute, wo ich diese Briefe nochmals überlese, in denen diese ganze Zeit sich wiederspiegelt und von denen ich nur einige für euch auswähle, tritt die Erscheinung Lea Lehmanns wieder in voller Lebendigkeit vor mich hin. Ich sehe, wie der kleine schwache Körper, von ihrem Feuergeist durchlodert, zusammenzubrechen scheint unter der Fülle der Eindrücke jener Jahre und unter den harten Lebenskämpfen, die ihr beschieden, und wie sie siegreich sich immer wieder aufrichtet. Ich höre die Worte eures Großvaters, mit denen er sie zur Besonnenheit und Mäßigung mahnt, wenn sie einmal auf einen Tag nach Breslau herüberkam, ich erinnere mich, wie oft er ihr riet, sich zu schonen und ihr ärztliche Verhaltungsmaßregeln gab — vergeblich . . . ein Weib wie sie mußte an der eignen lodernden Glut sich verzehren — — — und so geschah's . . . Ehre ihrem Angedenken!

* * *

Hat Gott mich auserkoren, herrlichstes zu erleben? Freudentränen entquillen meinen Augen . . . Jubel ist in

gereicht, aber es war wie Scheu in meiner Seele vor der Berührung mit der Außenwelt: von ferne will ich das Glück genießen, sublimiert bis in die letzten Gefühlsmöglichkeiten, so durchdringt es jede Faser unseres Lebens, so wie man Gottes Herrlichkeit genießt, allgegenwärtig und doch so fern!

* * *

„Hier brechen die Aufzeichnungen ab, meine Schwester," sprach Esther zu Ruth, die in ehrfürchtigem Schweigen der Vorlesung dieser merkwürdigen Papiere gefolgt war.

Die junge Frau blickte empor. In ihren Augen war ein seltsamer Ausdruck von verträumter Trauer.

„Wir werden ihres Gleichen nimmer schauen, Esther," flüsterte sie mit bebender Stimme, „was hätte sie uns noch sagen können, zu früh entsank die Feder ihrer Hand . . ." und jetzt bedeckte sie ihr Antlitz mit den Händen und brach in erschütterndes Weinen aus.

Still stand Esther vor ihr und blickte nachdenklich auf ihr gebeugtes Haupt. Mit keinem Worte suchte sie sie zu beruhigen. Dieser Schmerz mußte hinausfluten, den ihren begrub sie in starker Seele. Dann fuhr sie mit weicher Hand über das blonde Haar Ruths und sprach mit fester Stimme: „Treten wir das Erbe Naemi Ehrenfests an!"

„Rabbi Simon! Judassohn! Löb Schmeien!“ —
Lange, lange, lange Namenreihen!
„Saul Rachmowski! Samuel Abraham!“ —
Viele Blätter von Jehudas Stamm!
„Baruch Mose! Sarah und Ruth Trüber!“ —
Geisterhaft die Namen ziehn vorüber,
Vaters-Namen, Brüder-, Schwester-Namen. —
Schweigend hörens, die zur Feier kamen.

Nur als alle Namen ausgesprochen,
Ist ein lautes Schluchzen ausgebrochen,
Als es hieß: „Und in der Mutter Schoß
Ein klein Kindlein, das noch namenlos!“

---

es erfreulich, konstatieren zu dürfen, daß die meisten Vereine nun Bibliotheken besitzen, die von den Mitgliedern und deren Angehörigen stark benutzt werden, und daß an verschiedenen Orten öffentliche Lesehallen eingerichtet wurden, die auch den Nichtmitgliedern zugute kommen. Nach wie vor aber wird das Bestreben des Verbandes darauf gerichtet sein, die Vereine, insbesondere in den kleinen Gemeinden, nach Kräften zu fördern. Soweit es in unserm Vermögen steht, unterstützen wir diese, indem wir ihnen geeignete Redner schicken, Auskunft über Material zu Vorträgen erteilen und Publikationen überweisen. Um aber allen Forderungen, die an uns gestellt werden, gerecht werden zu können, müßte der Verband finanziell ganz anders fundiert sein. Leider aber sehen unsere begüterten Glaubensgenossen es noch immer nicht ein, daß auch zur Förderung literarischer und kultureller Zwecke große Geldmittel erforderlich seien. Indeß könnten die Vereine selbst wesentlich zur Erreichung der Ziele des Verbandes beitragen, wenn alle es für eine Ehrenpflicht hielten, alljährlich einen Beitrag, und sei er noch so gering, an die Kasse des Verbandes abzuführen.

Wie wenig aber auch die Vereine um das materielle Gedeihen des Verbandes sich kümmern, so läßt dieser doch keine Gelegenheit vorübergehen, ohne das Band der Zusammengehörigkeit unter den Vereinen zu festigen. Neben dem Jahrbuch, das infolge seines Inhalts wie des billigen Preises bereits zu einer beliebten Publikation der Vereine geworden ist, erhalten sämtliche Vereine alljährlich Rednerlisten, und sind dadurch in die Lage versetzt, Redner und Themata nach eigenem Ermessen zu wählen. Frühzeitig machte der Verband die Vereine auf den siebenhundertjährigen Todestag von Moses Maimonides aufmerksam und forderte sie auf, diesen Gedenktag in würdiger Weise zu begehen.

Die kleinen Vereine erhielten zu diesem Zweck als

Verzeichnis

sämtlicher Vereine für jüdische Geschichte und Litteratur in Deutschland, deren Mitgliederzahl und Vorstände.

1. **Aachen.** 140 Mitglieder. **Vorstand:** **Rabbiner Dr. Jaulus**, Ehrenvorsitzender; **Rechtsanwalt Dr. Franken**, 1. Vorsitzender; **Kaufmann Louis Mayer**, 2. Vorsitzender; **Dr. med. L. Schuster**, Schriftführer; **Dr. med. Carl Berliner**, Kassirer. **Beisitzer:** **Rentner Herm. Gottfeld**, Fabrikant **Robert Marx**, städt. Ingenieur **S. Oestreicher**.

2. **Allenstein** (Ostpr.) 54 Mitglieder. **Vorstand:** **Rabbiner Dr. Olitzki**, 1. Vorsitzender; Oberlehrer Levy, 2. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Ladendorff, 1. Schriftführer; Rechtsanwalt Cohn, 2. Schriftführer; Cantor Karo, Kassirer und Kaufmann Ludwig Silberstein, Beisitzer.

3. **Altona.** Vorstand: **Wolff Möller**, **Salomon Feinberg**, Felix Bachmann, Dr. Moses Lewy, Jacob Schehtenstetter, Salomon Buttenwieser, N. Hebe, M. Auerbach.

4. **Alzey.** 54 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Levy.

5. **Annaberg** (Erzgebirge). 27 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant M. Türk, Vorsitzender; Julius Neumark, Kassirer und Stellvertreter; Rektor F. Saphra, Schriftführer; S. Leiser und H. Lamm, Ausschuß.

6. **Ansbach.** 27 Mitgl. Vorsitzender: Dr. P. Kohn, Districts-Rabbiner.

7. **Augsburg.** 100 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Groß, Ehrenpräsident; Justizrat Ludwig Bauer, 1. Vorsitzender; Bankier Emil Gutmann, Kassirer und stellvertretender Vorsitzender; Bankier Gustav Flesch, Schriftführer; Commerzienrath Heinrich Landauer.

8. **Bamberg.** 140 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. A. Eckstein, Ad. Koburger, Sigm. Morgenroth, Emil Wassermann, Rechtsanwalt Dr. Jos. Werner.

9. **Barmen.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Grabowski, Vorsitzender; B. Mosheim, Kassirer.

10. **Berlin.** 850 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Karpeles, 1. Vorsitzender; Dr. Hirsch Hildesheimer, 2. Vorsitzender; Schriftsteller Albert Katz und Prediger Dr. Moritz Levin, Schriftführer; Rentier

22. **Breslau.** 327 Mitglieder. Vorstand: Landgerichtsrath Wollstein, 1. Vorsitzender; Dozent Dr. M. Brann, 2. Vorsitzender; Verlagsbuchhändler Max Marcus, Schatzmeister; Rechtsanwalt F. Hirschberg, 1. Schriftführer; Professor Dr. L. Cohn, Universitäts-Bibliothekar, 2. Schriftführer. Beisitzer: Louis Burgfeld, Rentier; Rabbiner Dr. Guttmann; Buchhändler H. Jacobsohn; Rechtsanwalt Joel; Louis Loewenthal; Rabbiner Dr. Rosenthal.

23. **Briesen,** Westpr. 58 Mitgl. Vorstand: Rabb. Dr. Eppenstein, 1. Vorsitzender; Kaufmann und Ziegeleibesitzer Friedmann Moses, 2. Vorsitzender; Kaufmann Adolf Jaeger, Schriftführer; Kaufmann Sally Pottlitzer, Kassirer; Dr. med. Wolff, Bibliothekar.

24. **Bromberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Walter Vorsitzender; Rechtsanwalt Baerwald, Kassirer; Oberlehrer Dr. Friedland, Kaufmann Fuß, Lehrer Herzberg.

25. **Bruchsal.** 110 Mitglieder. Wilhelm Schrag, 1. Vorsitzender; Jakob Oppenheimer, 2. Vorsitzender; Sigm. Sulzberger, Schriftführer; Hilb, Kassirer, Dr. Doctor, Dr. Fuchs, Rechtsanwalt Strauß, Stadtrat Marx, Moritz Nathan, Beisitzer.

26. **Bütow.** 28 Mitglieder. Vorstand: L. Hirschfeld; G. Scheidemann; Michael Croner; Prediger und Lehrer S. Frank.

27. **Cassel.** 132 Mitglieder. Vorstand: Bankier Gustav Sichel, Vorsitzender; Fabrikant M. Lieberg, Schriftführer; Kaufmann Jac. Schartenberg, Kassirer; Landrabbiner Dr. Prager, Privatmann J. Hornthal, Privatmann Joseph Spangenthal, Kaufmann Theodor Eisenberg, Beisitzer.

28. **Coburg.** 40 Mitglieder. Vorstand: Simon Oppenheim, Vorsitzender; Jakob Altmann, Schriftführer; Abraham Friedmann, Kassirer; Siegfried Stern, Samuel Gutmann, Beisitzer.

29. **Cöthen** (Anhalt). 52 Mitglieder. Vorstand: L. Kronheim; Rabbiner Dr. B. Seligkowitz; Benscher.

30. **Cottbus.** 30 Mitglieder. Vorstand: Waldemar Reyersbach, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Posner, 2. Vorsitzender; Georg Korant, Schriftführer; Ad. Oppenheim, Kassirer.

31. **Culm i. W.** 57 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Guttmann, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Blumenthal, 2. Vorsitzender und Schriftführer; J. P. Benjamin, Kassirer; J. Heymann, Bibliothekar; H. Saenger, Beisitzer.

32. **Culmsee.** 28 Mitglieder. Vorstand: J. Sternberg, Wittenberg, Cohn, Gelhaar.

33. **Czarnikau.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Weyl, Vorsitzender; Peiser, Stellvertreter; Hirschberg und Schleimer, Beisitzer; Kochmann, Schriftführer; Caspari, stellvertret. Schriftführer; Lemchen, Kassenführer.

Schatzmeister. J. Bloch, Schriftführer: A. Blum, K. Friedberg, S. [illegible], Beisitzer.

47. **Erfurt.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzberger, 1. Vorsitzender: Isaak Simon, 2. Vorsitzender: Dr. Gustav [illegible], 1. Schriftführer: Leopold Heilbrunn, 2. Schriftführer: G. [illegible], Kassirer.

48. **Essen** (Ruhr). 149 ordentliche und 11 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. S. Samuel, 1. Vorsitzender: Rechtsanwalt Max Abel, 2. Vorsitzender: Kaufmann August Kahn, 1. Schriftführer: Kanzleirath J. Hirsch, 2. Schriftführer und z. Zt. Rendant: Bankier Isaak Sim. Hirschland und Bankier Herz S. Hirschland, Beisitzer.

49. **Filehne.** 54 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. S. Richter, Ehrenvorsitzender; Albert Maaß, Vorsitzender: Abr. Herzberg, stellvertretender Vorsitzender; Alfred Salinger, Schriftführer: Gustav Löser, Kassirer: Hermann Gutkind, Beisitzer.

50. **Forst i. L.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanw. Zuckermann, Vorsitzender; Prediger Dr. Pulvermann, Schriftführer; Kaufmann Seidert, Kassirer.

51. **Frankfurt a. M.** 280 Mitglieder. Vorstand: Alfred Geiger, Vorsitzender: Dr. Jacob Horovitz, Schriftführer; Dr. med. Raphael Kauffmann, Julius Landsberg, Dr. Isak Heinemann, Raphael Ettlinger, Hugo Fränkel.

52. **Frankfurt a. O.** 75 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Louis Simon, Vorsitzender; prakt. Arzt Dr. Levy, Schriftführer; Apothekenbes. Dr. Kahnemann, Kassirer; prakt. Arzt Dr. Löwenstein, Beisitzer: Journalist Oskar Stensch, Bibliothekar.

53. **Freiburg** in Baden. 12 Mitglieder. Vorstand: Jakob Mayer.

54. **Friedberg i. H.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Stahl, Bad Nauheim; G. Hanau und Lehrer H. Ehrmann.

55. **Geestemünde.** 44 Familien. Vorstand: Benno Adler in Bremerhaven.

56. **Gelnhausen.** 30 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Strauß, Max Stern, Arthur Meyer, M. Lorsch, A. Goldschmidt.

57. **Gelsenkirchen-Wattenscheid.** 100 Mitglieder. Vorstand: Dr. Wallerstein, 1. Vorsitzender; Dr. Bonnin, 2. Vorsitzender; Lehrer Kaufmann, 1. Schriftführer; Lehrer Oppenheim, 2. Schriftführer; Lehrer Katz, Bibliothekar; D. Klestadt, Schatzmeister.

58. **Gießen.** 124 Mitglieder. Vorstand: Großherzoglicher Provinzialrabbiner Dr. Sander, Vorsitzender; J. Rothschild, stellvertretender Vorsitzender; Z. Kann, Rechner; Lehrer Levy, Schriftführer; J. Pfeffer.

59. **M.-Gladbach.** 96 Mitglieder. Vorstand: Hermann Cohen, Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. David, stellvertr. Vorf.; J. Aschaffen-

Jsenstein, Seminar-Director Dr. **Knoller**, Rechtsanwalt Dr. Siegmund **Meyer**, Consul **A. M.** Simon.

72. **Hechingen.** 40 Mitglieder. Vorstand: Prediger F. Wolff, Emil Weil, Eugen Wolf.

73. **Heilbronn a. N.** 55 Mitglieder. Vorstand: Hermann Wollenberger, Vorsitzender.

74. **Hildesheim.** 40 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Lewinsky, E. Freudenthal, Rechtsanwalt A. Oppenheimer, Th. Hornthal.

75. **Hirschberg i. Schl.** 47 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Biram, Justizrath Ledermann.

76. **Hochfelden.** 29 Mitglieder. Vorstand: Paul Wolff, Präsident; Armand Blum, stellvertr. Präsident; Lehrer Metzger, Schriftführer; August Bicart, Rechner; Emil Levy, Bibliothekar.

77. **Hörde.** 36 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Stern, 1. Vorsitzender; Jakob Gans, 2. Vorsitzender; L. Strauß, Schriftführer; Max Rosenthal und Felix Heimann.

78. **Höxter.** 23 Mitglieder. Vorstand: E. Michaelis, 1. Vorsitzender: Dr. E. Neustadt, 1. stellvertr. Vorsitzender; Ph. Netheim, 2. stellvertr. Vorsitzender; M. Benjamin, Schriftführer und Rendant; Lehrer J. Weinberg, Bibliothekar.

79. **Hoppstädten a. d. Nahe.** 66 Mitgl. Vorstand: Land-Rabbiner Dr. Lewit, 1. Vors.; Henri Michel, 2. Vors.; Aron Kronenberger, Schriftführer; Carl Weil, Bibliothekar; David Weil, Kassirer; Alexander Stern, Beisitzer.

80. **Inowrazlaw.** 127 Mitglieder. Vorstand: Louis Sandler, Vorsitzender; Sanitätsrat Dr. Warschauer, Vorsteher; Rechtsanwalt Latte; Abramczyk, Protokollführer; Librowicz, Rendant.

81. **Iserlohn.** 50 Mitglieder. Vorstand: Prediger Dr. Salomon, Vorsitzender; Bankier S. Elsberg, stellvertr. Vorsitzender; Kreistierarzt Goldstein, Schriftführer; J. Reifenberg, Kassierer und J. Wertheim, Bibliothekar.

82. **Kaiserslautern.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Landsberg, Dr. Dreyfuß, P. Hirschfeld, Makler.

83. **Karlsruhe** (Baden). 225 Mitglieder. Vorstand: Geh. Regierungsrat Dr. Mayer, 1. Vorsitzender; Oberrat Leop. Ettlinger, 2. Vorsitzender; Arzt Dr. Th. Homburger, Schriftführer; Bankier M. A. Straus, Kassirer; Rechtsanwalt Dr. Friedberg, Dr. med. Max Rosenberg, Chemiker Dr. A. Kronstein.

84. **Kattowitz, O.-Schl.** 124 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Glogauer, 1. Vorsitzender; Dr. Braunschweiger, 2. Vorsitzender; Josef Brauer, Schriftführer; Julius Rothmann, Kassenführer; Lehrer Max Willner, Bibliothekar; Rabbiner Dr. Cohn, Oberlehrer Dr. Goldschmidt.

Lemgo, Beisitzer; Lehrer Goldmann, Schriftführer; M. Löwenthal-Lage, Rendant.

97. **Landsberg a. W.** 45 Mitglieder. Vorstand: Adolf Nathan, Vorsitzender; Dr. B. Elsaß, Albert David, Georg Levinson, Lehrer Stern.

98. **Leipzig.** 230 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. N. Porges, 1. Vorsitzender; Jacob Blumenfeld; H. Wittner, Kassirer; Rabbiner Dr. Nobel, Schriftführer.

99. **Lippstadt.** 33 Mitglieder. Vorstand: B. Stern, Vorsitzender; J. Hammerschlag, J. Rosenfeld, S. Gostheim.

100. **Lissa i. P.** 102 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bäck, Kaufmann S. Goldschmidt, Hauptlehrer Herbst, Rechtsanwalt und Notar Nürnberg, prakt. Arzt Dr. Scherbel.

101. **Loebau** (Westpr.). 10 Mitgl. Vorstand: Kfm. J. Jacobsohn, Vorsitzender; Kfm. H. Cohn, Kassirer; Lehrer Tobias, Schriftführer und Bibliothekar.

102. **Lublinitz.** 20 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, Kaufmann Louis Schlesinger.

103. **Lübeck.** 80 Mitglieder. Vorstand: Edmund Wiener, B. Goldschmidt, Julius Mecklenburg, Alex Adler, David Carlebach.

104. **Ludwigshafen a. Rh.** 86 Mitglieder. Vorstand: Moritz Wolff, 1. Vorsitzender; Gustav Thalheimer, 2. Vorsitzender; Lehrer und Kantor Wetzler, 1. Schriftführer; Sigmund Hirschler, 2. Schriftführer; Rudolf Rubel, 1. Schatzmeister; Max Emanuel, 2. Schatzmeister; Ludwig Auerbacher, Moritz Gimbel, Jakob Wolff, Beisitzer.

105. **Magdeburg.** 87 Mitglieder. Vorstand: Oberstabsarzt a. D. Dr. Rosenthal, Vorsitzender; Justizrat Choyke, stellvertr. Vorsitzender; Dr. med. P. Wiesenthal, Schriftführer; Max Weil, Bibliothekar; Max Singer, Rendant.

106. **Mainz.** 165 Mitglieder. Vorstand: Großherzogl. Rabbiner Dr. S. Salfeld, Vorsitzender; Carl Heiden-Heimer, Max Kahn, Siegm. Lazarus, Dr. med. Levi, Ober-Ingelheim, Dr. jur. Loeb, Dr. med. Metzger, Bernh. Nußbaum, Schriftführer.

107. **Mannheim.** 200 Mitglieder. Vorstand: Eduard Bauer, Vorsitzender; Julius Simon, Schriftführer; Bankdirektor Rosenbaum, Kassirer; Dr. med. S. Felsenthal und Dr. jur. Kaufmann, Beisitzer.

108. **Marburg** (Hessen). 56 Mitgl. Rabb. Dr. Munk, Vors.

109. **Meiningen.** 40 Mitgl. Vorstand: Hugo Lang, stellvertr. Vorsitzender und Schriftführer; Carl Heimann, Kassirer; Julius Haas, Bernhard Rosenbach, Beisitzer.

110. **Memel.** 72 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Em. Carlebach-Cöln, Ehrenmitglied; Rechtsanwalt Jacobsohn, Vorsitzender; Kfm. Leon Scheinhaus, stellvertr. Vorsitzender; Kfm. Siegfried Rudeitzky,

Vorsitzender; Sally Abraham, Stellvertreter des Vors.; **Moritz** Friedheim, Schriftführer; Bernhard Goldschmidt, 2. Schriftführer; Moritz London, Schatzmeister.

123. **Nordhausen.** 60 Mitglieder. Emil Hirsch, Vorsitzender; J. Warburg, Rendant, K. Heilbrunn, W. Graupe, Dr. med. C. Stern, L. Ballin.

124. **Nürnberg.** 450 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ziemlich, Vorsitzender; Samuel Bloch, Wilhelm Ottensooser, Schriftführer; Kommerzienrat Ludw. Metzger, Kassirer.

125. **Obersitzko.** 40 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Hermann Cohn, 1. Vorsitzender; Kaufmann Julius Schlimmer, 2. Vorsitzender; Rabbiner Hermann Casper, 3. Vorsitzender; Kaufmann Siegmund Loewinsohn, Schatzmeister; Lehrer Rynarzewski, Schriftführer und Bibliothekar.

126. **Oberstein a. d. Nahe.** 42 Mitglieder. Vorstand: Land-Rabb. Dr. Lewit, 1. Vorsitzender; Elias A. Neuhäuser, 2. Vorsitzender; Oscar Stern, Kassirer; Louis Liefmann; S. Weingarten; Julius Wolff; Max Aronheim, Idar.

127. **Obornik.** 19 Mitglieder. Vorstand: L. Friedmann, Vorsitzender; M. Mannheim, Schriftführer und Bibliothekar; Jacob Zwirn, Kassirer; Nathan Zwirn, M. Wiwi, Beisitzer.

128. **Oppeln.** 102 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bäck, Vorsitzender; Dr. Schlesinger, Justizrat Cohn, Max Friedländer, Adolph Goldfeld, Hermann Proskauer, Adolph Herlitz.

129. **Osnabrück.** 40 Mitglieder. Vorstand: Andreas Jonas.

130. **Osterode** (Ostpr.). 25 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Sturmann, Vorsitzender; Dr. Löwenberg, Stellvertreter; Dr. Ritterband, Bücherverwalter; L. Wittenberg, Schriftführer; M. Friedländer, Kassenwart.

131. **Ostrowo i. P.** 57 Mitglieder. Vorstand: Kgl. Oekonomierat Goldstein, Rabb. Dr. Freund, Benno Weiß, prakt. Arzt Max Peiser, Max Friedländer, Jacob Fabisch, Max Stillschweig.

132. **Pankow.** 30 Mitglieder. Vorstand: M. Heimann, Vorsitzender; Albert Katz und Direktor M. Wilinski, Schriftführer; Georg Schwarz, Glasermeister Selbiger, Dr. Mannheim, Beisitzer.

133. **Pforzheim.**

134. **Pinne.** 38 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewin, Salomon Abraham, Siegfr. Salomonsky, Bibliothekar; Martin Markus, Alfred Markus, Hugo Borchardt, Moritz Szamatólski.

135. **Pirmasens.** 85 Mitglieder. Vorstand: Jacob Kahn, Vorsitzender; Nathan Kahn, Stellvertreter; H. Kiwi, Schriftführer; Siegmund Frank, Kassirer; Isidor Roos, Emil Hoffmann, beratende Mitgl.

Rabbiner Dr. Krauß; Lehrer K. Singermann, Schriftführer; Fabrikbesitzer M. Jakuborski, Kassenführer; Kaufm. A. Lichtenstein, Büchereiverwalter.

150. **Schivelbein i. P.** 26 Mitglieder. Vorstand: E. Wolff, Vorsitzender; D. Bukofzer, Beisitzer; Julius Gottschalk, Kassenführer; S. Saul, Schriftführer; Isidor Gabbe, Bibliothekar.

151. **Schneidemühl.** 74 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewkowitz, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Soldin, 2. Vorsitzender; Julius Edel, Rendant; Lehrer Lewin, Schriftführer; Herz Berliner und Dr. Mislowitzer, Beisitzer, Pleß, Bibliothekar.

152. **Schönlanke.** 43 Mitglieder. Vorstand: S. Badt, H. Bochner, Moses Fabian, Lehrer Wolff, S. Eppenstein, Kantor Cohn.

153. **Schrimm.** 70 Mitglieder. Rabb. Dr. Silberberg, 1. Vorsitzender; H. Breslauer, 2. Vorsitzender; A. Jaffe, Schriftführer; M. Scherek, Kassirer; Lehrer G. Hopp, Bibliothekar.

154. **Schroda.** 27 Mitglieder: Vorstand: Buchdruckereibesitzer J. Bernstein, Vorsitzender; Boroschek, Schriftführer; Kultusbeamter Moritz Heimann, Radziminski, Beisitzer.

155. **Schwedt a. O.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Holzer, Ehrenmitglied; Dr. Löwenthal, Vorsitzender; A. Müllerheim, Hugo Seelig, M. Goldstein, J. Rosner.

156. **Schweinfurt.** 75 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. M. Hommel, 1. Vorsitzender; Distr.-Rabbiner Dr. S. Stein, 2. Vorsitzender; Banquier L. Lehmann, Kassirer.

157. **Schwetz** (Weichsel). 91 Mitglieder. Vorstand: Dr. Nordheimer, Vorsitzender; Herm. Bernstein, Kassenführer; N. Dahl, Bibliothekar, P. Bremer, Schriftführer; Siegm. Knopf, Alfr. Conitzer.

158. **Siegburg.** 45 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Seelig, Vorsitzender; Dr. M. Walter, stellvertr. Vorsitzender; S. Marx und Leo Hirschhahn.

159. **Sobernheim a. N.** 25 Mitglieder. Vorstand: Alfred Marum, Vorsitzender; Lehrer S. Berendt, Schriftführer.

160. **Soetern** (Fürstenthum Birkenfeld). 40 Mtgl. Vorstand: Landrabb. Dr Lewit, Ehrenpräsident; Lehrer Baum, 1. Vorsitzender.

161. **Speyer.** 135 Mitglieder. Vorstand: Isidor Roos, Vors.; Leop. Klein, Kassirer; Jul. Seligmann, Schriftführer.

162. **Stadtlengsfeld.** 28 Mitglieder. Vorstand: Großherzoglicher Landrabbiner Dr. Wiesen und M. Klar.

163. **Steinheim** (Westfalen). 20 Mitglieder. Vorstand: Max Falkenstein, 1. Vorsitzender; Siegfried Hochheimer, 2. Vorsitzender; A. Katzenstein, Schriftführer.

178. **Vallendar.** 30 Mitglieder. Vorstand: J. Alexander, Vorsitzender.

179. **Wanfried.** 20 Mitglieder. Vorstand: L. Ehrlich, Lehrer Wallach.

180. **Warburg i. W.** 23 Mitglieder. Vorstand; J. Lehmann, 1. Vorsitzender; S. Block, 2. Vorsitzender; Lehrer Alexander, Schriftführer und Bibliothekar.

181. **Westhofen** i. Els. 11 Mitglieder. Rabbiner Dr. Marx, Lehrer Weill, M. Debré.

182. **Wesel a. Rh.** 19 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Spier, Vorsitzender; Gustav Harff und Hermann Leyens, Beisitzer.

183. **Witkowo.** 23 Mitglieder. Vorstand: Adolf Witkowski; Adolf Lubinski.

184. **Witten** (Westfalen). 70 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Oswald, 1. Vorsitzender; Dr. med. Marx, 2. Vorsitzender; Lehrer M. Mayer, Schriftführer; S. Löwenstein, Bibliothekar; M. Blanck, Kassirer.

185. **Witzenhausen.** 20 Mitglieder. Vorstand: S. Nußbaum, 1. Vorsitzender; M. Kugelmann, 2. Vorsitzender; L. Trepp, Kassirer; S. Levy, Schriftführer.

186. **Wongrowitz.** 60 Mitglieder. Vorstand: Isidor Becher, Vorsitzender; Rabb.-Verweser Nischkowski, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Spiewkowski, S. Mode, Dr. Tischler, R. Lewin, B. Gerson, Beisitzer.

187. **Wreschen.** 46 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. M. Lewin, Rechtsanwalt Peyser, Medizinalrat Dr. Michaelsohn, Gemeindevorsteher L. Miodowski, Lehrer Cohn, Itzig, J. Türk.

188. **Wronke.** 58 Mitglieder. Vorstand: J. Lissaar, 1. Vorsitzender; J. Back, 2. Vors.; Louis Lewinsohn, Kassirer; L. Hirsekorn, Leopold Haim und Moritz Kallmann, Vergnügungsausschuß.

189. **Würzburg.** 145 Mitglieder. Vorstand: Seminarlehrer Dr. G. Tachauer, Vorsitzender; Seminarlehrer Jacob Weißbart, Schriftführer; Kaufm. Emanuel Goldschmidt, Kassirer; prakt. Arzt Dr. Guttenberg und Reallehrer Prof. Dr. Bachrach, Ausschußmitglieder.

190. **Znin.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Baruch, Hermann Cohn, Lehrer A. Salinger.

Annaberg (Sachsen).

Vorträge: Dr. L. Stein-Dresden: Geschichte der Juden in Spanien. — Dr. J. Moses-Berlin: Jungjüdische Dichtung. — Dr. A. Kohut: Alexander v. Humboldt in seinem Verhalt zum Judentum. — Dr. Elbogen-Berlin, Fritz Stahl-Berlin, Rektor Saphra über verschiedene Themen.

An jeden Vortrag schließen sich Diskussionen.

Bibliothek mit 80 Bänden. Bibliothekar: Rektor F. Saphra.

Jeden Sonntag nach dem 1. und 15. d. M. findet ein Familienabend statt, an welchem gelesen wird.

Augsburg.

Vorträge: Prof. Dr. Sg. Günther-München: Palästina in Geschichte und Gegenwart. — Dr. med. Ruff-Karlsbad: Leid und Freud' im jüdischen Haus. — Justizrat Dr. Herzfelder-Augsburg: Rahel Varnhagen. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Humor und Liebe in der hebr. Poesie. — Dr. Hch. Groß-Augsburg: Hillel an der Schwelle des Christentums.

Bamberg.

Vorträge: Dr. A. Eckstein: Der Kampf der Juden um ihre Emanzipation in Bayern, II. — Kantor Karl Kleistadt-Bamberg: Die Kunst bei den Hebräern. — Prof. Hommel-München: Die babylonisch-assyrischen Altertümer unter Bezugnahme auf die Bibel, mit Lichtbildern. — Rabb. Dr. Werner-München: Mohammed und das Judentum. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Heinrich Heine und das Judentum.

Bibliothek mit ca. 350 Bänden. Bibliothekar: Dr. A. Eckstein.

Berlin.

Vorträge: 22. Oktober 1903: Dr. E. Fuchs-Danzig: Musik und Judentum (mit Erläuterungen auf dem Klavier). — 12. Nov. 1903: Dr. G. Karpeles: Ein Blick in die jüdische Literatur. — 10. Dezember 1903: Prof. Dr. Geiger: Herder und das Judentum. — 14. Januar 1904: Rabb. Dr. Ziegler-Karlsbad: Die Religionskämpfe im Judentum. — 11. Februar 1904: Prof. Dr. Martin Philippson: Die Juden in der Frühzeit Deutschlands. — 10. März 1904: Frau Dr. Hermann: Heinrich Heines hebräische Melodien.

Vortrags-Cyklen: I. Dr. S. Ochser: 26. Nov. 1903, 17. Dez. 1903, 21. Jan. 1904: Judentum und Assyriologie. — II. Rabb. Dr. Bäck-Oppeln: 25. Februar 1904, 24. März 1904, 13. April 1904: Das Wesen des Judentums.

Bernburg.

Vorträge: Dr. Grzymisch-Magdeburg: Das Familienleben in Bibel und Talmud. — Fräulein Dr. Frieda Samter-Berlin: Jüdische

Brakel, Kr. Höxter.

Vorträge: Dr. Simchowitz-Cöln: Der Roman eines polnischen Juden. — Rabb. Dr. Rosenthal-Pr.-Stargard: Babel und Bibel. — Rabb. Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Moses Mendelssohn. — Rezitator Schöffel-Charlottenburg: Rezitationsabend. — Lehrer E. Goldschmidt: Spiele bei den Juden.

Diskussionen schlossen sich stets den Vorträgen an.

Bibliothek mit 56 Bänden. Bibliothekar: Lehrer M. Weiler.

Brandenburg a. H.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Humor und Liebe in der jüdischen Poesie. — Dr. Ackermann: Die Arbeiterfrage im Judentum. — Frl. Dr. Samter-Berlin: Der ewige Jude in Sage und Dichtung. — Dr. Spanier-Magdeburg: Zur Geschichte der Judenemanzipation. — Dr. Ackermann: Aus der älteren Geschichte der Juden in Brandenburg a. H. — Rabb. Dr. Rosenak-Bremen: Meine Reise nach Galizien.

Braunschweig.

Vorträge: Prof. Dr. Philippson-Berlin: Das Judentum und der Staat. — Bankier F. Spanjer-Herford-Braunschweig: Ueber die Ehre. — Landesrabb. Dr. Rülf-Braunschweig: Jüdische Propaganda hellenistischer Juden. — Dr. Adolf Kohut-Berlin: Joh. Gottfr. v. Herder und seine Beziehungen zum Judentum und zur Bibel. — Universit.-Prof. Dr. Lefmann-Heidelberg: Judentum und Buddhatum. — Kantor Zivi-Elberfeld: Ursprung und Entwickelung der jüdischen Musik.

Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: Bankier F. Spanjer-Herford.

Bremen.

Vorträge: Maurice Morrison: Rezitationen. — Dr. Rosenak: Meine Erlebnisse in Galizien. — Dr. Rosenak: Osianders Schrift. — Dr. Moses Berlin: Morris Rosenfeld, New-York. — Dr. Ackermann-Brandenburg: Das Judentum im Lichte des Vorurteils. — Dr. Rosenak: Samson Raphael Hirsch.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Rabb. Dr. Rosenak.

Breslau.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Die Juden in der deutschen Litteratur. — Prof. Dr. M. Philippson-Berlin: Das Judentum und der Staat. — Prof. Dr. L. Geiger-Berlin: Börne. — Rabb. Dr. Guttmann-Breslau, Rabb. Dr. Rosenthal-Breslau, Dozent Dr. Braun-Breslau: 2. Vortragsreihe: Geschichte der deutschen Juden bis zum 18. Jahrhundert. — Dr. Alfred Goldschmidt-Breslau: Was nun? Eine jüdisch-soziale Betrachtung.

Briesen, Westpr.

Vorträge: Dr. med. Wolff: Gabriel Rießer. — Rabbiner Dr.

Es schlossen sich den Vorträgen immer Diskussionen an.
Bibliothek mit 30 Bänden. Bibliothekar: Simon Oppenheim.

Coethen (Anhalt).

Vorträge: Dr. B. Seligkowitz: Der ewige Jude in Sage und Dichtung. — Landesrabb. Dr. Mannheimer: Die Juden in der Kultur. — Dr. B. Seligkowitz: Mehrere Vorträge über verschiedene Kapitel aus der Geschichte des Judentums.

Cottbus.

Vortäge: Rabb. Dr. A. Lewinsky-Hildesheim: Eine Religionsdisputation in Hannover am Ende des 17. Jahrhunderts. — Rabb. Dr. Mannheimer-Oldenburg: Erziehung, Bildung, Charakter einst und jetzt. — Prof. Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Das Judentum und die deutsche Litteratur. — Rabb. Dr. Posner-Cottbus: Zacharias Frankels Anteil an den Emanzipations-Bestrebungen der Juden in Sachsen. — Waldemar Reyersbach-Cottbus: Zum Gedächtnis Karl Emil Franzos.
Diskussionsabend: Rabb. Dr. Posner: Ziele und Zwecke der jüdischen Frauenvereine.

Culm a. W.

Vorträge: Prof. Dr. Horowitz-Thorn: Ein französ. Schriftsteller über Judentum und Juden. — Ref. Eyck-Berlin: Ludwig Bamberger. — Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz: Das Kaddischgebet. — Adolf Bukofzer-Danzig: Soziale Ideen und modernes Judentum. — Rabb. Dr. Guttmann-Culm: Judentum und Toleranz. — Frau Kahmer-Nothmann-Breslau: Rezitationen.
Bibliothek mit 50 Bänden. Bibliothekar: J. Heymann.

Culmsee.

Vorträge: Cand. Zucker-Berlin: Jesajah, was könnte er uns heute sein? — Dr. Ernst Tuch-Charlottenburg: Welchen Beruf sollen unsere jüdischen Kinder wählen? — Adolf Bukofzer-Danzig: Etwas vom jüdischen Leben. — Rechtsanwalt Blumenthal-Culm: Die Rechtsverhältnisse der Juden im Deutschen Reich und Preußen.

Czarnikau.

Vorträge: Dr. Tuch-Berlin: Zu welchem Beruf sollen wir unsere jüdische Jugend zuführen? — Rabbiner Dr. Weyl-Czarnikau: Die Humanität in der peinlichen Gerichtsbarkeit der Juden. — Rabb. Dr. Wreschner-Samter: Leben und Wirken des Rabbi Akiba Eger. — Rabb. Dr. Weyl-Czarnikau: Die Almosentätigkeit in Israel.
Bibliothek mit 240 Bänden. Bibliothekar: Julius Lemchen.

Danzig.

Vorträge: 12. Januar: Julius Levy-Danzig: Cäsar und die Juden. — 28. Februar: Dr. Max Wittenberg-Hamburg: Sozialpolitische Reflexe auf die heilige Schrift. — 19. April: Dr. J. Niemirower-Jassy: Die Juden im Orient. — Dr. M. Friedlaender-Berlin: Die Geschichte der Alliance Israelite Universelle.

Duisburg-Ruhrort.

Vorträge: Dr. G. Karpeles-Berlin: Eine Reise durch Rußland. — Rabb. Dr. Mannheimer-Oldenburg: Ueber den Talmud. — Rabb. Dr. Coblenz-Bielefeld: Baruch Spinozas Stellung zum Judentum. — Rabb. Dr. Ackermann-Brandenburg: Judentum und Christentum. — Rabb. Dr. Salfeld-Mainz: Historische Erinnerungen auf einer Rheinfahrt. — Purim-Feier: Rhet. G. Schöffel-Charlottenburg: Rezitationen. — Willy Bambus-Berlin: Palästina, Land und Leute aus eigener Anschauung.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Max Loewe.

Eberswalde.

Vorträge: Prediger Hamburger: Die Humanität im Judentum. — Rabb. Dr. E. Levy-Berlin: Ruth. — Rabb. Dr. Hannover-Berlin: Der Pseudomessias Sabatai-Zwi. — Rabbiner Dr. Stein-Berlin: Schmerzensreiche Tage aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. — Rabbiner Dr. Neuhaus-Berlin: Der Philosoph Moses Mendelssohn. — Oberlehrer Geballe-Berlin: Die Esthererzählung in der deutschen Dichtung. — Dr. Kohut-Charlottenburg: Friedrich der Große und Joseph II. in ihren Beziehungen zu Juden und Judentum. — Prediger Hamburger: Die Frauen der Bibel.

Bibliothek mit 30 Bänden. Bibliothekar: Prediger Hamburger.

Der hiesige Verein kann sich rühmen, den innigen Zusammenschluß aller Gemeindeglieder bewirkt zu haben, welche das größte Interesse dem Verein resp. den Vortragsabenden entgegenbringen. Jeder Vortragsabend ist von ca. 80 Personen besucht.

Eisenach.

Vorträge: Dr. Jacob-Göttingen: Babel und Bibel. — Dr. Kahn-Berlin: Die jüdische Frau. — Erichsen-Breslau: Palästina, jüdische Kulturarbeit, und die Juden in Palästina. — Landrabbiner Dr. Wiesen-Stadtlengsfeld: Eintritt des Judentums in die moderne Kultur. — Jules Wachtel: Ein Streit um den Talmud. — Dr. Moses-Berlin: Zeit- und Streitfragen im Judentum. — Prediger Ernst Meyer-Eisenach: Vereinstätigkeit im Judentum.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Georg Neuhaus.

Elberfeld.

Vorträge: Dr. Rieger-Hamburg: Hillel und seine Lehren. — M. Stern-Elberfeld: Kurzer Rückblick auf einige Ursachen der geistigen Entwickelung des Judentums der letzten 150 Jahre. — Lehrerin Berta Sachs-Bochum: Der Jargon und sein modernster Dichter Morris Rosenfeld. — Dr. Auerbach-Elberfeld: Eine neue Schrift über Bibel und Babel. — Dr. Horowitz-Crefeld: Berthold Auerbach und das Judentum. — Hat das Judentum eine doppelte Moral?

Bibliothek mit ca. 50 Bänden. Bibliothekar: Kann.

Filehne.

Vorträge: Rabb. Dr. Richter-Filehne: Moritz Lazarus. — Dr. G. Karpeles-Berlin: Was hat das Judentum für die Kultur der Menschheit geleistet? — Rabb. Dr. Walter-Bromberg: Isaac Troki, ein Beitrag zur Apologie des Judentums. — Frl. Perlitz-Samter: Aus der Pädagogik des Volkes Israel. — S. Bergel-Berlin: Die Lage unserer Glaubensgenossen im Osten. — Rabb. Dr. Richter-Filehne: Eine Wanderung durch die jüdische Geschichte.

Bibliothek mit 130 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Puczinski.

Forst i. L.

Vorträge: Rabb. Dr. Ackermann-Brandenburg: Das Judentum im Lichte des Vorurteils. — Dr. Ludwig Pick-Berlin: Häckels Welträtsel. — Rechtsanwalt Zuckermann-Forst: Reiseerlebnisse im Orient. — Prediger Pulvermann-Forst: Der Talmud. — Dr. med. Kahn-Berlin: Körperliche und geistige Defekte bei den Juden. — Willy Bambus-Berlin: Palästina, Land und Leute. — Rabb. Dr. Biram-Hirschberg: Gabriel Rießer.

Diskussionsabende: Diverse Themata: Martin Jacob, Louis Schistan, Prediger Pulvermann.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Prediger Pulvermann.

Frankfurt a. M.

Vorträge: Rabbiner Dr. Munk-Marburg: Die Ausbreitung des Islam und seine Stellung zum Judentum. — Dr. J. Simchowitz-Köln: Leopold Kompert, der Dichter der Gasse. — Rabb. Dr. Eschelbacher-Berlin: Die Verbreitung der Lehre des Judentums zur Zeit der Entstehung des Christentums. — Rabb. Dr. Unna-Mannheim: Die Gutachtenlitteratur des Judentums als Geschichtsquelle. — Rabb. Dr. Doctor-Bruchsal: Die Juden in Amsterdam zur Zeit Rembrandts. — Dr. G. Karpeles-Berlin: Die Juden in Rußland. — Rabb. Dr. Ackermann-Brandenburg: Judentum und Christentum.

Frankfurt a. O.

Vorträge: Fräulein Dr. Samter-Berlin: Jüdische Gestalten in der modernen Litteratur. — Rabb. Dr. Ackermann-Brandenburg: Die Arbeiterfrage im Judentum. — Referendar Dr. K. Alexander: Die wirtschaftlichen Verhältnisse der deutschen Juden im Mittelalter. — Schriftsteller Herbert Katz: Moderne soziale Bestrebungen im Judentum.

Bibliothek mit ca. 450 Bänden. Bibliothekar: Oskar Stensch.

Der Verein unterhält einen Lesezirkel. Gelesen werden 7 verschiedene jüd. Zeitschriften in 3—8 wöchentl. Exemplaren.

Geestemünde.

Vorträge: Dr. Rosenack-Bremen: Meine Erlebnisse in Galizien. — Dr. Loewenthal-Hamburg: Jüdischer Humor im Mittelalter. —

Gollub W.-Pr.

Vorträge: Rabb. Dr. Pick-Straßburg: Nathan der Weise und der Talmud. — Lehrer A. Kadisch: Die Juden im polnischen Reiche bis zu den Verfolgungen unter Chmelnitzki. — Lehrer A. Kadisch: Uriel Acosta in Dichtung und Wahrheit.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Lehrer A. Kadisch.

Die Bibliothek wird sehr stark benutzt.

Es wird versuchsweise jede Woche einmal aus Werken jüdischer Autoren 1 Stunde vorgelesen; daran knüpft sich eine kurze Debatte, welcher sich ein gemütliches Zusammensein anschließt. Zweck: Die Heranziehung von jungen Kaufleuten, die hier in Stellung sind.

Gostyn.

Vorträge: Lehrer Speyer-Gostyn: Ueber den Patriotismus der Juden. — Lehrer Witt-Gostyn: Die soziale Pädagogik im Judentum der Gegenwart.

Bibliothek mit ca. 30 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Speyer.

Gotha.

Vorträge: Dr. J. Moses-Berlin: Jargon-Litteratur und Morris Rosenfeld. — Dr. Fuchs-Berlin: Oestliche Streiflichter. — Dr. Vogelstein-Stettin: Uriel Acosta. — Dr. Falk-Charlottenburg, z. Zt. Jena: Ueber den Dichter Jakobowski. — Prof. Dr. Pick-Gotha: Die Juden in Rom (Selbsterlebtes).

Grätz (Posen).

Vorträge: Dr. Pinn: Der Jude als Romanfigur. — Frl. Dr. F. Samter: Jüdische Gestalten in der neuen deutschen Litteratur. — Rabb. Dr. Friedmann-Grätz: Tafel und Speisekarte bei den alten Hebräern. — Rabb. Dr. Wreschner-Samter: Berthold Auerbach als Jude.

Der Verein besitzt eine eigene Bibliothek mit ca. 150 Bänden und ist bei einer Leihbibliothek in Posen ständig abonniert.

Graudenz.

Vorträge: Lehrer Mannheimer-Graudenz: Der Talmud. — Bankier Leo Bolnu-Graudenz: Judenfrage und Zionismus. — Dr. Niemierower Jassy: Die Juden im Orient. — Dr. Friedländer-Berlin: Die Alliance Israelite Universelle. — Rabb. Dr. J. Loevy-Graudenz: Babylon und Israel. — Geheimrat Dr. Wolf: Vor 60 Jahren.

Diskussionsabend: Referent Geheimrat Dr. Wolf: Der Zionismus.

Bibliothek mit 364 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Mannheim.

Jeden Sonnabend Abend 8 Uhr, im Laufe des Winters, finden Lehrvorträge (Pentateuch mit Kommentar) statt.

Hochfelden.

Vorträge: Rabb. Dr. Staripolsky-Zabern: Freunde und Feinde aus der jüdischen Geschichte von 165 v. bis 120 nach der bürgerlichen Zeitrechnung.

Hörde.

Vorträge: Rabb. Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Wie erziehen wir unsere Kinder? — F. Heimann-Hörde: Die Pharisäer und das neue Testament. — S. Freund-Dortmund: Jüdische Statistik. — Rabb. Dr. Rosenthal-Stargard: Hammurabi, Geschichte, Bibel und Talmud. — F. Heimann-Hörde: Die Bibel im Lichte der neuesten Forschungen und Funde. — F. Zürndorfer-Hörde: Mohammeds Lehren und Leben. — Lehrerin Frl. Sachs-Bochum: Der Jargon und sein vornehmster Dichter. — Cand. jur. Adolf Strauß-Elberfeld: Die deutschen Juden in der Kriminalistik. — Rabb. Dr. Samuel-Essen: Herder und die Poesie der Bibel. — Dr. Apfel-Barmen: Ueber jüd. Lyriker..

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: F. Heimann.

Am 6. März fand unter güt. Mitwirkung von Fräulein Melchior, des Herrn S. Freund-Dortmund und des hies. Synagogenchors eine Gedächtnisfeier für Carl Emil Franzos statt.

Höxter.

Vorträge: Dr. Simchowitz-Cöln: Der Roman eines polnischen Juden (Salomon Maimon). — Rabb. Dr. Rosenthal-Pr.-Stargard: Die Psalmen in der Weltlitteratur. — Rabb. Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Der Rabbi von Nazareth.

Hoppstädten a. d. Nahe.

Vorträge: Landesrabb. Dr. Lewit: 1. Tendenz der Lessing'schen Dramen „Die Juden" und „Nathan der Weise". — 2. Koheleth und Schopenhauer. — 3. Wie urteilen H. St. Chamberlain „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts" und Haeckel „Welträtsel" über Judentum und Religion? — 4. Haupt- und Nebencharakter der Menschen. — 5. Der jüdische Student Löwenfeld in Stilgebauers neuestem Roman „Götz Krafft". — Lehrer Josef Lasker-Oberstein: Kritische Beurteilung des Shylock-Charakters in Shakespeares „Kaufmann von Venedig".

Vorlesungen nnd Diskussionen fanden öfter statt.

Der Verein besitzt eine Bibliothek.

Inowrazlaw.

Vorträge: Rabb. Dr. Beermann-Insterburg: Tolstoi ein Essäer. — Dr. Moses-Berlin: Jungjüdische Dichtkunst. — Dr. Pinn-Berlin: Bedeutung des Judentums für die Erhaltung und Belebung der Wissenschaften. — Rabb. Dr. Kohn-Inowrazlaw: Josephus gegen Apion. — Rabb. Dr. Silberstein-Elbing: Johann Gottfr. Herder in

Kitzingen.

Vorträge: A. Grünbaum-Nürnberg: Die Kunst bei den alten Hebräern. — Rechtsanw. Dr. Hommel-Schweinfurt: Die Emanzipation der Juden in Bayern. 2 Vorträge. — Frau Leonie Meyerhof-Hildek-Frankfurt a. M.: Heimatkunst und Stammesbewußtsein. — Seminardirektor Dr. Lazarus-Cassel: Was ist der Talmud?

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Bamberger.

Köln a. Rh.

Vorträge: Professor Dr. Martin Philippsohn-Berlin: Die Juden im heutigen Deutschland. — Landesrabbiner Dr. Levit-Hoppstätten: Koheleth u. Schopenhauer. — Prof. Dr. Max Schmidt-Aachen: Die moderne Malerei und das Judentum. — Dr. S. Simchowicz-Köln: Bibel und Mode. — Frl. Leonie Hildeck-Meyerhoff-Frankfurt a. M.: Heimatkunst und Stammesbewußtsein. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Moses Maimonides.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr. Frank-Köln: Rückblick auf das verflossene Jahr. — Dr. Bodenheimer-Köln: Prof. Lombroso und sein Lebenswerk. — Moritz Levy jr.-Köln: Spinoza und seine Philosophie. — Sal. Kaufmann-Köln: Judentum und Hellenismus.

Bibliothek mit 650 Bänden. Bibliothekar: Lehrer S. Löb.

Königsberg i. Pr.

Vorträge: Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Tierschutz im Judentum. — Rabb. Dr. Silberstein-Elbing: Das Leben Spinozas. — Oberkantor Birnbaum: Der Wormser Ritus im Kreise der mittelalterlichen Riten. — M. A. Klausner-Berlin: Erinnerungen und Erfahrungen. — S. M. Rabinowitz: R. Jehuda Hanassi. — Frl. Dr. Frieda Samter-Berlin: Jüd. Gestalten der neuen Litteratur. — Dr. A. Levy-Berlin: Aus der Urgeschichte des Volkes Israel. — Cand. phil. Friedmann: Morris Rosenfeld, ein moderner Ghetto-Lyriker. — Rabb. Dr. Beermann-Insterburg: Tolstoi, ein Essäer. — S. Hausmann: Kulturhistorische und religiös-politische Bewegung der Juden in Deutschland im Mittelalter. — Lehrer Sandler: Hebbels Judith-Drama in seinen Beziehungen zum Judentum. — Frau Dr. Rosalie Perles: Unsere Großmütter. — Lehrer und Gemeindesekretär Rosenthal: Jüdische Statistik. — Universitäts-Prof. Dr. Rühl: Nicolaus v. Damascus. — Rabb. Dr. Niemierower-Jassy: Die Juden im Orient. — Dr. M. Friedländer-Berlin: Zur Geschichte der Alliance Israelite Universelle.

Bibliothek mit 2000 Bänden. Bibliothekar: Oberkant. Birnbaum.

Kolmar i. Pos.

Vorträge: Rabb. Dr. Richter-Filehne: Rabbi Akiba Eger und seine Zeit. — Dr. Karpeles-Berlin: Was haben die Juden für die Kultur der Menschheit geleistet? — Frl. Dr. Frieda Samter-Berlin:

Dr. Mannheimer-Oldenburg: Im Garten der Kultur. — Derselbe: Ueber Erziehung einst und jetzt.

Landsberg a. W.

Vorträge: Dr. B. Elsaß: Aus vergilbten Akten. Aus der Vergangenheit der Gemeinde Landsberg a. W. 2 Vorträge. — Dr. Julius Moses: Jungjüdische Dichtung. — Dr. Rosenberg-Thorn: Die Makkabäer in der deutschen Dichtung. — Dr. Perlitz-Nakel: Kaiser und Rabbi.

Der Verein hat mehrere Vorleseabende veranstaltet.

Leipzig.

Vorträge: S. Laqueur-Breslau: Crémieux. — Rabbiner Dr. Nobel-Leipzig: Herder. Zu seinem 100-jährigen Todestage. — Rabb. Dr. Jacob-Göttingen: Die Sendung Mosis. — Rabb. Dr. Porges-Leipzig: Geschichte der Juden in Leipzig. 2 Vorträge.

Diskussionsabende: Dr. Nobel-Leipzig: Bar Kochba. — Kantor Frank: Gebärdensprache der Juden.

Lippstadt.

Vorträge: S. Freund-Dortmund: Jüdische Statistik. — Dr. Ludw. A. Rosenthal-Pr.-Stargard: Die Naturdichtung in der Bibel. — Frl. Bertha Sachs-Bochum: Der Jargon und sein neuester Dichter Morris Rosenfeld. — Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Die innere Entwicklung des Judentums im 19. Jahrhundert. — Frl. Marta Baer-Hamburg: Die Lösung der Judenfrage.

An die Vorträge schlossen sich teilweise sehr lebhafte Diskussionen an.

Kleine Bibliothek mit ca. 30—40 Bänden. Bibliothekar: J. Rosenfeld.

Lissa i. P.

Vorträge: Dr. Stern-Saatz: Der Einfluß der jüd. Frauen auf die Entwickelung des Judentums. — Dr. Karpeles-Berlin: Meine Reise in Rußland. — Dr. Sandler-Breslau: Was will der Zionismus? — Dr. Rosenberg-Thorn: Ein mittelalterlicher Heine. — Dr. Mandl-Neutitschein: Die Universalität des Monotheismus.

Diskussionsabend: Dr. Bäck: Elisa ben Abujah.

Bibliothek mit 457 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Behle.

Chanukkahfeier in der Aula der jüd. Schule, bestehend in einer theatralischen Aufführung, Ansprache des Hauptlehrers Herbst, Gesang, Lichteranzünden und Verlosung für sämtliche Schulkinder.

Zehnjährige Stiftungsfeier im Kaiserhof, bestehend in Ansprache des Rabb. Dr. Bäck, theatralische Aufführung, Vortrag mehrerer Chorgesänge unter Leitung des Hauptlehrers Herbst, Festmahl.

Interessante Mitteilungen aus Litteratur und Geschichte. — Mitteilungen aus dem Gebiet der jüdischen Volkskunde.

Die Bibliothek der Rhenus-Loge steht den Vereins-Mitgliedern zur Verfügung.

Mannheim.

Vorträge: Bankier Hausmeister-Stuttgart: Die dermalige Lage des Judentums in Deutschland und den andern wichtigsten Ländern. — Lehrer Rothschild-Worms: Berthold Auerbach. — Rabb. Dr. Jacob-Göttingen: Die Sendung Mose, von Schiller. Eine Kritik. — Mathias Acher-Wien: Moderne jüdische Eigendichtungen. — Rabb. Dr. Prager-Cassel: Behandlung von Schuld und Sühne in der Bibel, im antiken und modernen Drama.

Memel.

Vorträge: Rabb. Dr. Beermann-Insterburg: Tolstoi ein Essäer. — Chefredakteur M. A. Klausner-Berlin: Staatsrechtliche und gesetzgeberische Mißverständnisse (Erfahrungen und Erinnerungen). — Frl. Dr. Samter-Berlin: Jüdische Gestalten in der neueren Litteratur. — Rabb Dr. L. A. Rosenthal-Pr.-Stargard: Geistesleben der Gemeinde Alexandria. — Rabb. Dr. Carlebach-Memel: Eine Rivalin Jerusalems. Doppelvortrag: Rabb. Dr. Niemirover-Jassy: Die Juden im Orient. — Sekretär Dr. M. Friedländer-Berlin: Zur Geschichte der Alliance Israelite Universelle.

Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: J. Werblowsky.

Metz.

Vorträge: Dr. Elias-Mühlhausen: Alliance Isr. Universelle und Zionismus. — Dr. Plaut-Frankfurt a. M.: Spinoza und das Judentum.

Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Referendar Hochschild.

Militsch (Bez. Breslau).

Vorträge: Lehrer A. Margolius-Krotoschin: Die Bibel in ihrem Einfluß auf deutsche Dichter und Denker. — Lehrer A. Margolius-Krotoschin: Aus der Berliner Salonzeit.

Mülhausen i. E.

Vorträge: Dr. Weill-Buchsweiler: Recht und Religion. — Dr. Friedemann-Wiesbaden: Palästina, Land und Leute (mit Lichtbildern). — Rabb Dr. Levy-Dijon: L'attitude d'Israël envers l'etranger.

Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Moch.

Mülheim-Ruhr.

Vorträge: Dr. Karpeles-Berlin: Hch. Heine und das Judentum. — Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Der Eintritt der Juden in die bürgerliche Freiheit. — Dr. Simchowitz-Cöln: Leopold Kompert, der Dichter der Gasse. — Dr. Ackermann-Brandenburg: Die Arbeiterfrage im Juden-

1. Jahrhundert v. Chr. bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. — Bukofzer-Danzig: Die Kunst zu leben und als Jude zu leben.

Diskussionsabende fanden jeden Dienstag statt. Referenten Dr. Fischer, Dr. Weiß, Gottschalk.

Der Westpr. Synagog. Verband stellt der Gem. eine Anzahl von Büchern zur Verfügung. Bibliothekar: Dr. Heiß.

Neustettin (Pommern).

Vorträge: Rabb. Dr. Lewy: Was lehrt uns die jüdische Geschichte? — Dr. G. Karpeles: Was haben die Juden für die Kultur geleistet? — Rabb. Dr. Lewy: Biblische Frauengestalten. — Dr. jur. Freundlich: Die Lösung der Judenfrage (Zionismus). — Rabb. Dr. Lewy: Gedächtnisrede auf Dr. Theodor Herzl.

Ferner veranstaltete der Verein im vergangenen Winter eine Makkabäer-Feier, bei welcher Szenen aus Otto Ludwig's „Makkabäer" zur Aufführung gelangten.

Bibliothek mit 80 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Dr. Lewy.

Neuwied.

Vorträge: Cand. jur. F. Salomon-Bonn: Judenheit und Litteratur. — Dr. Brüll-Frankfurt a. M.: Der Kampf um den Talmud z. Zt. der Reformation. — Jul. Rausenberg-Neuwied: Der Prophet Hosea. — Dr. Niemirower-Jassy: Die Juden des Ostens und Westens. Dr. Saalfeld-Mainz: Erinnerungen bei einer Rheinfahrt. — Frau Rahmer-Rothmann-Breslau: Rezitationen.

Alle 14 Tage Vereinsabend mit Vorträgen; dazwischen Veranstaltung zur 700-Jahrfeier von Maimonides Geburtstag, Chanukkah-Purimfeier.

Der Verein hat mit einer Bibliothek mit ca. 80 Bänden begonnen. Bibliothekar: Ernst Hartig.

Nienburg (Weser).

Vorträge: Moritz London: Rückblick auf das Jahr 5663. — Bernhard Goldschmidt: Aus den Memoiren eines römischen Ghetto-Jünglings. — Sally Katz: Aus den Papieren einer jüdischen Familie zu Hannover vom Jahre 1721.

Die Bibliothek ist der Bibliothek der „Valentin-Stiftung" angeschlossen und zählt ca. 160 Bände. Bibliothekar: Sally Katz.

Nordhausen.

Vorträge: Dr. A. Kohut, Dr. Schönberger, Dr. Karpeles, Oberlehrer Dr. Goldschmidt, über verschiedene Themata.

Diskussionen finden nach jedem Vortrage statt.

Nürnberg.

Vorträge: Dr. Ad. Kohut-Berlin: Friedrich der Große und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ratibor.

Vorträge: Rabb. Dr. Tienemann: Die Bibel und die [illegible] — Dr. [illegible]-Berlin: [illegible] — [illegible] Dr. [illegible]-Berlin: [illegible] Jahre [illegible] — [illegible] Dr. [illegible]: Das Prophetentum in Israel. — Schriftsteller Dr. [illegible]-Berlin: Marcus Herz. — Rabb. Dr. [illegible]-Königshütte: Schriftübersetzungen, mit besonderer Berücksichtigung der Zeitverhältnisse, unter denen sie entstanden.

Diskussionsabende: Apotheker Epstein-Ratibor: Handelsgeschichte der Juden im Altertum. — Rabb. Dr. Tienemann-Ratibor: Gerichtsverfassung und Prozeßform im mosaisch-talmudischen Recht. — Kaufmann [illegible] Pinczower-Ratibor: Geschichte des Sederabends.

Bibliothek mit [illegible] Bänden. Bibliothekar: Lehrer Biberfeld.

Diskussionsabende: Rabb. Dr. Dreyfuß: Jeden Sonntag Abend.
Bibliothek mit 130 Bänden. Bibliothekar: Oberkantor Alb. Kahn.

Saarwellingen.

Vorträge: Lehrer Heß: Jehuda Halevi. — Lehrer Stiefel-Saarlouis: Rabbi Akiba. — Lehrer Heß: Die Entstehung des Christentums.

Samter.

Vorträge: Dr. Wreschner: Akiba Eger und seine Zeit. — Lehrer Speyer: Patriotismus bei den Juden. — Frl. Dr. Samter: Leopold Kompert (verbunden mit Vorlesungen aus dessen Werken). — Rechtsanwalt Dr. Kokenscher: Sozialpolitik im Judentum.

Bibliothek mit 230 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Borchardt.

Schildberg i. Posen.

Vorträge: Hauptlehrer Ries-Krotoschin: Was hat das Judentum Moses Mendelssohn zu verdanken? — Rabb. Dr. Krauß-Schildberg: Die geistigen Waffen im Kampfe gegen die Angriffe auf die jüdische Religion und ihre Bekenner. — Dr. J. Sonderling-Berlin: Einführung in die jungjüdische Litteratur und Kunst. — Derselbe: Jüd. Feste.

Außerdem veranstaltete der Verein ein Simchas-Thorah-Fest, zu dem sämtl. Mitglieder der hiesigen jüd. Gemeinde Zutritt hatten — und eine Chanukah-Feier nur für seine Mitglieder.

Bibliothek mit ca. 60 Bänden. Bibliothekar: A. Lichtenstein.

Schivelbein i. Pomm.

Vorträge: Adolf Bukofzer-Danzig: Soziales Empfinden und modernes Judentum. — Dr. Ernst Tuch-Berlin: Bodenkultur.

Bibliothek. Bibliothekar: J. Gabbe.

Schrimm.

Vorträge: Rabb. Dr. Jacobson-Gnesen: Judentum und Vaterlandsliebe. — Rabb Dr. Bloch-Posen: Akiba ben Joseph und die letzten Tage Judäas. — Dr. Pinn-Berlin: Die Bedeutung des Judentums für die Erhaltung und Belebung der Wissenschaften. — Lehrer Hopp-Schrimm: Ueber den Talmud. — Rabb. Dr. Freund-Ostrowo: Religionsgespräche in vergangener Zeit. — Rabbiner Dr. Wreschner-Samter: Berthold Auerbach als Jude.

Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Hopp.

Im Winter fand ein Vereinsfest statt.

Schroda.

Vorträge: J. Bernstein: Die synagogale Musik von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. — Dr. Freund-Ostrowo: Der ewige Jude in Sage und Dichtung. — Prof. Warschauer-Posen: Friedrich der Große und die Juden. — Holzbock: Die Juden des Kaukasus.

Es fanden außerdem noch zwei größere Feste statt, und zwar das [illegible] -fest und ein Purimball.

[illegible] -rein ist tatkräftig bei der Arbeit und entwickelt sich gut.

Rosenstock: Geschichte der Juden während der Kreuzzüge. — Landrabb. Dr. Wiesen: Maimonides.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Landrabb. Dr. Wiesen.

Steinheim (Westf.).

Vorträge: Dr. Simchowitz-Köln: Zangwills Ghetto-Novellen. — Lehrer Buchdahl-Nieheim: Napoleon I. und die Juden. — Dr. Rosenthal-Stargard: Babel und Bibel. — Scheffel-Charlottenburg: Rezitationen. — Katzenstein-Steinheim: Gedenkrede auf Prof. Dr. Lazarus.

Stettin.

Vorträge: Rabb. Dr. Grünthal-Lauenburg i. Pr.: Ein jüdischer Apologet in Polen. — Rabb Dr. Vogelstein-Stettin: Von Babel zum Kaspischen Meer, Karäertum und Chazarenreich. — Rabb. Dr. Loewenthal-Hamburg: Björnsons Drama „Ueber unsere Kraft" und das Wesen des Judentums. — Dr. Julius Moses-Berlin: Jungjüdische Dichtkunst.

Diskussionsabende: Dr. Vogelstein: Die Neuorganisation des Religionsunterrichtes in der hiesigen Synagogen-Gemeinde. — Dr. Ehrenberg: Der Einflnß des Alkohols auf Sterblichkeit und Moralität bei den Juden. — Assessor Dr. Posner: Die rechtliche Stellung der Juden in Preußen.

Stolp (Pommern).

Vorträge: Rabb. Dr. Ludwig Rosenthal: Babel und Bibel. — Dr. Gustav Karpeles: Die kulturgeschichtliche Bedeutung Israels. — Rabb Dr. Max Joseph: Der Prophet Jeremias. — Dr. Alfred Klee; Die jüdische Renaissance.

Bibliothek mit ca. 120 Bänden. Bibliothekar: Zahnarzt Max Neumann.

Strasburg i. W.

Vorträge: Eröffnungsabend: Rabb. Dr. Pick: Eine Wanderung durch die jüd. Geschichte. — Rabb. Dr. Eppenstein-Briesen: Salomo Gabirol als Dichter und Denker.

Gr. Strehlitz.

Vorträge: Prediger Steiner: Jüdische Volkslitteratur im deutschen Mittelalter. — Rabbiner Dr. Norden-Myslowitz: Ein kurzer Rückblick über die Geschichte unserer Gebete. — Prediger Dr. Tiktin-Leobschütz: Die Könige von Israel. — Justizrat Wohlauer: Uriel Acosta in Wahrheit und Dichtung.

Stuttgart.

Vorträge: Dr. med. Ruff-Karlsbad: Die Frau als Hüterin der Gesundheitspflege im Hause. — Max Hausmeister: Die dermaligen Anforderungen an eine zeitgemäße Bildung. — Dr. Georg Huth: Die Juden in Sibirien.

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Adler.

Bär-Arolsen: Jungjüdische Poesie. — Rabbinatskandidat Dr. Lehmann-Berlin: Das Hohelied im Lichte der Wissenschaft.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer E. Alexander.

Westhofen i. Els.

Vorträge: Rabb. Dr. Marx: Die Juden im Elsaß in den letzten Jahren vor der französ. Revolution. — Lehrer Weill: Frauen in der Bibel. — Stud. phil. M. Debré: Heines Stellung zum Judentum. — Cand. phil. May: Moses Montefiore.

Der Verein hat einen Lesezirkel begründet.

Witten (Westfalen).

Vorträge: Rabb. Dr. David-Bochum: Juda Halevi. — Rabb. Dr. Hochfeld-Düsseldorf: Das innere Wachstum des Judentums im 19. Jahrhundert. — Lehrer Mayer-Witten: Überblick über die Geschichte des Judentums. — Frl. Sachs-Bochum: Der Jargon und sein Hauptvertreter. — Siegfr. Freund-Dortmund: Über jüdische Statistik. — Lehrer Goldschmidt-Dortmund: Zur Geschichte der Juden in Westfalen. — Lehrer Mayer-Witten: Die babylonische Gefangenschaft.

Witzenhausen.

Vorträge: Lehrer Fabisch-Göttingen: Drei wichtige Epochen im Judentum. — Lehrer Katz-Witzenhausen: Über die Entstehung des Christentums. — Oberkantor Frank-Leipzig: Die Gebärdensprache der Juden. — Lehrer Katz-Witzenhausen: Die Namen der Juden. — Dr. Schönberger-Nordhausen: Was ist Talmud.

Bibliothek mit 50 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Katz.

Wongrowitz.

Vorträge: Dr. A. Kohut-Berlin: Die namhaftesten jüdischen Humoristen in der Gegenwart. — Frl. Dr. Frieda Samter-Berlin: Jüdische Gestalten der neueren Litteratur. — Dr. Tuch-Berlin: Bodenkultur-Bewegung der Juden in Deutschland. — Studiosus Jakob Zucker-Berlin: Ist Zionismus möglich? Was leistet und kann überhaupt der Zionismus leisten? — Referendar Dr. Dobrzynski-Posen. Ueber Zionismus. — Die Lösung der Judenfrage.

Zehnjähriges Stiftungsfest.

Der Vorstand beantwortete die Fragen, welche sich im Fragekasten des Vereinslokals vorfanden, nach den Vorträgen.

Bibliothek mit 50 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Spiewkowski.

Wreschen.

Vorträge: Dr. Goldberg: Ueber den Zionismus. — Dr. G. Karpeles: Was haben die Juden für die Kultur der Menschheit geleistet? — Dr. Sonderling: Zeit- und Streitfragen. — Rabbiner Dr. Niemirower-Jassy: Die Juden im Orient. — Dr. Friedländer: Ueber die Alliance Israelite.

Korrespondenzen.

Bitte des Ausschusses.

An die Herren Vorstände, bezw. Schriftführer der Vereine richten wir die ergebene Bitte, alle an sie seitens des Sekretariats gerichteten Anfragen **sofort** beantworten zu wollen. Die Vereine, welche die Angaben über Mitgliederzahl und einen Bericht über die literarischen Leistungen vermissen, dürfen dem geschäftsführenden Ausschuß keinen Vorwurf darüber machen; es war von ihnen das Material trotz mehrmaliger Aufforderung **nicht** zu erlangen.

Diejenigen Vereine, die durch das Sekretariat leihweise Bücher oder Broschüren bezogen haben, werden hierdurch dringend ersucht, dieselben baldtunlichst zurückzusenden.

Rückständige Beiträge.

Diejenigen Vereine, welche mit ihren Beiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, werden ergebenst ersucht, dieselben an den Schatzmeister des Verbandes, Herrn **Oskar Berlin**, Berlin W., Steglitzerstr. 66, **baldigst** einsenden zu wollen.

Der Vorstand des Verbandes

der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Dr. **Gustav Karpeles**-Berlin, 1. Vorsitzender. Rabbiner Dr. **Frank**-Köln, 2. Vorsitzender. Dr. **Hirsch Hildesheimer**-Berlin, Schriftführer. **Oscar Berlin**, Schatzmeister. Dr. med. **Fink**-Hamburg, Kaufmann **Siegfried Freund**-Dortmund, Bankier **Emil L. Meyer**-Hannover, Dozent Dr. **M. Braun**-Breslau, Professor Dr. **J. Horowitz**-Thorn, Beisitzer.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dr. **Gustav Karpeles**, Vorsitzender. Dr. **Hirsch Hildesheimer**, Schriftführer. **Oscar Berlin**, Berlin W., Steglitzerstraße 66, Schatzmeister.

Sekretär:

Schriftsteller **Albert Katz**, Pankow b. Berlin, Florastraße 58.
